



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

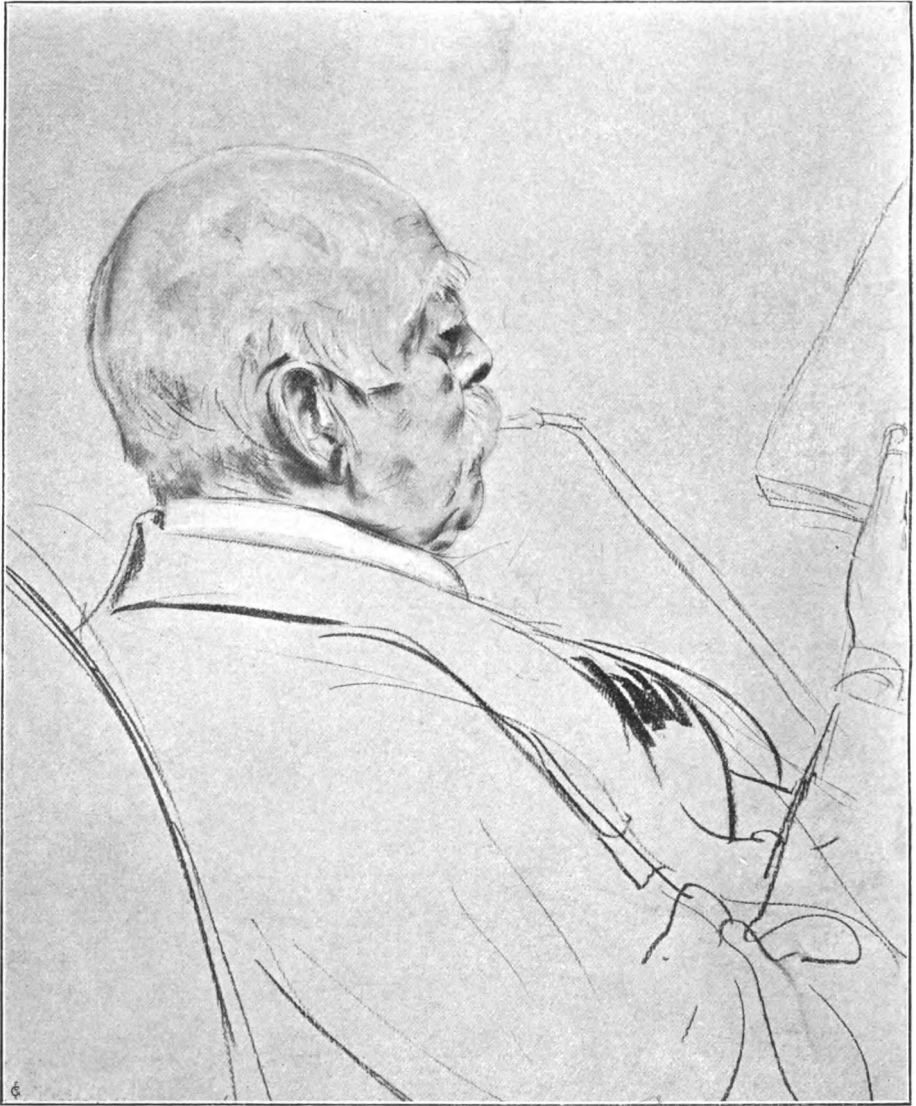
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

B 1,429,481



THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES



Wissenschaft

Nach einem Pastell von Franz von Lenbach.

12 Aus: Gaedert, Was ich am Wege fand.

Verlag von Georg Wigand in Leipzig.
Digitized by Google

Was ich am Wege fand.



Blätter und Bilder
aus Literatur, Kunst und Leben.

Von

Karl Theodor Gaedertz.

Mit Nachbildung zahlreicher Originalzeichnungen, Gemälde, Handschriften u.
im Text und auf Tafeln.



Leipzig,
Georg Wigand

1902.

830.9

G127

v. 1

Alle Rechte vorbehalten.

Seinem lieben Oheim

Heinrich Gaedertz

zum neunundachtzigsten Geburtstage

mit warmer Zuneigung

glückwünschend gewidmet

vom Verfasser.

Wanderungen
Wanderungen
3. 20. 11
42902

Früchte bringet das Leben dem Mann; doch hangen sie selten
Roth und lustig am Zweig, wie uns ein Apfel begrüßt.

Dieser Goethesche Vers kam mir oft in den Sinn auf wiederholten Studienreisen. Wahrlich, viel Mühe und Arbeit kostete es, um manchen schönen verschollenen Schatz schließlich zu heben, nach welchem ich mit Eifer und Bedacht, konsequent und systematisch suchte und spürte. Davon zeugen mehrere meiner Werke.

Hier nun biete ich, worauf ich nicht direkt fahndete, was fast ohne mein Zutun mir gleichsam in den Schoß fiel, ja recht eigentlich „was ich am Wege fand“.

Wanderungen durch Stadt und Land führten mich in Archive und Bibliotheken, Ateliers und Bureaus, auf Edelsitze und Pfarren, in Bürger- und Bauerhäuser, zu Gelehrten und Ungelehrten, Männern und Frauen, zu gar vielen freundlichen Familien. Forschte und fragte ich nach ganz bestimmten Dingen und Denkmälern, vornehmlich zur niederdeutschen Literaturgeschichte und speziell zur Lebensgeschichte Fritz Reuters, dann hieß es häufig: wir haben außerdem dies und das, was wohl auch von Wert.

Welch' Entzücken beselte mich zum Beispiel, als auf diese Weise Neues von und über Ernst Moritz Arndt in uner schöpflicher Fülle sich mir erschloß, darunter die verloren geglaubte eigenhändige Niederschrift seines berühmtesten Liedes „Was ist des Deutschen Vaterland?“ und obendrein noch ein Packet Vater Arndt betreffender prächtiger Porträts und Zeichnungen!

Ähnlich erging es mir mit Heinrich Hoffmann von Fallersleben, dem Sänger von „Deutschland, Deutschland über Alles“, mit Ludwig Bechstein, dem Sagen- und Märchen-Sammler, Heinrich Marschner, dem Komponisten, Graf Egmont Chasot, dem Helden von Hohenfriedberg, sowie all den anderen hier geschilderten Persönlichkeiten aus Vergangenheit und Gegenwart.

Aber nicht nur liebe Leute lernte ich so auf der Wanderschaft kennen, auch traute historische Stätten, wo ich gern weilte, die ich treu festhielt in Bild und Wort.

Wollte ich Alle, denen ich dankbar die Hand gedrückt, mit Namen nennen, es würde eine lange Liste. Ganz besonders verpflichteten mich durch freundliche Förderung Arndts Entelin, Frau Charlotte Fabian, Gräfin Therese Brühl, Gustav Horn, Wirklicher Geheimer Rat Freiherr von der Malsburg, der Landschaftler Franz Hoffmann-Fallerleben, des Dichters einziger Sohn, und die Architekturmalerin Fräulein Grete Waldau, deren Gemälde „Durchblick vom Lübecker Rathhaus über den Markt nach der St. Petri-Kirche“, im Besitze Seiner Majestät des Kaisers und Königs, für mein Buch zu vervielfältigen der Oberhofmarschall Graf zu Eulenburg hochgeneigtest genehmigt hat.

Noch möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß Fürst Herbert Bismarck meine seinem unvergeßlichen, großen Vater gewidmeten plattdeutschen Erinnerungen einer Durchsicht würdigte und der Münchener Meister Franz von Lenbach dieselben mit einem feinen Mappen entnommenen, bisher unveröffentlichten Bilde Bismarcks schmückte.

Mögen die sechszehn Essays und Charakteristiken, Blätter und Bilder aus Literatur, Kunst und Leben, mit Vergnügen gelesen und betrachtet werden! Wenn, was ich am Wege fand, wieder seinen Weg findet in die Häuser und Herzen zahlreicher Deutscher Familien, in Heimat und Fremde, so wäre ich am besten belohnt dafür, daß ich das Wegekraut zum Kranze gewunden.

Mit dem alten Daniel Schwenter wünsche ich zum Beschluß:

Leser, nimm an diß Buch mit Glimpff,
Brauche es zum Ernst und zum Schimpff,
Zum Nuß und zur Ergezlichkeit
Vertreib damit traurige Zeit!

Berlin.

Prof. Dr. Gaedertz.

Inhalt.

	Seite
Widmung und Vorwort	V
Neues von Vater Arndt	1
Heinrich Hoffmann von Fallersleben und Geheimrat v. Meusebach	45
Hoffmann von Fallersleben auf Helgoland	85
Aus dem Leben von Ludwig Bechstein	101
Heinrich Kruse. Ein Wort zu seinem 80. Geburtstage	119
Johann Meyer. Ein Wort zu seinem 70. Geburtstage	127
Heinrich Burmester, ein plattdeutscher Schriftsteller	137
Bismarck und de Lauenbörger Buern	163
Bismarck und die plattdeutsche Sprache	170
Fürst Bismarck und Fritz Reuter	189
Eine Dorffirche als Meeresbraut (Hoff an der Ostsee)	201
Heinrich Marschner und Familie von der Malsburg	217
Emanuel Geibels Jugendliebe, Cäcilie Wattenbach	241
Graf Chajot, der Held von Hohenfriedberg, Lübeck's Stadtkommandant	253
Rathaus und Rathsteller in Lübeck	267
Lübeck's Kaiserthor	277

Abbildungen und Faksimiles.

1. **Bismarck.** Nach einem Pastell von Franz von Lenbach. Mit Faksimile.
2. 3. **Ernst Moritz Arndts Vater und Mutter.** Nach alten Gemälden.
4. **Arndts Geburtshaus zu Schoritz auf Rügen.** Nach einer alten Lithographie.
5. **Charlotte Marie Quistorp, Arndts erste Frau.** Nach einem alten Ölbilde.
6. **Kanna Schleiermacher, Arndts zweite Frau.** Nach einer Photographie.
7. 8. **Arndt 1817 und als Sechszigjähriger.** Nach einem alten Steindruck bezw. Ölbilde.
9. **Arndts Wohnhaus und Garten zu Bonn am Rhein.** Nach einer Bleifederzeichnung von Eily Arndt.
10. **Arndt als Mitglied der Nationalversammlung zu Frankfurt a. M.** Nach einer Zeichnung von Ph. Winterwerb, 1848. Mit einem Denkspruch.
11. **Faksimile eines Stammbuchblattes von Ernst Moritz Arndt, 1851.**
12. **„Vater“ Arndt.** Letztes Bildnis. Nach einem alten Ölgemälde.
13. **Arndts Denkmal auf dem Zoll zu Bonn am Rhein.** Nach der ersten Originalaufnahme von Prof. Bernhard Afinger.
14. **Heinrich Hoffmann von Fallersleben als Jüngling.** Nach einer alten Zeichnung.
15. **Geheimrat von Meusebach.** Nach einer Bleifederzeichnung von Herman Grimm. Mit Faksimile.
16. **Sandschaft: Wolfenbüttel und Fallersleben, hinterm Harz Aurora.** Original-Handzeichnung von Heinrich Hoffmann von Fallersleben.
17. **Blick auf die Sandkirche in Breslau.** Nach einer Original-Sepiazeichnung von Franz Hoffmann-Fallersleben.
18. **Karoline von Meusebach, Hoffmanns Jugendliebe.** Silhouette.
19. **Karoline von Wisleben geb. von Meusebach im Alter.** Nach der letzten Aufnahme.
20. **Hoffmann von Fallersleben.** Nach dem Ölgemälde von G. Walther. Mit Faksimile.
21. **Helgoland.** Nach einer Original-Sepiazeichnung von Franz Hoffmann-Fallersleben.
22. **Helgoländer Haus mit Giebelstübchen, worin Hoffmann „Deutschland über Alles“ dichtete.** Nach einer Original-Sepiazeichnung von Franz Hoffmann-Fallersleben.
23. **Hoffmann von Fallersleben auf Helgoland.** Nach einer alten Lithographie.
24. **Faksimile der Urschrift von Hoffmanns Lied „Deutschland, Deutschland über Alles“, Helgoland 26. August 1841.**
25. **Hoffmanns von Fallersleben Denkmal auf Helgoland.** Nach einer Spezialaufnahme.

26. Ludwig Bechstein. Nach einer alten Zeichnung. Mit Faksimile.
27. Bechsteins Wohnhaus in Meiningen. Nach einem Steindruck.
28. Heinrich Kruse. Nach einer Photographie. Mit Faksimile.
29. Kruses Haus in Büteburg. Nach einer Spezialaufnahme.
30. Johann Meyer. Nach einer Photographie. Mit Faksimile.
31. Faksimile von Johann Meyers plattdeutschem Gedicht „Schreeg öwer“.
32. Johann Meyers Haus und Garten am Rondeel in Kiel. Nach einer Spezialaufnahme.
33. Heinrich Burmester. Nach einer Photographie. Mit Faksimile.
34. Fritz Neuter. Nach einer Bleifederzeichnung von Theodor Schloepke. Mit Faksimile.
35. Die Hoffsche Kirche an der Ostsee bei Kammin. Nach einer Spezialaufnahme
36. Das Innere der Kirche zu Hoff. Nach einer Spezialaufnahme.
37. Die Kirche zu Hoff als Ruine. Nach einer Originalzeichnung.
38. Schloß Eicheberg bei Kassel. Nach einer Originalzeichnung.
39. Heinrich Marschner. Nach einer Zeichnung von F. A. Jung. Mit Faksimile.
40. Freiherr Karl von der Malsburg. Nach einem Ölgemälde. Mit Faksimile.
41. 42. Cäcilie Wattenbach. Nach einem Aquarell von Julius Wilde. Emanuel Geibel. Nach einer Zeichnung von Otto Specker. Mit Faksimile.
43. 44. Generallieutenant Graf Jsaak Franz Egmont von Chasot. — Gräfin Camilla von Chasot geb. Gräfin Torelli de Monterico. Nach Ölgemälden von Stefano Torelli.
- 45—49. Rathaus am Markt mit Marienkirche in Lübeck. — Rathaus in der Breitestraße. — Durchblick vom Rathaus über den Markt nach St. Petri. — Hanssahalle im Matsweinkeller. — Kamin im Brautgemach. Nach Originalzeichnungen von Grete Waldau.
- 50—55. Das alte Mühlensthor mit Kaiserturm in Lübeck. — Kaiser Karl IV. — Das frühere Haus der Navigationschule über dem Kaiserthor. — Das jetzige Haus. — Kaiserthor und Navigationschule am Elbe-Grave-Kanal. — Kaiser Wilhelm II. Nach Federzeichnungen von Carl Theodor Gaederh.
56. Faksimile der einzig erhaltenen Niederschrift von Ernst Moriz Arndts Lied „Was ist des Deutschen Vaterland?“.

Neues von Vater Arndt.

Eine der volkstümlichsten Gestalten ist wohl jedem Deutschen Ernst Moritz Arndt, der Dichter der schönsten patriotischen Lieder, wie: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ“, „Sind wir vereint zur guten Stunde“, „Was blasen die Trompeten“, „Allddeutschland in Frankreich hinein“, „Frisch auf ihr deutschen Schaaren“ und besonders „Was ist des Deutschen Vaterland“, der Verfasser frischer und feuriger Flugblätter und prächtiger, freimütiger, historischer Bücher, wie: „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Gränze“, „Geist der Zeit“, „Schriften für und an seine lieben Deutschen“, „Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn von Stein“, der Warner und Weiser, der getreue Eckart für sein Volk.

Erinnerungen aus seinem äußeren Leben, aus seiner Jugend, aus seiner freiwilligen Verbannung in Schweden hat er uns selbst gegeben:

Ich steh', ich steh' auf einem breiten Stein,
Und wer mich lieb hat, holt mich ein —

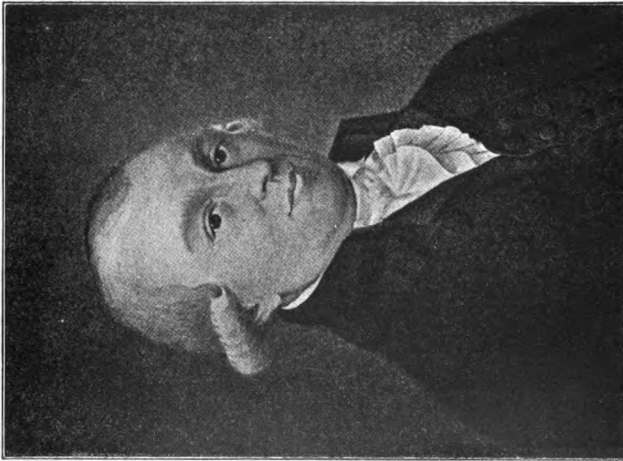
ja, das hat an ihm unsere ganze Nation gethan und den lange Verkannten auf den ihm gebührenden Ehrenplatz gestellt, ihn auch, Gottlob! noch zu Lebzeiten schadloß gehalten für das zu Unrecht Erdulbete, und der dieses als der Erste zu sühnen suchte, war sein König Friedrich Wilhelm IV.

Zwar viel ist uns bewußt, doch möchten wir Alles wissen von seinem Leben, seinen Thaten, seinen Meinungen. Wer hörte nicht gern Neues von Vater Arndt?

So will ich denn aus dem reichen Füllhorn meiner Findlinge die bedeutsamsten und interessantesten hier ausschütten.

Geboren wurde Ernst Moritz Arndt in dem nämlichen Jahre, da Napoleon zur Welt gekommen war, am zweiten Weihnachtstage 1769, als Sohn des Gutsinspektors Ludwig Nikolaus Arndt und seiner Frau Friederike Wilhelmine geb. Schuhmacher, zu Schoritz auf der Insel Rügen. Mit wie inniger Liebe er an Vater und Mutter hing, beweist ein poetischer Glückwunsch, welchen er als Stralsunder Gymnasiast seinen Eltern beim Anfanqe des Jahres 1788 widmete:

Ein Jahr ist abermals dahin;
Und wenn ich ernsthaft jetzt zurücke
Auf die vergang'nen Tage blicke,
Wie fröhlich sah ich sie entfliehn!
Kein Leiden wölkte meine Jugend
Mit Gram; mit wonnevollem Blick
Führt lächelnd mich das holde Glück.
Ach, hätt' es mich auch mehr der Tugend
Und reinen Unschuld zugeführt!
Wie fröhlich wären jene Stunden
Mit Recht mir alsdann hingeschwunden,
Von keiner Reue je berührt. —
Dir nah' ich mich, Gott, Deinem Throne
Für Deine unverdiente Huld;
Groß war, sehr groß oft meine Schuld,
Doch Deine Güte größer. — Lohne,
O Herr, mit Deinem besten Glück
Die für mich sorgen, mich erziehen,
Mit treuer Liebe für mich glühen;
Und lächelnd sei stets ihr Geschick!
Erhalte sie mir lange beide,
Mir Beispiel, Führer, Trost zu sein,
Mir ihren weisen Rath zu leih'n,
Wenn ich den Weg der Tugend meide.
Für alle Sorgen, alle Mühen,
Für manche unruhvolle Nacht,
Die zärtlich sorgend sie durchwacht,
Mich tugendhaft und groß zu ziehen,
Seist Du ihr Lohn; und wenn auf Erden
Hier wahres Glück schon möglich ist,
Nicht unstät hin und wider fließt,
So laß die Besten glücklich werden!
Und wenn ihr spätes Ziel einst kömmt,
Das alle, alle trifft, so müssen
Sanft ihre frohen Tag' entfließen,
So wie ein Quell durch Blumen strömt. —
Auch mir bringt dieses neue Jahr
Viel andre Freuden, andre Pflichten;
Gewissenhaft sie auszurichten,
Sei mein Bestreben immerdar.
Und ist es das, so kann ich heiter
Und froh ins Neujahr ziehen ein;
So wird erfüllt mein Beten sein.
So sehe ich voll Wonne beider
Geliebten Eltern dauernd Glück,
Beseligt durch viele Freuden
Und ungestört von keinen Leiden,
Auch in die Zukunft. Welch' ein Blick!



G. M. Arndts Vater.

Nach Gemälden im Arndtschen Familienbesitz.

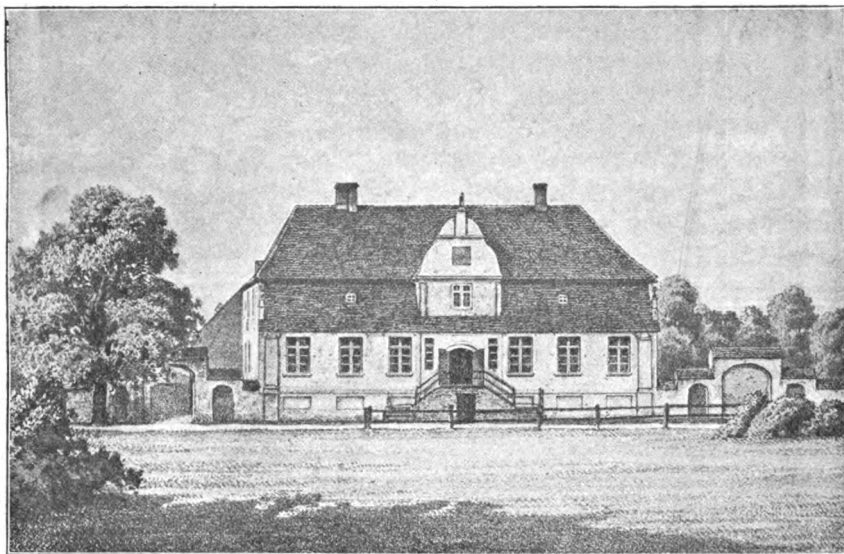


G. M. Arndts Mutter.

Aus: Oeuvre. Was ich am Tage fand.

Verlag von Georg Wigand in Leipzig.

Ostern 1791 bezog der Theologiebeseßene die Universität Greifswald, 1793 Jena, hier zu Fichtes Füßen sitzend, kehrte im Herbst 1794 nach Schorik zurück, seine Geschwister zu unterrichten, wurde 1796 Hauslehrer bei dem als Dichter bekannten Pastor Rosgarten in Altenkirchen, predigte auch als Kandidat „mit Schall und Beifall“, aber kam gerade dort trotzdem zum Entschluß, kein Geistlicher zu werden. Es trieb ihn mit Macht in die weite Welt. Seine Wanderungen, die



E. M. Arndts Geburtshaus zu Schorik auf Rügen.

Nach einer alten Lithographie.

ihn durch einen großen Teil Deutschlands nach Osterreich, Ungarn, Italien, Frankreich und Belgien brachten, währten volle zehn Jahre. Er reiste mit offenen Augen, die Zeit war keine verlorene für ihn, es zeigte sich nachmals der Nutzen, die fremden Völker, Land und Leute, gründlich kennen gelernt zu haben.

Dann habilitierte sich der vielseitig Gebildete bei der philosophischen Fakultät zu Greifswald und gründete sich seinen eigenen Herd, indem er im Herbst 1799 die schon lange von ihm geliebte Tochter des Professors der Naturgeschichte Quistorp daselbst, Charlotte Marie, heimführte. Sie hatte

Um den schönsten Kopf die schönsten Locken,
Blaue Augen, Rosenwangen rund,
Süßes Schelmnlächeln um den Mund,
Gleich geschickt zu küssen und zu locken.

Doch bereits am 25. Juni 1801 verlor er die also Besungene; sie starb bei der Geburt eines Sohnes, der, Karl Moritz getauft, gewöhnlich Karl Treu gerufen wurde. „Die Freude meines Lebens ist unter dem Boden, aber ich zähle mich noch nicht zu den Unglücklichen“, schrieb er am 25. Oktober aus dem unweit Stralsund gelegenen Gute Löbmitz, das sein Vater gepachtet hatte, seinem Vetter Fritz Schuhmacher, der als junger Kaufmann italienisch zu lernen wünschte und von ihm eine nützliche Bücherendung erhielt. „In italienischer Prosa habe ich“, heißt es in dem Begleitbriefchen, „leider nicht Vieles, und Poeten würden am wenigsten für Deinen Behuf dienlich sein. Doch habe ich Dir in Tassos schönem Heldengedichte und in des besten lebenden Dichters Bignotti Fabeln auch davon Proben geschickt. Es sind folgende: Tausend und Eine Nacht, Ariostos Schauspiele und Satiren, Tassos befreites Jerusalem, Bignottis Fabeln und Erzählungen, Centivoglios Briefe, Kaufmannsbriefe. Kannst Du Dir dazu den Decamerone di Bocaccio verschaffen, so hast Du die Mittel, Dir in der Sprache auf die Beine zu helfen. Übrigens wünsche ich Dir frohes und heiteres Leben und einen geraden Sinn ins Leben hinein, das Beste, was die Götter dem Menschen geben können.“ Demselben Verwandten gab er am 20. März 1802 Nachricht von sich: „Ich bin nun noch acht Tage hier und gehe dann wieder nach Greifswald, wo ich angestellt bin. Mein altes Glück liegt weit hinter mir und kann nicht wieder kommen, so wenig als die Tage, die vergangen sind. Mein kleiner Bube ist ein schönes und starkes Kind. Er soll hier bleiben in Löbmitz, und wenn Gott ihm so gnädig ist, hier seine ersten Lebensjahre verspielen. Er sieht aus, als wenn die Welt und die Seinen einmal was von ihm hoffen können, doch das Schönste verblüht so oft zuers!“

In Greifswald arbeitete Arndt fleißig an der tapferen Schrift gegen Napoleon „Germania und Europa“, sowie an dem „Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen“, die bei seinem Jugendfreunde Georg Andreas Reimer, welcher in Berlin die Real-schulbuchhandlung gegründet hatte, 1803 erschien. Darauf bezieht sich das folgende Billet vom 18. Januar jenes Jahres:

Hier, mein lieber Guter, einige Druckfehler. Es sind wenige, und ich glaube fast, daß die Augenverblendung von einer Eisfahrt nach Wyt einige hat durchschlüpfen lassen; indessen heißt es hier,

je weniger, desto besser. Wenn Sie das ganze opusculum nun fertig haben werden, werde ich für die Ankündigung in unsern Zeitungen sorgen.

Wir leben hier jetzt fidel, und ich habe mir vorgenommen, einige Wintermonate einmal die Jugend wieder aufgrünen und in einem Bagabundenleben des Lebens schönen Verstand und Bestand aufscheinen zu lassen. Schade, daß Sie jetzt nicht hier sind mit Ihren Weibern, so könnten wir zusammen 'mal die Pommerschen Schlitten probieren; doch wie viele seufzen hier: ach daß wir doch nun das Carneval in Berlin mithalten könnten! So stoßen sich die Wünsche und Hoffnungen wie die Blinden.

Grüßen Sie Ihre Frau mit den lieben frommen Augen und das kleine süße Kreaturchen!

Daß in obgenanntem Buche die Bauern gegen die Edelleute in Schutz genommen wurden, erregte der Letzteren Entrüstung. Sie denuncierten den Verfasser beim Könige. Doch Friedrich Wilhelm der Gerechtliche entschied: „Wenn dem so ist, so hat der Mann ja recht“, und die bäuerlichen Verhältnisse wurden gebessert.

Jetzt ging Arndt nach Schweden und begann dort die epochemachende Publikation „Geist der Zeit“ zu schreiben. Im Herbst 1804 wieder in seinem unter dem Französischen Joch seufzenden Vaterlande, veröffentlichte er ein Jahr darauf den ersten Band des von Prophetengeist durchdrungenen Buches, worin er den Zeitgenossen einen Spiegel vorhielt, darin sie die ganzen damaligen schrecklichen Zustände und Wirren erblickten. Die schmachvolle Demütigung und Erniedrigung Deutschlands durch den Korsischen Zwingherrn und leider auch die Servilität Deutscher Fürsten trieb den verfolgten Patrioten in die freiwillige Verbannung und zwar abermals nach Schweden, wo er bis 1809 blieb, beschäftigt mit dem zweiten Teil seines genialen Hauptwerkes.

Kreuz- und Querzüge brachten ihn mehrfach zusammen mit den großen Geisteshelden und mit vielen Führern der Befreiungskriege. Am nächsten trat er dem Minister Heinrich Friedrich Karl Freiherrn vom Stein, als dessen Vertrauter er zu wichtigen schriftlichen Arbeiten benützt wurde, sowie zu geheimen Missionen, u. a. nach St. Petersburg.

Seit Anfang April 1813 hielt Arndt sich in Dresden auf und fand endlich die Muße zur Vollendung vom dritten Teil seines „Geist der Zeit.“ Beim Oberappellationsrat Körner, dem Vater des Dichters Theodor Körner und Freunde Schillers, war er einquartiert. „Ich wohne hier“, schrieb er seiner Schwester Charlotte Dorothea, von ihm

„Lotte Gottesgab“ genannt, „bei einer sehr interessanten Familie, von welcher zwei Glieder trefflich malen. Der Sohn, ein braver Poet und Theaterdichter in Wien, steht bei der schwarzen Schaar, eine treue kräftige Natur.“

Nach mannigfachen Wanderungen für die Deutsche Sache kam er ein Jahr darauf nach Koblenz und meldete am 20. April: „Hier sitze ich in einem lieblichen Garten blühender Bäume an den anmuthigen Ufern unseres Rheines und höre unter meines Zimmers Fenster Abends



Charlotte Marie Quistorp, G. M. Arndts erste Frau.

Nach einem alten Bilde.

und Morgens hundert Nachtigallen schlagen. Ich arbeite für die Unsrigen und für meine Freunde. Zu diesen gehört der hiesige Generalgouverneur Justus von Gruner, ich finde deren Gottlob allenthalben. Die Natur ist hier wunderlich. Die Menschen sind seit fünfundzwanzig Jahren durch die schändlichen Franzosen, die ein ehrlicher Deutscher nie genug hassen kann, sehr verpestet, und es wird Arbeit kosten, das fremde Gift herauszutreiben. Ich habe den Rest meines Lebens, vielleicht noch zwanzig bis fünfundzwanzig kräftige Jahre, darauf gestellt, meinem heiligen und herrlichen Volke zu dienen; denn wenn wir auch seit Jahrhunderten entartet sind, ich finde, wir sind doch Götter gegen die meisten andern, vor allen gegen die Franzosen, die

man schlechte verfeinerte Juden nennen kann, eine Vergleichung, wobei man den armen Juden noch himmelschreiendes Unrecht thut. — Gott hat viel für uns gethan; wir sind in Paris, weil er es wollte. Gott gebe, daß wir uns dort nicht äffen lassen, daß wir den Bösen gehörig die Flügel lähmen und ihnen die Giftzähne, die sie immer gegen die deutsche Ehre und Herrlichkeit gebrauchen werden, ein wenig abstumpfen.“

Arndt war von neuem viel auf Reisen bis an die Holländische und



Anna Schleiermacher, C. M. Arndts zweite Frau.

Nach einer Photographie

Französische Grenze. „Bald muß ich wieder nach Frankfurt, wohin mein alter Herr von Stein kommen wird“, teilte er aus Mainz am 1. Juni mit. „Wo ich künftig sein werde, weiß ich noch nicht, aber ich hoffe, Du und Goldgroß und der Treu werden dann mit mir leben.“ Im Winter treffen wir ihn in Berlin, von wo er der Schwester am 11. Dezember schrieb: „Hier bin ich schon seit drei Wochen und habe in dem Hurliburli*) von Menschen und Geschäften noch nicht Zeit, wenigstens keinen ordentlichen Gedanken gehabt, Dir zu schreiben, zum Theil auch, weil ich hoffte, bald zu Dir zu kommen und Dir zu sagen und mir

*) Ein Ausdruck, der in seinen Märchen vorkommt.

sagen zu lassen, was sich schlecht schreibt. Nun schiebt meine Reise sich von einer Woche zur andern, und ich kann noch gar nicht bestimmen, wann ich segelfertig werde, so oft die Flügel der Sehnsucht mich auch auf Winden zu Euch tragen wollen. . . . Ein fröhliches Fest wünsche ich Allen; ich werde es leider mit Euch nicht feiern, wie ich es mir geträumt hatte. Hier lebe ich in Arbeit und still mit einigen Freunden; doch zieht man mich öfter in die wilde große Welt hinein, als mir lieb ist: denn ich sehne mich oft nach einem ruhigen und einsamen Leben, wie der Hirsch sich nach frischem Wasser sehnt.“

Im Frühling 1815 ließ sich doch ein Besuch der alten Heimat ermöglichen, indes rief ihn nur zu bald Napoleons Rückkehr und Einzug in Paris an den Rhein. Unterm 21. Juni berichtete er aus Köln seiner Schwester: „Der erste blutige Schlag ist geschehen, den 16., 17., 18. dieses in Donner und Regen, und hat Gott sich nach langem Kampf den Sieg der Gerechten angenommen und die Bösen zerschmettert. Er wird auch ferner Heil und Glück geben. . . . Ich und der Treu sprechen oft von Dir. Wir thaten es gestern Abend noch recht lebendig, wo wir mit einigen Freunden im Marienbildchen in Deuz unter der Weinlaube saßen, guten Wein tranken, in den vom schönsten Abendroth glühenden Rhein schauten und die Siegesdonner der Kanonen um uns hallen hörten. . . . Ich bleibe wohl fürs Erste hier, wo ich theils mir selbst allerlei zu thun mache, theils mir zu thun gemacht wird.“

So meldete er am 14. Dezember von dort: „Für mich selbst sitze ich noch los auf den Zweigen des Lebens und habe Feinde genug, die mich herabschütteln möchten. Es mag gehen wie es will, ich habe frühe gelernt, für meinen Willen entbehren; und das äußere Schicksal kann mich nie für lange unglücklich machen. . . . Freilich wer das Leben nicht aus dem einzig richtigen Standpunkte des Muthes ansieht, der muß oft verzagt sein, er habe Haufen Goldes oder keinen Pfennig. . . . Was der Mensch lernt, ist das einzig Feste, alles Andere kann genommen werden.“

Seinem neben Reimer ältesten und vertrautesten Jugendfreunde Karl Schildener, Professor der Rechtswissenschaft in Greifswald, hoffte er auf Rügen die Hand zu drücken, gelegentlich seines Besuches in Putbus, und bedauerte am 16. Oktober 1816 sehr dessen Absage. „Denn was ich kann, muß ich von meiner Zeit auf Rügen abknappen. Die süße Heimath, sie thut mir unbeschreiblich wohl, da sie nach manchen stürmischen und arbeitsvollen Jahren mit recht trüben Erinnerungen um mich spielt, ja die freundlichen Erinnerungen der Kindheit und Jugend wieder aus mir herausspielt und mich auf eine eigene Art wieder zu vergnügen scheint.“ Doch machte er im Januar 1817 einen Abstecher nach Pom-



G. M. Arndt im Jahre 1817.
Nach einem alten Steinbrud.



G. M. Arndt als Sechzigjähriger.
Nach einem Stiche im Arndtschen Familienbesige.

mern und rastete auch bei Schildener, dem er am 24. des Monats wieder aus Putbus schrieb: „Ich scheine Vieles vergessen zu haben, was ich mit Dir besprechen und theilen wollte. So geht es Einem aber immer mit Freunden, die man liebt, und so fliegt überhaupt das Leben im Hurliburli dahin, ohne daß man sich auch mit dem genug bespricht, mit welchem man sich am meisten besprechen sollte, mit dem Himmel.“

Mitte März war Arndt in Berlin und betrieb eine Herzensangelegenheit. Um seinem Söhnchen wieder eine Mutter zu geben, verlobte er sich einen Monat später mit Nanna Schleiermacher, Schwester des berühmten Theologen Friedrich Schleiermacher, welche er schon acht Jahre kannte. Er teilte seiner Lotte Gottesgab dies frohe Ereignis am 17. April mit und ließ einem Billett vom 4. Mai, wonach er wohl nicht vor Ende des Monats an den Rhein reisen würde, da ihn Geschäfte festhielten, erst am 24. Juni die Nachricht folgen: „Nun setze ich den Fuß wirklich auf den Wagen, fahre nach Frankfurt am Main und von da nach Köln und Düsseldorf. Ich grüße und küsse Dich nun noch einmal auf das Herzlichste bei meinem Abschied vom Norden und wünsche viel Glück und Liebe; zugleich bitte ich alsbald zu schreiben, was Ihr machet, auch recht ausführlich: denn so hat man's gern in der Fremde. Meine Braut grüßt Dich sehr; es ist ein stilles festes Kind: ich hoffe, sie würde Dir gefallen.“

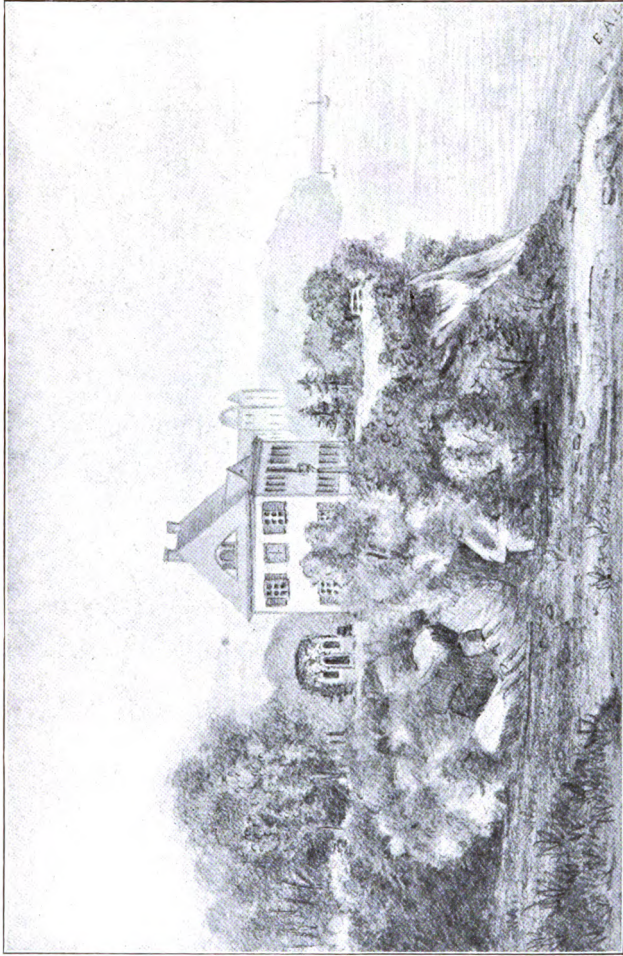
Im Herbst 1817 am 18. September führte Arndt seinen Schatz, seine Frau heim, nach Bonn. Das Wohnhaus, von ihm selbst Lülö getauft, nach einem Wäldchen auf seiner Heimatsinsel Rügen, lag in einem schattigen Garten an der Koblenzer Straße, die sich unmittelbar am Rhein hinaufzieht. Unter einer von seiner Entelin Elly gefertigten Bleifederzeichnung lesen wir:

Dies Haus steht in Gottes Hand,
Und Lülö ist es genannt;
Zieht Fried' und Freude darin ein,
So wird das Glück sein Pfortner sein.

Als er sich darin ansiedelte, stand es am äußersten Ende. Das schlichte Häuschen nahm sich später unscheinbar genug aus, inmitten der palastähnlichen Bauten, die es umgaben. Doch grämte er sich nicht über die Einengung, denn er hatte ja nicht vor den Menschen fliehen, sondern nur dem herrlichen Deutschen Strome ganz nahe sein und Licht und Luft aus erster Quelle genießen wollen. Immer von neuem freute er sich über die entzückende Aussicht auf den von Schiffen belebten Fluß und das jenseitige Ufer bis zum Siebengebirge. In dem nach dem Rheine zu gelegenen Teil des Gartens ließ Arndt Alles durcheinander

wachsen, wie es eben wachsen wollte; das an der Straße befindliche Stück, aus Rasenplätzen und Obstbäumen bestehend, bearbeitete er eigenhändig.

Der erste Neujahrsbrief aus Bonn war an seine Schwester: „Ein fröhliches Neujahr und alles Gute und Schöne dieses Jahr und für die Zukunft Euch Beiden und dem Moritz und wenn noch mehrere Moritze kommen sollten! Vor einer Stunde kam Deine liebe Festgabe und hat uns unendlich erfreut, besonders aber hat meine Frau ihre Lust an der kleinen braunen Dirne mit dem Kösslein vor der Brust; das sollen uns immer liebe Bilder sein, sie sind doch ganz lieblich, obgleich eben keine Kunstwerke. Mögen wir nur das Naturwerk dieser Welt so gut thun, als sie einst! Es waren treffliche, freundliche, redliche Menschen. Schade, daß sie den Treu hier nicht mehr getroffen haben. Er ist acht Tage bei uns gewesen und hat sich gestern, am 2. Januar, wieder auf die Beine gemacht. Nota bene, es geht mit ihm nun schon immer studentisch zu Fuß . . . Ich danke für Eure Theilnahme an meinem Unfall. Es ist freilich sehr schlimm; aber wenn ich lebe, werde ich es wohl durchsetzen und darum den Muth nicht verlieren. Gott weiß, was Jedem dient, und was Jeder verdient; das weiß ich wohl, daß er ohne mein Verdienst barmherzig und gnädig gegen mich gewesen ist bis diesen Tag und mich vor vielen Menschen gesegnet hat, wär's auch nur mit der Liebe so vieler guten Leutlein, wozu auch Du gehörst. — Schicke Du uns nur einige Spickgänse und Mettwürste. Obgleich das Porto viel kostet, so bleiben sie doch die Fracht hier werth, wo solche geräucherte Pommersche Vögel allerdings seltene Vögel sind. Aber was ich Dir wieder schicken soll? Ich habe nichts als die leichte papierene Waare einiger Bücher, und solche sollst Du Ostern vielleicht empfangen. — Viel Glück zum neuen Hause! Gott gebe Euch Gesundheit und Freude darin und feine und fromme Gedanken und Gefühle, welche der beste Trost auf dieser Welt sind und das einzige Gut, was uns in allen Stürmen sicher bleibt . . . Wie oft wir an Euch denken und auch von Pommern und Rügen sprechen, glaubt Ihr kaum. Meine Nanna ist mehr verliebt in die theure Heimath als ich. Doch ist es hier auch lieblich und schön und eine erhabene Natur mit unserm herrlichen Siebengebirge und den alten Burgen und den Inseln am Rhein. Einige Jahre werden wohl so hinziehen, daß wir uns nicht bewegen können, dann müssen wir die geliebten Ostseeküsten 'mal wiedersehen. Grüße und küsse Moritz und lasse das Kerlchen nur leben und spielen auf seine Weise! Er kann doch nicht viel anders werden, als Gott ihn gemacht. Aber verweichliche ihn ja nicht durch die Zunge! Das ist die erste Gewöhnung an unerlaubte Wollust. Gott behüte Euch!“



E. M. Arndts Wohnhaus und Garten zu Bonn am Rhein.

Nach einer Bleistiftzeichnung von E. M. Arndt.

Aus: Gaedertz, Was ich am Wege fand.

Verlag von Georg Wigand in Leipzig.

Vertical text along the right edge of the page, likely bleed-through from the reverse side. The characters are small and difficult to read, but appear to be a list or index of items.

Dem Freunde Professor Schildener dankte Arndt am 30. April 1818 für das Gedruckte, was ihm baß gefiele. „Es kommt Einem freilich oft vor, als ob dergleichen nichts hilft, aber nach dem Deutschen Sprichwort ‚Gut Wort findet gute Stätte‘ hat man Unrecht . . . Ich werde diesen Sommer gegen meine vielen Rheumatica von Ohrenge- säusel, Zahnschmerz und ähnlichem Gelichter 'mal versuchen, was die Aachener Bäder können. Sonst geht es mir leidlich wohl, und meine Frau trägt etwas Verborgenes, das im Anfang Juni wahrscheinlich zu Platz kommen wird. — Der Lenz ist hier sehr lieblich dies Jahr und der lustigste Kranz von Blüthen und Nachtigallen um Rhein und Stadt geschlungen. Die Leute weissagen eine solche Fülle von Früchten und Wein, daß wir darin erkaufen können. Thut auch noth.“

Seiner Schwester schickte er am 21. Mai als Gegengabe für Würste und Spickaale etwas, wonach man nicht fett wird, nämlich einige Verse, den ersten Band seiner neu aufgelegten Gedichte. „Wenn der zweite Theil erscheint, gegen den Herbst, sollst Du ihn auch erhalten. Wir freuen uns, daß der Kleine gedeihet. Laß ihn nun nur spielen und wachsen, wie die Vögel und Bäume und Blumen, und erwarte in Hoff- nung, was Gott aus ihm machen wird; denn mehr als Gott will, kann doch Keiner werden. — Uns geht es ganz leidlich, nur daß die eine Hälfte etwas schwerfällig einhergeht; doch sind wir heut Abend noch zum Kreuzberg hinaufspaziert, der wohl eine viertel Meile von der Stadt und gewiß seine sechshundert Schuh über dem Rheine liegt. Um drei, vier Wochen wird diese Hälfte wohl etwas leichter werden. Der liebe Gott gebe dazu Glück und Freude! — Endlich scheint es doch mit der Uni- versität Ernst zu werden, und Michaelis mag wohl ein kleiner Anfang ge- macht werden. Das ist für uns auch nicht gleichgültig, weil die kleinen Einkünfte sich mehren. — Der Frühling ist wunderschön, in allen Gärten um die Stadt singen wohl hundert Nachtigallen. Alle Welt hofft viel Wein, Gott gebe es, es ist einige Jahre des Wassers zu viel gewesen.“

„Der Mensch denkt's, und Gott lenkt's“, tröstet er sich selbst im Briefe vom 15. August an seinen Vetter Fritz Schuhmacher: „Haus- kreuz, was er über mich verhängte — meine liebe Frau hatte den 24. Juni eine sehr schwere Entbindung, und das Kindlein starb des- wegen sogleich nach der Geburt — und die Vадereise nach Aachen, wo ich wegen meines uralten Kopf- und Zahnwehes fünf Wochen gewesen, und von wo ich erst gestern Abend heimkam, sind schuld, daß ich sonst gewissenhaft ordentlicher Mensch Dir nicht geantwortet; so wie es auch an ihnen und an anderen Verhinderungen hängt, daß ich meine vorgehabte Reise habe kappen müssen und wohl nur bis Münster und Kloster Rappenberg, wo ich den Oberpräsidenten Freiherrn Wincke und meinen

edelsten Herrn von Stein sprechen muß, gelangen werde. . . . Endlich wird es mit der Universität wohl flecken. Sie ist brav dotiert. Ich bin als Professor der neuen und Deutschen Geschichte angestellt.“

Der Staatskanzler Fürst Hardenberg hatte in einem eigenhändigen Schreiben an Arndt diese Ernennung mitgeteilt, welche von ihm lebhaft befürwortet worden war, nachdem er den unerschrockenen Patrioten persönlich kennen und schätzen gelernt, sowie seine Schriften, insonderheit „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Gränze“, mit Interesse gelesen hatte. Jedoch erregte der im Herbst 1818 erschienene vierte Teil des „Geist der Zeit“ das Mißfallen des leitenden Staatsmannes, wie auch des Kultusministers von Altenstein. Da bald darauf die „Erinnerungen“ folgten, sandte er dem vorgeordneten Herrn Minister ein Exemplar mit nachstehenden Begleitzeilen:

Euer Excellenz

überreiche ich hiebei ein Büchlein, das durch des faulen Buchbinders Schuld leider das Kleid nicht erhalten hat, worin es vor Ihnen erscheinen sollte. Möge Einiges darin Ihre Gefühle berühren!

Durch ein anderes von mir herausgegebenes Buch habe ich mit Bedauern erfahren, daß ich Ihre große Freundlichkeit gegen mich in Verlegenheit gesetzt habe. Ich kann wohl sagen: das thut mir sehr leid; aber ich habe das Buch wieder gelesen und finde wohl, daß es Viele reizen muß gegen mich, finde aber auch bei der kühlsten Betrachtung, daß die darin behandelten Gegenstände der Natur sind, daß man entweder ewig davon schweigen oder auch offen und unverzagt davon reden muß. Gott führt jeden Menschen, der es treu meint, seinen guten und sicheren Weg durch Glück wie durch Unglück, und er wird mich hoffentlich nie so weit versinken lassen, daß ich gegen Heiliges und Wahres gefühllos werden kann.

Mit tiefer Verehrung

Euer Excellenz

Bonn, den 9. Nov. 1818.

gehorsamster
E. M. Arndt.

Der Kultusminister schrieb dazu an den Rand: „ad acta, da ich dem Arndt bereits mündlich das Erforderliche eröffnet habe. Altenstein B. 14/12.“

König Friedrich Wilhelm III, vermutlich durch Kenntnißnahme etlicher aus dem Zusammenhange gerissener, die Burschenschaft betreffender Abschnitte des vierten Bandes „Geist der Zeit“ besorgt gemacht, er-

ließ am 11. Januar 1819 eine Kabinetttsordre, derzufolge Graf Solms-Laubach, des Freiherrn vom Stein Gefinnungsgenosse und mit Arndt in freundschaftlicher Vertraulichkeit stehend, als Kurator der Universität den Professor Arndt wegen der in seinem Buche enthaltenen „ganz unschicklichen und unnützen Dinge“ verwarnen mußte, was Ende des Monats so schonend wie möglich geschah.

Von seiner trotz alledem gleichmäßig ruhigen, heiteren Stimmung — er war sich ja keines Unrechts bewußt — zeugen zwei treuherzige Briefe an seine Schwester aus jener Zeit:

I.

Bonn, den 12. Wintermonds 1819.

Ein fröhliches Neujahr und einen fröhlichen Gruß von uns und das ganze Jahr so hell, als der heutige Tag.

Es ist Alles richtig und wohlbehalten angekommen und wird täglich noch mit Gesundheit genossen. Gefeht hat nichts daran, sondern ist sehr getreu besorgt. Von den Zweiglein wollen wir hoffen, daß sie einst grünen und blühen werden, und daß Du einst unter ihnen sitzen und über den Rhein jauchzen mögest, o könnte das sein! Dem Karl Treu, der Weihnachten wegen Eisgang nicht hat zu uns kommen können und wegen unstätten Wetters, hab' ich Deine feine Gabe geschickt. Könntest Du mit Deinen Gänsen etwas beitragen zu unserer Befiederung, so wirst Du Dir wie immer warmes Andenken stiften. Weißt Du die wunderliche Geschichte des Sündischen Kochbuchs? Ich rühmte vor meiner Frau die Pommerische grüne Kohlsuppe, die sie gar nicht kannte, und sagte: halt! Du sollst ein Pommerisches Kochbuch haben. So haben wir das Kochbuch erhalten, und sie hat aus Kohl und einigen Pfund Saufleisch eine Suppe zusammengestellt, die meisterhaft ist. Wir werden daraus wohl noch andere Pommerische Gerichte zu Plaz bringen, und doch — die Wahrheit gesagt — essen wir schon Pommerisch genug.

Was nun das großaugigte Kerlchen betrifft, so ist es doch am besten, daß Ihr ihn so lange bei Euch behaltet, damit er recht in der häuslichen Stille und mütterlichen Liebe emporblühe. Bis zum achten Jahre kannst Du ihn selbst unterrichten im Schreiben, Rechnen, Zeichnen, Lesen zc., dann einen treuen Lehrer, der Griechisch, Lateinisch und Anderes würdig weiß. Im vierzehnten Jahre will ich ihn gern empfangen und dann noch vier bis fünf Jahre durch die ernste Zucht des Gymnasiums laufen lassen, ehe er Bursch wird. Dies merke Dir, denn in diesen wenigen Worten schein ich mir den verständigsten Erziehungsplan gezeichnet zu haben. Oder Ihr könnt das Kerlchen

auch in dem nahen Stralsund in ein frommes Haus thun, daß er dort fünf bis sechs Jahre das Gymnasium besuche und oft zu Euch kommen und Euch nahe sein kann, bis er im vierzehnten, fünfzehnten Jahre zu mir kommt, wo ich denn, wenn ich nicht ein mürrischer Alter werde, schon gut heimisch für ihn sorgen will.

Ob Karl Treu vor vollendeten Studien (oder vielleicht von Berlin aus früher, falls er dort etwa ein Jahr studieren sollte) wird zu Euch kommen können, weiß ich nicht. Vielleicht 'mal auf der Wanderung der Sommerferien.

Meine Frau grüßt sehr. Sie befindet sich schon wieder so gesund als vorher, und von ihrem traurigen Unfall scheinen Gottlob keine üblen Nachwehen bleiben zu wollen.

Wir haben hier jetzt sehr schönes Wetter und haben auch fast den ganzen December einen hellen und strengen Frost gehabt, so daß wir über die kürzesten und trübseligen Tage hinübergehoben sind, wir wissen kaum wie. Auch das Leben wird hier durch die immer wachsende Zahl von Lehrern und Hörern jeden Tag fideler. Namentlich haben wir einige frühere Freunde hieher bekommen, unter anderen einen Professor der Theologie Lücke und einen Professor Sack aus Berlin, der zugleich unser Pastor ist, und einen treuzufidelen Pommer Kastner aus Halle, Professor der Physik und Chemie, zu dem Karl Treu schon zur Zeit der Weinlese ein ganz besonderes Herz gefaßt hat. Auch einige andere Wiederleute sind dazu gekommen. Von den Alten sind und bleiben die Brüder Grafen Dohna die liebsten; dem Oberst hat seine Frau zu Neujahr ein allerliebstes Zwillingspärchen geschenkt, und auch ein wirkliches Pärchen.

Gott mit Euch und alles Gute! Behaltet in alter Liebe Euren
E. M. Arndt.

II.

Liebes Kind!

Das war viel Leid, Freud, Sorge und Vor- und Nachbedacht in wenigen Zeilen. So überrollt uns das Leben zuweilen und das eigene Herz mit so voller Fluth und Wellenbrandung, daß das bißchen Schiff oder Rachen fast untergedümpelt und verschlungen wird und Einem das Vorn und Hinten, das Aus und Ein fast vergehen will. So kann ich Dir Deine Stellung und Deine Gefühle aus Deinem Briefe wohl ablauschen, selbst ähnlicher Lagen und zweifelsüchtiger und sorglicher Anklänge und Anklage nicht unfundig. Du verzichst gleichjam auf einen Rath und willst Worte des Trostes, wie Du

meinst; o ich bin oft ein gar zu leidiger Tröster und Rather. Daß meine besten Wünsche und Gebete zu Dir fliegen, wie sie können, das fühlst Du wohl, und daß meine Liebe bei Dir sein möchte, das weißt Du wohl. So höre denn Worte zu Deinen Worten!

Was den kleinen Buben betrifft, kann Einem das wohl Herzweh machen Vor allem ist, hinsichtlich des ältesten Bruders, noth, daß ein so verwöhnter und verweichlichter Mensch arbeiten lerne. Es giebt gar keinen andern Weg zur Tugend und überhaupt keine andere Umkehr, und also keine andere Befehung, und sollte er Schreiben und Lesen darüber verlernen. Das alte *ora et labora*, bete und arbeite, wird wohl ewiglich der größte Spruch bleiben.

Zu rechter Zeit heraus und zu rechter Zeit zu Bett und hinter Egg und Pflug im Schweiß seines Angesichts ermattet, damit die faulen und wollüstigen Triebe schweigen lernen und der innere Mensch zur Erkenntniß komme, das scheint mir der Weg. Hat er so drei, vier Jahre durchgehalten, gebe Gott, daß er's noch durchhalte und nicht davon gehe! — dann mag er werden, was er will, ein Soldat oder Schiffer, ein Landmann oder Kaufmann, meinethalben Jäger, Gärtner oder Tagelöhner, so ist Hoffnung, daß er ein ordentlicher Mensch werde. Wie vielen Gefahren ist ein Mensch ausgesetzt, auch der besterzogene, und wie wird mancher eben durch einzelne Vergehen gut und fest! aber wahrlich ohne Mühe und Arbeit keiner . . .

Und der große Nachbar? Wie schwer ist es, anderer Menschen Kinder, ja der eigenen Kinder Schicksal zu lenken und zu leiten! Vielleicht könnte dies — da er ein liebendes und dankbares Herz hat und wahrscheinlich, wenn er Kinder bekommt, sehr dadurch gefesselt wird — der rechte Weg zu seiner Befestigung und Beruhigung mancher schweifenden Triebe sein; vielleicht kann er auch ein unsägliches Leid für das arme Mädchen werden. Ach! für sich selbst kann man so selten richtig rathen, wie viel weniger für Fremde und was zu ihrem Frieden dient! Das ist aber, wie mir dünkt, Eure Schuldigkeit, daß Ihr ihnen Beiden Himmel und Hölle mit den rechten natürlichen Farben hinmalet und es ihnen so schwer als möglich macht. Wollen sie denn doch nicht ablassen —. Doch ich weiß hier nichts zu rathen, ich stehe zu fern, fürchte aber, daß Ihr, wenn die Sache so weit gekommen, wenig ausrichten werdet. Darüber dürft Ihr Euch übrigens kein Gewissen machen, daß Euer Haus vielleicht unschuldig die Gelegenheit gegeben; es geht Einem ja mit den eigenen Kindern in solcher Beziehung gar nicht anders, und über nichts scheint so sehr ein Unabwendliches, eine Art Verhängniß zu walten, als eben über der Ehe. Darum werden ja die Ehen im Himmel geschlossen, wenn die meisten

auch auf Erden hingerathen, wie die Priester und die Freunde beten. Vorhersagen ist hier am schwersten, oft geräth das Nützlichste und Ungleichste am besten, und leider auch das Gleichste und Ordentlichste bleibt nicht immer, wie es soll

Meine liebe Frau, die sich leidlich befindet, aber seit einigen Tagen an Zahnweh leidet, grüßt herzlich. Ihre Zahnschmerzen haben wohl einen Grund, der den nächsten Sommer offenbar werden wird. Gebe Gott zum Glück, und das wünschet und betet auch Ihr

Gott mit Euch und seine Liebe und Gnade! Der gute Mensch möchte Alles gern zurecht wirken und zurecht stellen, und er kann oft sich selbst kaum stellen und halten.

Dein

E. M. Arndt.

In einer freimütigen, sehr würdigen Zuschrift an Hardenberg hatte Arndt ein offenes Bekenntnis abgelegt, daß, hätte er auch nicht jenen vierten Teil des „Geist der Zeit“, dessen Grundsätze er sich nicht zu schämen brauche, der aber freilich in einzelnen Worten Ungemessenes enthielte, nicht geschrieben, doch Ein Mann ihn an den Pranger zu stellen gesucht haben würde, nämlich der nachmalige Justizminister von Kämpf. „Dieser ist mein Hiobischer Diabolus, von Gott mir zugesandt, damit ich nicht lässig werde.“ Arndt mußte seine Vorlesungen einstellen. Wie bei seinen Kollegen, den Brüdern Welcker, und bei dem Buchhändler Reimer, geschah Mitte Juli 1819 bei ihm Haussuchung. „Was finden sie? Daß ich der Freundschaft und Liebe der Besten genieße, und hie und da ein Wort, das sie sich auf den Nagel schreiben können: Horcher an der Wand hört seine eigne Schand.“

Hierher gehört das folgende Restrikt des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg an den General-Staatsprocurator Eichhorn vom 13. August 1819:

Da die Papiere der Professoren Arndt und Welcker sen. und jun. zu Bonn zur näheren Ermittlung der in Deutschland statt habenden demagogischen Verbindungen und Umtriebe auf Sr. Majestät Allerhöchsten Befehl durch eine vom Polizey-Ministerium abgeordnete Kommission in Beschlag genommen sind und vom gedachten Ministerium zur Entseigelung und Inventarisierung an die hier zur polizeylichen Unterjuchung jener Umtriebe niedergesetzte Kommission werden übersandt werden, erwähnte Professoren aber darauf angetragen haben, daß diese Handlung mit Konkurrenz des Königlichen Revisions-Hofes vorgenommen werden möge, so veranlasse ich Ew. Hochwohlgeboren auf an Sie ergehende Requisition der hiesigen Untersuchungs-Kommission,

auf derselben sich einzufinden und der Entfiegelung und Inventarisation der Eingangs erwähnten Papiere beizuwohnen.

Jahrelang währte die Untersuchung, welche Arndts Unschuld sonnenklar erwies. Trotzdem wurden erst unter König Friedrich Wilhelm IV. die Papiere ihm zurückgegeben, im Sommer 1840, fand erst dann seine Rehabilitierung statt.

Das gute Gewissen, stets das Beste für das Deutsche Volk und Vaterland gewollt zu haben, ließ Arndt nicht klagen noch verzagen.

„Mein liebes Gottesgabe!“ schrieb er am 20. Mai 1820. „Schon Wochenlang habe ich einen Brief für Dich im Leibe, ja im Herzen gehabt, habe aber nicht dazu kommen können, wie ich mich denn einige Zeit etwas träge gefühlt habe. Nun bricht der schöne Festabend herein und die Aussicht einiger arbeitsleerer Tage . . . Uns sollst Du Dir leidlich gesund denken, die beiden Jungen aber kerngesund . . . Wir träumen immer von Pommerschen Reisen, aber in den ersten Jahren kann gewiß nichts daraus werden. Es ist überhaupt eine Zeit, worin Alles unsicher und ungewiß ist, und wo Einem die Flügel so beschnitten werden können, daß Einem die Gedanken von Reisen mehr als hundert Meilen weit wohl vergehen möchten.“

Erfreulichen Familienzuwachs kündete er seiner Schwester den 17. Juni 1821 Morgens fünf Uhr also an: „Ein kleiner Junge ist da, der den Namen Ludwig Roderich führen wird. Er kam heute früh halb zwei Uhr an. Du wirst sagen, meine Frau hat es meisterlich gemacht, da dieses Bübchen Karl Treus und Siegerichs Geburtstage zusammenbindet, indem er den Tag ausfüllt, der zwischen beiden lag . . .“ Im nächsten Briefe vom 3. Oktober entschuldigte er sein langes Schweigen: „Ich reiße mich auch nur eben los von Geschäften, die nicht die angenehmsten sind, womit ich meine edle Zeit verträdeln muß und wirklich das letzte Jahr verträdelte habe . . . Wir müssen uns damit trösten, daß es manchen Leuten in dieser unglücklichen Zeit noch schlechter geht. Ich werde aber mehr und mehr inne, daß es nächst des lieben Gottes verdienter Gnade und Liebe mir jetzt wohl zu Statten kommt, daß ich in meiner Jugend entbehren gelernt und meinen Leib nicht verwöhnt habe . . .“ Zum neuen Jahr wünscht er gesunden Körper und frohen Muth: „Wir sind's Gottlob mitten in dem Untriebe, worin es Gott gefallen hat, mich etwas wunderlich umtreiben zu lassen, und welche wahrscheinlich nun am längsten gedauert haben. Der schlimmste Verlust dabei ist der Verlust der göttlichen Zeit gewesen, welche man um das fünfzigste Jahr so leicht nicht mehr einholt. Indessen dafür sorgt der liebe Alte droben, der es ohne meine Schuld also hat geschehen

lassen. Zeit, Vermögen, Lebenslust hat es allerdings gekostet und kann es noch kosten; indessen von dem rechten Standpunkte aus betrachtet, wird vielleicht einst als Sonnenschein aufleuchten, was jetzt nichts als Dunkel zeigt. — Ich sage, wir sind gesund, es ist eine Gnade und Liebe Gottes, daß ich in aller dieser geplagten Zeit auch nicht einen Tropfen vom Apotheker habe holen dürfen. — Karl Treu wird die erste Hälfte seines Soldatenjahres nun bald zu Ende haben. Er nimmt sich in der Montur gar nicht unleidlich aus. Die andern Beiden sind ein paar so runde rosenrothe Krabaten, daß alle Welt ihre Lust an ihnen haben muß, und versprechen nach dem ersten Anjaß ein paar schöne und starke Kerlchen zu werden. Aber wie weit noch hin!“

Lange ohne Antwort, ließ Arndt am 10. Weinmonds sich vernehmen: „Weil Ihr so faul seid, muß ich wohl einmal wieder ein paar Worte fliegen lassen, um Euch einige dadurch abzulocken; denn sonst, fürchte ich, verstummt endlich Alles, und hört mit dem Aufhören des Erinnerns und Mahnens auch die Erinnerung und Herzensmahnung zuletzt auf. Leid würde es mir aber thun, wenn mir Dir gegenüber widerführe, was bei so vielen Andern allmählig einzutreten droht: ein Verstummen, was einem kleinen Tode ähnlich ist. Also willst Du Dich erlösen, so schreibe bald und recht viel, schreibe von Menschen und Sachen, von Kornpreisen, Hochzeiten und Kindtaufen; jeder Klang aus der Heimath ist in gewissen Zeiten unendlich erfreulich. — Von meinen Sachen schreibe ich nichts, weil es zu weitläufig wäre, und weil ich auch nicht mag, daß gewisse Leute, die diesen Brief vielleicht erbrechen, wissen oder zu wissen wähnen, was ich selbst nicht weiß. — Ein naher Verlust steht uns in diesen Tagen bevor, wo mein Freund Welcker der Jüngere, Professor des Staatsrechts und Mitverwickelter in den sogenannten demagogischen Umtrieben, von hier zu seiner neuen Stellung nach Freiburg im Breisgau abgeht, ein treuer Freund und biederer Mann . . . Wein ist in unserm Bezirk wenig gewachsen, wir haben in unserm Garten nur eine Ahm (in guten Jahren kann er wohl drei geben), gleich vier Anfern, der aber köstlich wird. — Nun ein Oekonomisches! Nach Deiner lieben Gewohnheit wirst Du wieder einige Spickbrüste schicken. Da bitte ich Dich für oder aus meines eigenen Gaumens Lüsterheit, mir in einem Töpfchen drei bis vier Pfund Gänsefchmalz mit einzuschachteln.“

Am 27. November 1822 wurde der vierte Sohn, Leubold, geboren. „Ein starker Bube, der der Mutter Plage genug gemacht hat“, meldete der glückliche Vater Tags darauf an seine Schwester. „Du sollst nun seine Pathin sein, darum wünsche und bete mit mir, daß Gott ihm ein frommes und tapferes Herz bescheeren wolle. Getauft wird das Kindlein werden, wenn es Gott erlaubt, den zweiten Weihnachtsnachmittag,

meinen Geburtstag, um vier Uhr. Dann erhebe Dein Herz und Deine Hände für ihn zum Himmel. Da ich als Kindelbiervater alle Hände voll habe, so kann ich nur kurz antworten: a) Dank für die ausführlichen Nachrichten. Knüpfe Dir ein *tienti a mente* hinter's Ohr, damit Du nicht vergiffest, mir etwa alle halbe Jahr so eine Hauptübersicht Eurer lieben Kleinigkeiten und Großigkeiten zu liefern. b) Also Ludwig bei Euch? Das freut mich. Ihr müßtet auch freundlich gegen die Leute sein. Man soll überhaupt nicht lange zürnen gegen Jemand, am wenigsten gegen die Blutsverwandten. Wir haben alle der Gebrechen genug vor Gott, die wir nur versöhnen können durch Liebe gegen seine Menschen. c) Und mein kleiner Gevatter? Mache Dir über den noch keine Sorge! Er hat noch Zeit, und ist der Trieb und das Talent entschieden, so wird Beides sich schon Bahn brechen. Auf jeden Fall muß er ja vorher noch viel Anderes lernen; steckt ein Maler drin, so wollen wir in seinem fünfzehnten und sechzehnten Jahre einen Meister für ihn finden, der ihn ins Sonnenland der Kunst einführen soll. d) Karl Treu. Er hat sein Jahr ausgedient und bleibt diesen Winter bei mir. Wir treiben und arbeiten allerlei miteinander. Auch fehlt es mir an Geld, ihn anderswohin zur Fortsetzung seiner Studien zu schicken. Es mag mir auch Ostern wohl fehlen. Was weiß ich's? Das steht in Gottes Hand wie so vieles Andere. e) Auch hier ist Frühling. Gestern habe ich *hepaticae* oder Lebensblümchen die Fülle im Walde gepflückt."

Als aus der Heimat wieder einmal Briefe ausbleiben, schreibt er am 10. Oktober 1824 seiner Schwester scherzhaft: „Ich fange an zu fürchten und zu sorgen. Denn wenn ich ins Land der Perfer oder Meder oder nach Kanada und Mexiko gefahren wäre, hätte ich lange schon Antwort in den Händen haben können. Und muß ich also nicht denken, daß Dich Krankheit oder eine andere Sorge und Noth plagt, welche Dir die Lust nimmt, Dich mitzutheilen? Doch bin ich derjenige nicht, welcher sogleich das Schlimmste fürchtet. Aber wenn Du uns lieb hast — und das hast Du —, so gieb uns doch recht bald wieder ein Zeichen des Lebens und der Freude . . . Karl Treu geht nun nach Berlin, sich für den Beruf seiner Zukunft weiter auszubilden, wozu er gewiß Deine Wünsche wie die unsrigen mitnimmt, zumal auf einer Bahn, wie die schlüpfrige einer großen Stadt ist. Unser anderes Völkchen wächst auch heran und spielt sich an Sonnenschein und Luft noch unschuldig ins Leben hinein, wo es nicht immer so sonnenscheinig bleibt, als in den ersten unbewußten Tagen der seligen Unschuld.“

Zur Jahreswende 1826 widmete Arndt seiner Gottesgab besonders ausführliche Familiennachrichten: „Wir haben unsere kürzesten Tage

alle glücklich durchgebracht, und die Knaben gedeihen vortrefflich, auch der allerjüngste, ein so stattlich zugeschnittener Junge, daß er mir für sein Alter weiter dünkt, als einer seiner Brüder auf der Stufe gewesen ist. Dein kleiner Gevatter ist unstreitig das schönste von den Kindern und sieht, wenn er freundlich ist, fast mädchenhaft zart aus, ist aber von Leibe ein stählener Junge und auch von Sinn, wenn er den Kopf aufsetzt. Siegerich und Hartmuth sind die quecksilbrigsten und beweglichsten, Roderich ein schalkhafter Grübler, kann gelegentlich sehr liebenswürdig sein, sonst breit und stark wie ein Bär; hat aber weiches sanftes Hühnerfleisch um die Knochen, wo der Leu hartes Bärenfleisch trägt. — Um nun auch von dem ältesten Sohne Karl Treu zu reden, so trägt der arme Schelm auch schon die Last seiner Sorgen. Vielleicht kommt er in Jahr und Tag noch zu keinem Oberförstereyamen, weil keins gehalten wird, und wird dann einstweilen wohl ein anderes machen müssen. Überhaupt sind die Aussichten schlecht für einen Jüngling, der sich dem Staatsdienste weihen will. Noth und Plage allenthalben, das schlägt dann auf Unseren wieder zurück, wie man sagt: Große Kinder, große Sorgen. Indessen man soll auch hier nicht verzagen nach dem Sprichwort, welches lautet: Oft kommt unverhofft . . . Meine sämmtliche Heerschaar schläft; die drei ältesten neben mir in dem rothen Stüblein.“

Am 19. April 1827 heißt es in seiner Epistel: „So weit wären wir, mein geliebtes Gottesgäbige, die Nachtigallen singen wieder und Kirsch- und Pflaumenbäume stehen in voller Blüthe. Wir sind gnädig durch die tückischen Wetter gekommen, d. h. ohne Verlust eines theuren Hauptes, obgleich unsere Bübchen alle den Keuchhusten gehabt haben. Das hat denn allerlei Plage gegeben, besonders für die arme Nanna, die außerdem belastet ist mit einer Last, wovon wir Freude hoffen; denn Segen Gottes heißen die Kinder ja einmal in der Sprache der Menschen. Diese Last ist doch gediehen, daß sie jeden Tag reif von dem Baume fallen kann, der sie trägt. Wir hoffen diesmal in geheimen Wünschen und aus einzelnen kleinen Zeichen ein Dirnchen; indessen soll willkommen sein, was Gott geben wird. — Wir danken sehr für alle leiblichen und geistigen Gaben. Mit den geistigen fahre ferner fort uns zu bewirthen d. h. mit der Chronik der Familie. Oder lieber, bringe uns diesen Sommer Dich selbst und Deine Kinder in eigener Person und Persönchen. Welche Lust, wenn wir alle unsre kleinen Köpfschen einmal recht gegen einander halten und messen könnten! Darf ich das hoffen? Die Kornpreise werfen es dieses Jahr wohl ab. Wir sind in manchem Gedränge des Schicksals, wie es Gott gefügt hat, in unsern Kindern bisher doch glücklich. Alle sind gesund und stark, und keines scheint auf den Kopf gefallen

zu sein. Auch der Treu mag nun allmählig einen festeren Halt des Lebens finden. Er scheint sein Examen wohl bestanden zu haben.“

Lehterer besuchte von Berlin aus die heimische Insel Rügen und die ganze Verwandtschaft. „Weil Du den Karl Treu bei Dir im freundlichen Neste hegst“, schrieb Arndt am 4. Juli seiner Schwester, „so wäre es mehr als Unrecht, an ihn und nicht zugleich ein paar Zeilen an Dich zu richten. — Also kommen willst und kannst Du nicht? So geht es immer und klingt immer die alte Veier wieder. Uns ist es unter unsern jetzigen Umständen nun vollends versagt. Also, der liebe Gott weiß, wann? und wir müssen uns, wie bei so vielen Dingen, mit der Hoffnung speisen, die oft recht herzlich dünn ist. — Du hast nun den Karl Treu bei Dir, halte ihn nicht zu warm, d. h. ermahne ihn zu allem Fleiß und zu aller Zucht und übersieh seine Gebrechen nicht zu sehr; denn Keiner wird ihm die Wahrheit mit so viel Liebe sagen können, als eben Du, und der Warnung in Liebe bedürfen wir ja Alle täglich von einander, damit wir uns nicht irgendwo in der Frey verlaufen. — Ich soll Dir von der kleinen Nanna Gottesgab schreiben, wie sie aussieht? Aber, aber, das ist eine nicht leichte Aufgabe. Ein so kleines zweimonatliches Ding und obendrein ein Dirnchen, bei welchem die zarten Züge noch fliegender und hin- und herfließender sind, als bei Knaben. Das kann ich indessen im Allgemeinen sagen: sie macht den Eindruck, daß sie ihren Brüdern ähnlich sehen wird, ohne daß man sagen könnte, welchem gerade von ihnen, ein rundes breites Köpfchen mit sehr dunklen blauen Augen, von welchen die Mutter sich einbildet, daß sie einmal dunkelbraun gerathen werden. Das Dingelchen guckt schon ganz munter und hell um sich. — Leubold schläft, ißt und wächst tüchtig, dem Zuschnitte nach der stärkste und schönste; eben erhebt er sich neben mir aus dem Bette, grüßt sein Bräuteli und seine Frau Bathe Bilderbase und meldet ihr und dem lieben Ohm, daß sie ihm für seine einst zu hoffende Ankunft ein hübsches Schimmelhengstfüllen zum Reiten bereit halten . . .“

Karl Treu weilte bis in den Winter hinein auf Rügen. Der Vater dankte für liebe Zusufzungen seines Sohnes, die er hoffentlich nicht in den Wind geschlagen haben werde. „Auch muß man ja hier“, schrieb er am 4. Oktober, „wie bei anderm Samen, der in Hoffnung auf Gott ausgestreut wird, sich einbilden, daß er auch nach einem etwas länglichen Winterfroßt noch aufgeht. Aber nun nimm auch meinen Bann oder — mit unserm guten alten Schweden zu reden — mein bannor hin, daß Du wieder in Deine Unart gerathen und eine so unendliche Zeit stichstumm geworden bist. Ein Verbrechen, wovon Du nur losgesprochen werden sollst in dem Fall einer vollkommenen Reue und Buße, die

sich durch Liebe thätig weist, d. h. durch einen recht baldigen, reichen Brief, der sich einmal wieder in traulicher Umständlichkeit über die Sachen und Personen verbreitet, welche uns beiderseitig nächst angehören. . . . Und nun höre von uns! Wir sind jetzt Alle gesund. Die Frau hat sich von den Strapazen erholt. Die kleine Dirn hat eine nährende Gehülfin gehabt, das hat denn den ganzen Sommer mehr Weiberei, als Unzer-einem lieb sein kann, für das Haus gegeben. Indessen das Kind ist rund und fett und auch hübsch dabei geworden. Möchte es Dir von innen und außen ähnlich werden, Amen! Die andern Jünge gehen so ihren Weg fort. . . . Sonst ist dieses ein Jahr herber Verluste. Im Frühling verloren wir in der Gräfin Dohna unsre beste Freundin, und vor vierzehn Tagen fuhr unser bester Freund, nachdem er die drei letzten Nächte noch bei uns geschlafen, nach Göttingen davon: der Professor der Theologie Dr. Lücke, ein Mann nach meinem Herzen, voll Treue und Feuer in der Brust. Indessen so steht und geht das Leben. — Und nun Ade! Ade! Wir grüßen Euch alle — mit Roderich zu reden — Quinquillionenmal!“

Im Juni 1828 kam ein Landschaftsmaler, der das Bonner Haus, genannt vinea domini, abzeichnete, gegenüber das Siebengebirge, eingeschlossen links von seinem alten Thurm auf der Mark von Oberkassel an der Seite des Rheins und die zertrümmerte Beste Godesberg an der andern. „Nimm dies Bild und male Dir in der Phantasie Alles, was davor und dahinter sein kann, weiter aus! Und das andere Gemälde, was der Karl Treu Dir geschickt hat, was sagst Du dazu? Er wird es wohl in Rosenroth und Feuerfarben gemalt und den Glanz gewiß nicht gespart haben. Nun, es ist Alles natürlich und in so fern recht und gut. Er hat das Alter und auch solche Lebenshoffnungen und Aussichten, daß er sein Herz ein wenig durchgehen lassen kann. Ehen werden im Himmel geschlossen; möge der freundliche Himmel dem Jüngling ein gutes Loos in guter Stunde zugetheilt haben. Weiter können und dürfen wir nichts wünschen. Am meisten wird endlich freilich von ihm selbst abhängen, wie das Glück und Leben ihn führen sollen. Die meisten Sterblichen verjcherzen durch Unverstand oder Unstätigkeit das Anrecht zu wahrer Freude und Zufriedenheit.“

Viel Freud und Leid zog über Ernst Moritz Arndts Haupt dahin. Zur Verlobung seines Erstgeborenen mit Klementine Helbig nach Berlin gereist, unternahm Arndt es, den Kultusminister von Altenstein persönlich um Wiederanstellung zu bitten, und erzielte nur insofern einen kleinen Erfolg, als auch nach Besetzung seiner Professur für Geschichte ihm das Gehalt verblieb und es der Zeit überlassen werden sollte, welcher Gebrauch von seinen Kenntnissen und Talenten für literarische Zwecke zu machen sein würde.

Die nie eingeschlafene Korrespondenz mit dem Freiherrn vom Stein wurde damals besonders rege aus Anlaß der politischen Zustände in den Niederlanden. Die Trennung Belgiens von Holland ließ Frankreich mit begehrllichem Auge auf ersteren Staat blicken. Dagegen erhob Arndt seine Stimme in der Schrift „Die Frage über die Niederlande und die Rheinlande“, welche Steins rückhaltlose Billigung und höchstes Lob erteilte. Auch der Präsident Sethe in Berlin äußerte sich ungemein anerkennend und ermunterte den erprobten Warner und Mahner zu weiteren aktuellen geschichtlichen Abhandlungen. Ihm erwiderte unser Autor:

Bonn, den 3. Juni 39.

Der Beifall, mein verehrter Freund, womit Sie und andere Wiederleute mein letztes kleines Büchelchen empfangen haben, thut meinem Herzen wohl, weil es empfindet, daß, was aus dem Herzen gekommen, wieder zu Herzen geht. Bei alle dem wissen Sie wohl auch aus der eigensten Erfahrung, daß mein Herz wund sein muß über manche Erscheinungen der Zeit, und namentlich über die wahrscheinlich schlechte Entwicklung oder vielmehr Auswickelung der Belgischen Sache, wo hinfort auf jeden Fall, wenn es als ein eigenes Land hingestellt wird, ein kleines Frankreich gebildet wird, wo durch die Hauptstadt Brüssel, welche Residenz werden wird, auch die noch deutschredenden Menschen binnen einem Menschenalter ganz französisirt werden, also jeder Gemeinschaft und endlich auch Bundesgenossenschaft mit uns gänzlich entfremdet. Das und viel Anderes, nämlich die Zerscheidung und der schlechte Gränzzuschnitt der Rheinlande, die man auf dem Wiener Kongresse erlaubt hat, kann Einem die Brust oft mit Unmuth, zuweilen mit Zorn erfüllen.

Nein, ich gestehe es Ihnen zu, die Rheinländer in Masse sind weder Gallisch noch Belgisch gesinnt, aber doch für das Großpolitische und Großfinanzielle der Länder, wie schlecht hat man dort gesorgt! Wie ganz heller noch würden die vivat Rex! klingen, wenn wir die Holländer beisammengelassen und uns nicht die Maas hätten nehmen lassen! Sie meinen, ich muß darüber was schreiben. Aber theils ist das nicht nöthig, theils ist es sehr schwer und auch mißlich: denn gerechte desideria dieser Lande müßten dann auch genannt, Mißgriffe müßten erwähnt werden, welche die Regierung wenigstens aus meinem Munde nicht hören möchte, endlich der Mißbrauch mit dem Namen Preußen, den die Leute hier nicht respektieren, da sie ihn nur als einen provinziell-neuen ansehen; Deutsche sind sie, und so heißen sie gern. Kurz, ich sehe nicht wohl bei unsrer beschränkten Preßfreiheit

damit durchzukommen, da ich meinem schriftstellerischen ehrlichen Charakter treu bleiben muß, wenn meine Seele Frucht tragen soll.

Philippshorn? Ich will mich bedenken. Man findet zuweilen Gegenstände, die allgemein genug sind, um in der Staatszeitung einen Platz zu finden. Versprechen kann ich jedoch nichts.

Eine Bemerkung muß ich Ihnen jedoch mittheilen, die Sie weiter pflegen können und die unsre Regierung nicht vernachlässigen muß. Mehr als ich geglaubt habe, ist im Deutschen Mittelstande ein allgemeines Gefühl des Unmuths bis zum Zorn über die Unehre, womit unser großes und edles Volk von den Englischen und Französischen Diplomaten und Pamphletisten bis diesen Tag besudelt wird; man fühlt viele unsrer kleinen und erbärmlichen Verhältnisse in Deutschland als schimpflich in einem so großen. Ueber dies Gefühl kann man schreiben wie über das Bild der Maria hilf! in Wien: „Hüt's eng!“ Es ist ein wahrhaft revolutionäres. Wir wollen uns aber immer noch gebärden gleich den jungen Putern, die den Kopf ins Kraut stecken, meinend, der Gegner sehe sie nicht, wie sie ihn nicht sehen.

Ihre guten Kinder haben freilich viel gelitten, aber auch tapfer ertragen. Gott hat jenen Speer der Fabel, dessen eines Ende heilt, was das andere geschlagen. Die wackere Auguste kennt dieses große Mittel und weiß es zu gebrauchen.

Gott mit Ihnen! Grüßen Sie Ihre Kinder und alle Freunde und den Moses in Aegyptenland Häckel*).

Freiherr vom Stein war so erbaut von obiger Broschüre, daß er auf eigene Kosten tausend Exemplare drucken lassen und ganz billig, für zwei Silbergroschen, verkauft sehen wollte. Hierüber konferierten sie noch miteinander, als unerwartet die Botschaft vom Tode des großen Staatsmannes, dieser „stahlernen Heldenseele“, eintraf und Arndt aufs tiefste

*) Die wackere Auguste war Sethes älteste Tochter, Frau Professor Bleek in Bonn, der „Moses in Aegyptenland“ Sethes anderer Schwiegersohn, Oberregierungsrat Karl Häckel in Berlin, Chemann von Lotte Sethes; sie sind die Eltern von Professor Ernst Häckel in Jena. Derselbe hatte die Güte, mir die folgenden Mittheilungen zu machen: „Mein 1871 verstorbener Vater, geb. 1781, war mit Arndt sehr befreundet, so viel ich weiß aus der Zeit der Freiheitskriege. Mein Vater war damals in Hirschberg (Schlesien), seiner Heimat, eifriger Führer des patriotischen ‚Jugendbundes‘ und wurde von Napoleon I. proskribiert. Später war er bei den Lützowschen Jägern, mit Steffens, und dann Adjutant von Gneisenau. Er zog mit Blücher in Paris ein. Wahrscheinlich bezieht sich Arndts Wort ‚Moses in Aegypten‘ auf jene Thätigkeit. — Ich selbst war 1842, 44 und wiederholt später in Bonn längere Zeit bei meinem Onkel Bleek, ein wilder munterer Junge mit langen blonden Locken, den Arndt sehr gern hatte und den ‚germanischen Wildfang‘ nannte.“

betrübte, des Mannes, den er von allen Deutschen am höchsten achten und am herzlichsten lieben mußte, und der ihn wirklich mit einer Art rührender Bärtlichkeit zuerst geliebt hatte. Drei Jahre darauf erschütterte ein noch herberer Schicksalsschlag sein Vaterherz: sein jüngster Lieblingssohn Willibald erkrankte den 26. Juni 1834 beim Baden im Rhein, dem von ihm so geliebten, verherrlichten Strom.

Je größer Kreuz, je größer Glaube, den er in den innigsten Liedern um den Frühverstorbenen zum Ausdruck brachte. „Werde ich des Herrn Hand wieder als eine sanfte fühlen?“ fragte er, „wird noch einmal ein milderes Abendroth meine sinkenden Tage beleuchten, oder wird mein irdischer Pilgerstab bald zerbrochen werden?“

Trostreich trug den Trauernden die Teilnahme vieler Getreuen, und die Alles lindernde Zeit richtete ihn auf. So gewann er wieder Interesse an dem vorwärts schreitenden Leben und an der hoffnungsfrohen Jugend. Gern verkehrte er mit den die Bonner Universität besuchenden Studenten, zumal wenn's Landsleute aus Pommern waren.

Unter ihnen befand sich der oft in seinem Hause verkehrende Heinrich Kruse, ein Sohn des hochgeachteten Stralsunder Altermanns, welchen Arndt selbst „den rechten Vorkämpfer eines ehrlichen freien Pommers“ genannt hat. Der junge Kruse setzte im Wintersemester 1835—36 seine Studien in Berlin fort und bekam folgendes Empfehlungsschreiben an den Verlagsbuchhändler Reimer auf den Weg:

Bonn, den 6. Oktober 1835.

Geliebter Freund!

Diese Zeilen bringt Euch mit den herzlichsten Grüßen von uns Heinrich Kruse aus Stralsund, ein wackerer, ausgezeichnete Jüngling, der hier ein paar Jahre studiert hat. Ich bitte, Ihr wollet ihn freundlich bei Euch aufnehmen.

Den braven Schweden Reuterdaht habe ich nur eben ein paar Mal gesehen: denn er flog hier wie ein Vogel durch. Deiner lieben Mutter und des trefflichen Vater Rothe haben wir uns hier sehr gefreut; hoffentlich sind sie nun alle wieder in alter Klause.

Wie es uns geht? Wir tragen schwer an unserm tiefen und schweren Leide. Gott, der gerechte und unerforschliche, weiß ja, wozu es gut ist: das tröstet heimlich, aber der irdische Schmerz behält auch sein ewiges Recht. Ich hatte mir einen frühlichen Abend geträumt und muß nun wohl auf dunklerem Pfade den Rest meiner Tage hinabwallen.

Grüße mir die Curigen und alle Freunde auf das herzlichste, auch den lieben Siegfried, der sich nun auch wohl wieder zu alter Rüstigkeit erholt hat.

Dein E. M. Arndt.

Das Jahr 1840 brachte dem schwer geprüften und viel verkannten Manne eine schöne Genugthuung und Ehrung: eine der ersten Regierungshandlungen des Königs Friedrich Wilhelm IV. war Arndts Wiedereinsetzung in sein Lehramt, worüber im ganzen Deutschen Vaterlande — von Kampf abgesehen — allgemeiner Jubel herrschte. Die hervorragendsten Persönlichkeiten beglückwünschten ihn von nah und fern, die Studenten veranstalteten einen Fackelzug, und beim Festmahl hielt Professor Karl Welcker diese Rede*):

„Wohlvollende fordern mich auf, zu Ihrem herrlichen Bonner Feste auch einige Worte zu reden. Sie können es nur thun, weil Sie glauben, daß ich meiner Gesinnung nach noch ein Bonner sei. Ich bin es von Herzen. In allem Wesentlichen dieselben Gesinnungen, mit welchen ich einst unter Ihnen weilte, habe ich bewahrt, auch seitdem das Schicksal meine Schritte andervärtshin lenkte. Diese Freunde möchten wohl auch eine Stimme aus Süddeutschland an diesem Ehrentage unseres Arndt vernehmen. Und gewiß, Ihre Freude über den Beschluß Ihres verehrten Königs, Ihre Gesinnungen für den Mann, welchen Sie feiern, finden fröhlichen Anklang in den Herzen aller wackeren Süddeutschen. Für welchen Trinkspruch aber dürfte ich Ihre freudigere Zustimmung erhoßen an diesem Ehrentage des Deutschen Mannes, als für ein Hoch auf unser ganzes Deutschland, auf die Einigkeit, die Freiheit, die Ehre der Deutschen Nation? Mögen zu ihrer Vertheidigung Deutschlands Fürsten und Volksstämme stets die Waffen bereit und geschliffen halten! Doch nicht die Waffen von Eisen allein — denn nur durch Geist und Gesinnung werden diese gut und glücklich geführt —, sondern auch die eines freien, tüchtigen vaterländischen Gemeingeistes. Unser Deutschland, das ganze einige und freie Deutschland lebe hoch! —

Sa, meine Seele ist erfüllt von dem großen Gedanken der Freiheit unseres theuren Vaterlandes, und unverändert, mit denselben Gesinnungen und Grundsätzen, suchten bisher meine geringen Kräfte dafür zu wirken. Diese unveränderten Gesinnungen und Grundsätze aber vereinigten stets mit der Freiheit unseres Volkes das Recht und die Ehre unserer Fürsten. Liegt ja doch sie selbst, die höchste Kraft und der herrlichste Ruhm, nur in der Ehre und Freiheit ihrer Bürger. So erkannten wir Alle es in den ruhmvollen Zeiten von 1813, 14 und 15; so hatten wir Alle es erkannt in einem ganzen Menschenalter voll Schande und Schmach, welches wir Deutsche von den neunziger Jahren an bis dahin durchleben mußten. Mit welch' anderem Wunsche könnte

*) Nach der mir vorliegenden Urschrift, die Welcker auf Wunsch eines Freundes zu Papier gebracht hat.

ich besser Ihre Gesinnungen in einem freudigen Hoch vereinigen, als wenn ich, befeelt von den Gesinnungen, die alle wackeren Preußen und Deutsche in Ihren verehrten König setzen, Ihnen einen herzlichen Ruf auf Sein Wohl vorschlage: Hoch lebe Friedrich Wilhelm IV!"

Schon deswegen und zwar am meisten deswegen segnete Arndt, wie er selbst gesteht, die Huld, womit sein König sich zu ihm herabgeneigt hatte, weil sie die Veranlassung geworden, daß die Stimmen vieler guten Menschen und auch vieler alten lieben Freunde zu ihm zum Rhein herüber klangen. Aus der Menge herzlicher Dankbriefe seien hier zwei veröffentlicht, nämlich an den Divisions-General von Hüfer und den Buchhändler Reimer.

I.

Bonn, den 30. Julii 1840.

Geliebter Freund!

Aus vollem Herzen gebe ich Dir den treuen Händedruck und den treuen Glückwunsch zurück. Freilich meine besten Jahre sind dahin, und für meine Thätigkeit und Wirksamkeit kommt diese Begebenheit zehn bis fünfzehn Jahre zu spät; aber doch habe ich sie als ein fröhliches Zeichen empfangen und auch an der Liebe, Freude und Theilnahme meiner Amtsgenossen und Mitbürger ersehen, daß sie auch ein solches Zeichen zu erblicken meinen, — und so rufe ich mit Dir und mit Vielen: Gott segne und regiere unsern König! Ja Gott gebe ihm den Geist der Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit und jene Gleichheit und Festigkeit der Grundsätze, ohne welche man kaum ein kleines Haus, geschweige ein großes Königreich regieren kann! Gott mache diesen liebenswürdigen und geistreichen Fürsten zu einem leuchtenden Banner für Preußen und ganz Deutschland, unter welchem die Völker sich mit Lust versammeln mögen, und auf welches die lauernden und listigen Moskowiter und Wältschen mit Furcht und Ehrfurcht schauen müssen! Amen.

Wir hören mit großer Freude, daß es Dir, Deiner Liebsten und Deinem Töchterchen so wohl geht. Gott gebe Dir neue Lebensfrische im Herzen und neues Mark in den Knochen! Das junge Geschlecht bedarf solcher Führer und Muster, die unter dem Donnerwetter und dem Kanonentknall der fürchterlichen und großen Jahre von 1800—16 Jünglinge und Männer geworden sind. . . .

II.

Bonn, den 24. Aug. 40.

Mein theurer Freund und Gevatter!

. . . Auch für Ihre herzigen Glückwünsche nehmen Sie meinen Dank. Für mich selbst hat meine sogenannte Wiederherstellung eben

nicht viel Bedeutung mehr — meine besten Jahre sind hin —, aber für das ganze liebe Vaterland kann ihr Sinn Bedeutung haben, wenn der liebenswürdige und edle Fürst, den ich als meinen König verehere, auf einem ähnlichen Wege fortfährt. Wir bedürfen eines Sonnenstrahls, der die Starrheit und Mattigkeit belebe, welche eine zwanzig Jahre hindurch von Feigheit und Verblendung über Deutschland ausgegossene aqua tofana durch alle Glieder desselben gejagt hat. Man könnte den etwas stürmischen Wellenschlag, der von den Jahren 1816 bis 20 nach großen Leiden und Thaten allerdings etwas wild brauste, durch edlere und fröhlichere Mittel und Künste, als man angewandt hat, allmählig zu sanfteren und doch lustigen Schwingungen herabstimmen.

Sie schreiben, es werde vielleicht eine zweite Auflage der Erinnerungen gemacht werden müssen. Für den Fall lege ich Ihnen hier noch ein Verzeichniß kleiner Fehler und Nachlässigkeiten bei. . . .

Die Inlage besorgen Sie gütigst an Freund Dahlmann.

Herzlichste Grüße und Wünsche von uns an und für meine liebe kleine Anna und für alles Hirzelsche und Reimersche. —

Als Heinrich Kruse, damals Gymnasiallehrer zu Minden in Westfalen, die Rede am Geburtstage des Königs, am 15. Oktober 1846 gehalten hatte, schickte er das Manuskript auch an Arndt. „Es sind heute“, heißt es darin, „sechs Jahre, daß Friedrich Wilhelm IV. aus seinem Schlosse in der Hauptstadt trat, um die Huldigung seiner Deutschen Lande einzunehmen. Kräftig und klar, daß viele Tausende es hörten, sprach er also: „Die Wege der Könige sind thränenreich und thränenwerth, wenn Geist und Herz ihrer Völker ihnen nicht hülfreich zur Hand gehen. . . . Darum richte Ich an Sie, meine Herren, in dieser ernstesten Stunde eine ernste Frage. . . . Wollen Sie Mir helfen und beistehen, die Eigenschaften immer herrlicher zu entfalten, durch welche Preußen mit seinen nur vierzehn Millionen den Großmächten der Erde gefellt ist, nämlich Ehre, Treue, Streben nach Licht, Recht und Wahrheit, Vormarschschreiten in Altersweisheit zugleich und heldenmüthiger Jugendentraut? Wollen Sie mich in diesem Streben nicht lassen und verabsäumen, sondern treu mit mir ausharren durch gute wie böse Tage — o, dann antworten Sie Mir mit dem klarsten schönsten Laute der Muttersprache, antworten Sie Mir ein ehrenvestes Ja!“ Und vieltausendstimmig erscholl das Ja! auf dem dichtgedrängten Platze, auf welchem dem alterstgrauen Schlosse, der Wohnung der Preussischen Könige, bedeutungsvoll das Museum gegenübersteht, die Wohnstätte der Künste und der edleren Bildung. Der schöne Lustgarten schien erst jetzt

seinen Namen zu verdienen. Der Jubel wollte nicht enden; es war, als ob nicht bloß ein König, als ob eine neue Zeit geboren sei. Und in der That war durch jene Worte eine neue Aera angekündigt. Der berühmte Fürst, in welchem sich die alte Zeit, das vorige Jahrhundert, gleichsam verkörperte, hat einmal einen merkwürdigen Ausspruch gethan. Einem fremden Gesandten, welcher seine außerordentliche Thätigkeit pries, antwortete er: „Es würde noch viel besser gehen, wenn Ich Alles ohne Ausnahme selbst und allein anordnen könnte.“ Aber was würde jener Gesandte dann wohl gesehen haben? Gewiß einen bewunderungswürdigen Herrscher, aber auch ein bedauernswerthes Volk, in dem jede Selbstregsamkeit erstickt ist. . . . Jene Wenigen, welche noch immer von der Unmündigkeit des Volkes reden, mögen, so viel sie selbst betrifft, wohl Recht haben. Alle Übrigen erkennen es nicht bloß für das Recht, sondern auch für die Pflicht eines jeden guten Bürgers, nicht auf seinen eigenen Nutzen allein, sondern auch auf das allgemeine Wohl bedacht zu sein. Uns Preußen namentlich hat unser hochherziger König Selbst dazu aufgefordert. Der König und sein Volk sind einig, daß beide gemeinschaftlich die Bürde der öffentlichen Angelegenheiten zu tragen haben.“ — Der Charakteristik des verstorbenen Königs seien folgende Züge entnommen: „Liebe der Eltern hat Friedrich Wilhelm III. nie erfahren, seine Jugend war abgefordert, farg und rauh. Eine gewisse Schüchternheit ist ihm immer geblieben; denn die ersten Eindrücke verwinden wir niemals ganz. Er lebte als glücklicher Gatte einfach und ohne Prunk, wie ein Privatmann. Als Mensch hat er immer für ein Muster gegolten, als Herrscher ist er in seiner früheren Zeit oft getadelt worden. Er änderte an den veralteten Einrichtungen des Staates, ohne sie bessern zu können. Dem entschlossensten Manne des Jahrhunderts gegenüber schwankte und zögerte er so lange, bis er im Kriege allein stand und unterlag. Er verlor die Hälfte seiner Länder; aber das Unglück erhob und läuterte den König wie den Staat. Die, für deren Wohl der Staat mit seinen bisherigen Einrichtungen allein da zu sein schien, die Privilegierten, hatten ihn feige verlassen oder doch rathlos aufgegeben. Ein edler Zorn gab dem Könige Kräfte, er schaffte alle Vorrechte ab und gründete einen neuen Staat auf das alte, unverjährbare Recht. Durch ihn erhielt Preußen die meisten Segnungen der Revolution ohne ihre Gräuelt. Ihm verdanken wir jene Reihe von Gesetzen, jene menschlicheren Einrichtungen, unter welchen wir Jüngeren geboren und mit einem ganz anderen Bewußtsein aufgewachsen sind.“

Arndt hat diese Rede seines jungen Freundes sofort gelesen und unmittelbar darnach sich also darüber ausgesprochen:

Bonn, den 16. des Windmonds 1846.

Herzlichsten Dank, mein theurer Freund, für Ihr liebes Andenken und für die übersandte Rede.

Daß sie sehr verschiedene Urtheile herausgelockt hat, begreife ich, nachdem ich sie gelesen habe. Sie verlangen auch von mir ein Urtheil. Ich finde sie im Ganzen wohl gefaßt und Gottlob eben so treu als tapfer. Sollten Sie sie drucken lassen, so müssen Sie durchaus Eine Stelle bessern, wo Sie den j. g. Privilegierten Unrecht thun. Freilich ist Preußen durch das System verrotteter Privilegien im Jahre 1806 gefallen, aber nicht allein durch die Privilegierten, sondern eben so unvermeidlich durch die Unentschlossenheit und fortzauernde Verzagt-heit des Königs, der zwischen gefährlichen Verhältnissen unter dem Schicksal so hinzuschleichen meinte. So ist durch Hinundherzauerungen Alles zuletzt feig und niedergeschlagen geworden. Eigentlich verkäufliche Verräther hat es wohl nicht gegeben; aber bekommene Dummheit ist auch Verrath.

Jene Stelle findet sich auf Seite 9 meiner Handschrift, lautend: „Die, für deren Wohl der Staat mit seinen bisherigen Einrichtungen allein da zu seyn schien, die Privilegierten, hatten ihn feige verlassen, verrathen und verkauft.“

Dies, was so doch nicht wahr ist, — denn sie waren vom Könige und dem königlichen Degen sogar verlassen — und das zu viel odium und invidia in sich hat, würde ich etwa so ändern: „Die, für deren Wohl der Staat mit seinen bisherigen Einrichtungen allein da zu seyn schien, die Privilegierten, standen weder auf der Höhe noch in dem Verständniß des Zeitalters und mußten mit dem alten verrotteten junkerischen Staatsystem hülflos und rathlos zusammenstürzen und König und Reich mit in den Sturz reißen.“

Doch Sie werden es selbst wohl machen können. Die Schuld war eine gemeinjam, und der König hatte einen guten Theil darin.

Nun Lebewohl und treuen Gruß von uns. Werden Sie denn nicht 'mal zu unsrer kleinen Muesenstadt hinauffliegen? —

Das tolle Jahr 1848, mit der Volksbewegung in Schleswig-Holstein, der Revolution in Berlin, dem Wirrwarr in ganz Deutschland, ja darüber hinaus bis an die Grenzen der Schweiz, sah den alten Arndt wieder auf den Plan treten als Kämpfer mit dem Munde und mit der Schreibfeder. Dem ihm befreundeten Grafen Max von Schwerin-Puzar, dem neuernannten Kultusminister, drückte er seinen Schmerz aus über die Demütigung, welche der arme König durch Ratgeber wie die Generale



Ernst Moritz Arndt

als Mitglied der Deutschen National-Versammlung zu Frankfurt a. M.
(Abgeordneter für den fünfzehnten Rheinpreussischen Wahlbezirk).

Nach einer Zeichnung von P. H. Winterwerb, 1848.

„Die Freiheit ist der Seelen Stal
Und ritterliche Wehr der Braven.
Die Freien trägt der Sternensaal,
Der Teufel herrschet über Sklaven.“

von Radowiz und von Caniz erlitten. „Als Pius der Neunte losbrach, als der Schweizerische Bruderkrieg zusammen summt, da war es Zeit für den König von Preußen, sich über die Bedeutung jener Bewegungen zu besinnen. Nun scheint es fast dahin gekommen zu sein, daß viele Narren und einige Bösewichter unser Vaterland zerhegen und vielleicht zerhegen dürfen.“ Dem Divisions-General von Hüser in Trier schrieb er am 14. April in ähnlichem Sinne:

Tausend Dank Dir, geliebter Freund, für Dein liebes Schreiben und Dir und allen edlen Kriegsgenossen für das Ehrenzeichen. Ich bin zu alt und verständig, um davon einen dummen Gebrauch zu machen. Indem man derb auf die Bösewichter klopft, muß man doch mit Klugheit zwischen den Halbguten und Halbneidischen und auch zwischen phantastischen Thoren ohne Lüge durchzupilgern suchen.

Wir sind nun einmal in einer Umwälzung. Unser König und seine Herren Minister haben die Zeit vertrödeln und vertändeln, zuletzt sogar dumm und schwächlich und endlich schimpflich mit den kleinen Schweizerbalgereien vertändeln und darüber vergessen, was sie zu Hause zu thun hatten. Sie haben keine leichte Entschuldigung; denn seitdem sogar der Papst sich rührte und mit seinen heiligen Fingern mit drein rührte, durfte Preußen, das geistreiche wissenschaftliche Land, nicht träumen und säumen wollen. Der König hat leider Alles zu sehr immer durch eine bunte mittelaltrige Brille gesehen, und Caniz in Metternichs Tasche und der verwünschte überkluge jesuitische Radowiz haben nur zu viel Gewicht auf ihn geübt.

Du siehst wohl aus den Zeitungen, ich faßte trotz meiner schneeweissen Haare die alte schon mürbe Lanze wieder und kämpfte gegen den französisierenden republikanischen Satanas, nämlich, wenn Du die Kölner Zeitung und die Deutsche Heidelberger liegest. Eben habe ich auch etwa vier Bogen geschrieben zur Belehrung des Bürgers- und Bauers-Manns, welche in diesen Tagen in Druck gegeben werden.

Wolle Gott aus all diesem wilden und wüsten Schwall doch endlich wieder festes und grünes Land hervorgehen lassen! Gebe Gott Dir Stärke und Gesundheit! Denn Muth hat er Dir genug gegeben. Du bist jetzt ein nothwendigster Mann, der einen Deutschen Hauptschlüssel in der Hand hat. . . .

Die damals erschienenen, zum Theil auch als Flugblätter verbreiteten Artikel betiteln sich „Polenlärm und Polenbegeisterung“, „Noch eine kleine Ausgießung in die Sündfluth“, „Wahlmann, wähle Dahlmann“,

Gaebert, Was ich am Wege fand.

sowie „Das verjüngte oder vielmehr das zu verjüngende Deutschland. Ein Büchlein für den lieben Bürger- und Bauers-Mann.“

Einen Monat später wurde das Frankfurter Parlament eröffnet, der „Volksbote“ Arndt vertrat den Kreis Solingen. „Wir wissen nicht, wie das Ding, woran wir arbeiten, in diesem ersten Deutschen Reichstag, sich irgend gestalten kann: indessen, es werden für die Enkel glorreichere und stärkere Deutsche Zeiten kommen“, diese Hoffnung, welche er damals aussprach, hat nicht getragen. „Unglaublich, wie es der Linken gelungen ist, den Namen und das Königshaus Preußen in der Meinung herunterzubringen“, klagte er; doch war ihm für das Deutsche Ende nicht bange, wenn auch erst nach einem Menschenalter, wobei freilich das Leben und Glück unserer Kinder sehr in die Schanze gesetzt werden könne, für die Einheit des großen Deutschen Vaterlandes, für ein starkes und auch ein herrliches Deutschland. Im Oktober 1848 äußerte er: „Es reißen sich im Vaterlande eigentlich zwei Kräfte: die Einen wollen unter dem Titel der gemißbrauchten Deutschen Einheit zur wilden Republik der rothen Mütze, die Anderen sollten, damit das rothe Unglück nicht durchbreche, geschwindest ihren Kaiser machen. Es ist aber kein Kaiser möglich, als Preußen.“ In demselben Monat wurde der Nationalversammlung der Kommissionsbericht über die Verfassung unterbreitet, wonach insonderheit kein Teil des Deutschen Reiches mit nichtdeutschen Ländern zu einem Staate vereinigt werden dürfe, was speziell Österreich betraf, und mit Stimmenmehrheit angenommen. Am 9. März 1849 richtete Ernst Moriz Arndt jenen berühmten Brief an Friedrich Wilhelm IV., daß alle, die von Gott nicht mit Blindheit geschlagen wären, in dem Könige von Preußen nur den Halter und Retter Deutschlands und seinen künftigen Herrn sehen könnten: ein solcher zu werden, möge der König hochherzig wagen und den Kaiser annehmen. Tief und warm empfunden und zum Ausdruck gebracht waren des Greises Wünsche, so auch die Erwiderungszeilen seines Monarchen vom 18. März, des Inhalts, daß er nur mit Zustimmung sämtlicher Deutschen Fürsten und freien Städte die Kaiserkrone sich aufs Haupt setzen würde. Gleichwohl wählte das Frankfurter Parlament am 28. März Friedrich Wilhelm IV. zum Deutschen Kaiser und entsandte eine Deputation. Ihr gehörte auch Arndt an, den der König mit den Worten empfing: „Sie sind also doch gekommen?“, um alsdann den Abgeordneten die frühere Erklärung zu wiederholen. Die „Kaiserlichen“, Namen von edelstem Klange, traten darauf aus der Nationalversammlung aus. In diesen bewegten Tagen entgegnete der alte Arndt auf die Zuschrift eines Freundes, Frankfurt den 10. des Frühlingsmonds:

Ich nehme mir die Ehre, eine kurze Antwort an die Braven von Wald u. s. w. beizulegen. Es wäre wohl gut und könnte auf einige zu wilde oder zu zahme Menschen verständig einwirken, wenn Sie dieselbe in den dortigen örtlichen Zeitungsblättern abdrucken ließen; worum ich Sie bitte.

Beten Sie mit mir und mit allen Redlichen und Tapfern, daß Gott einen Lichtstrahl in das Herz unsers Königs werfe, damit er dieses Ministerium mit einem konstitutionellen, welches das Volk will, vertausche! — — — — —

E. M. Arndt, Reichstagsmann für den Kreis Solingen, den Ehrenwerthen Männern von Wald und Merfeld ein freundlichen Gruß zuvor.

Eure edle und mannliche Bezeugung und Erklärung, werthe Männer, gegen die jüngsten Gewaltstrieche und Beschlüsse des gegenwärtigen Preussischen Ministeriums und daß Ihr (so lauten Eure Worte) zu jeder Zeit bereit seid, für die beschlossene und verkündete Deutsche Verfassung und für die Unantastbarkeit derselben mit Gut und Blut zu stehen und zu fallen, habe ich zu allgemeiner Freude hier gehörigen Orts eingereicht. Zu allgemeiner Freude sage ich in einer Zeit, wo die da groß denken sollten klein denken, und wo die Kleinen anfangen groß zu denken.

Brave und tapfere Männer, alle gute und redliche Deutsche, die von dem verwirrenden und wüsten Schwindel und Unsinn der Zeit, der uns zur rothesten rothen Republik führen würde, frei sind, wünschen eine feste würdige konstitutionelle Freiheit. Wolle Gott die Gesichte unsers Vaterlandes und die Herzen der Menschen so lenken, daß die Rechtschaffenen und Tapferen unwankend und unverrücklich wie ein Thurm, den keine Stürme erschüttern, in mannhafter geselliger Stärke sich halten und stehen, damit durch Übergleitung und Überschreitung auf die ziellosen und heillosen Irrpfade kommunistischen und socialistischen Unsinns schlechten Ministern und verblendeten Deutschen Königen, die sich heute noch einbilden, unkonstitutionell regieren zu können und zu dürfen, keine Gelegenheit und Vorwand, ja fast Entschuldigung gegeben werde, mit der Unordnung und Gesetzlosigkeit zugleich die edle Freiheit niederzutreten und zu morden.

Gott mit Ihnen und mit unserm so vielfältiglich verwundeten und zerrissenen Vaterlande, für welches jeder treue und hochgesinnte Deutsche nur Gelübde und Entschlüsse der Geselligkeit, Einheit und Macht hat.

Frankfurt, 10. des Wonnemonds 1849.

Das war ein heißes Jahr in Frankfurt, es schien zuletzt ein verlorenes gewesen zu sein, werde aber in Zukunft, so prophezeite der Achtzigjährige, nicht als ein vergebliches gerechnet werden. Nach Bonn zurückgekehrt, schrieb er am 7. Christmonds einem lieben Freund und Gevatter:

Ich habe Haus und Herz eine Zeitlang voll Krankheit und mitunter auch voll Verdruß gehabt, und dies hat verschuldet, daß ich Dir für Deine lieben Gaben so spät danke

Wir waren um die Ostern dieses Jahres mit dem Vaterlande und seinen Angelegenheiten etwas weiter, als es eben jetzt am Tage liegt; aber Gott und der König haben sich gegengelegt. Es kann ja auch so leicht und geschwinde nicht gehen, als wir uns in glücklichen Augenblicken einbilden. Ich bin von den Hoffnungsvollsten: das Gefühl von Macht und Einheit ist Gottlob in vielen Deutschen Männern wach, und diese werden es endlich, wenn auch mit schweren Kämpfen und Wehen, doch durchsiegen. Mit diesem Glauben, den der Himmel Euch, dem jüngeren Geschlecht, noch voller geben wolle als mir, werde ich mein weißes Haupt ins Grab legen.

Behüte Dich Gott!

In Deutscher Treue Dein ältester Freund

E. M. Arndt.

Auf diese politische Sturmflut folgte ein idyllischer Ruhestand. Mancherlei Beweise der Hochachtung und Verehrung gingen dem echt Deutschen Manne bei verschiedenen Gelegenheiten zu. So luden Rektor und Senat der Universität Greifswald zur vierhundertjährigen Jubelfeier ihren ehemaligen Genossen ein und stellten ihn als Repräsentant der philosophischen Fakultät auf dem im Oktober 1856 enthüllten Rubenow-Denkmal dar. Seine sechsundachtzig Jahre ermöglichten ihm die weite Reise nach Pommern nicht mehr. Außer dem offiziellen Dankschreiben an die Universitäts-Behörde, unterzeichnet Ernst Moritz Arndt aus Rügen, Professor Emeritus an der Preussischen Rheinhochschule, richtete er noch an den Gymnasial-Direktor Professor Johann Ernst Rizzo in Stralsund diese Zeilen:

Bonn, 21. Weinmonds 1856.

Ich war nicht da, theurer Freund. Wen hätte ich da von meinen Alten noch gefunden, mit welchen ich in rüstiger Jugend gewirkt hatte? und die Festlichkeiten, nach Tacitusiger Deutscher Weise mit

Alle Opferte die befehen Dingem!
Und die Gesehen still und sonder
Und geseh mit mir & die wollebringen!
Amen Du die die Gesehen sonder!

Das ist die Gesehen sonder!

Handwritten text in a cursive script, possibly a signature or a list of names, located in the upper left quadrant of the page.

Handwritten text in a cursive script, possibly a signature or a list of names, located in the lower left quadrant of the page.

Handwritten text in a cursive script, possibly a signature or a list of names, located in the lower right quadrant of the page.

den gehörigen Schmäusen verbunden, hätten den alten Schneekopf früher als nöthig zu einem wirklichen Grabdenkmal fördern können.

Also auf einem Denkmal stehe ich mit Andern. Wenn ich auch tief bewegt bin durch die Ehre und Freude, welche meine Heimathleute mir erwiesen haben, so bin ich doch mehr gerührt durch die Gesinnung, die sie in mir einer Deutschen Tugend erwiesen haben, die da heißt: „Des Deutschen Vaterlandes, damit es endlich ein wirkliches werde, denke immer und immer!“

Und in diesem Sinne wollen wir auch ferner, so lange ein Athem in uns ist, streben, hoffen und beten. Alles Andere gehört der vanitas vanitatum. Ihnen aber drücke ich mit Gruß und Dank so herzlich die Hand, als Sie mir sie aus der Ferne gereicht haben.

Ade! Gruß an alle Sündischen Männer, die meiner noch gedenken. —

„Vater“ Arndt wurde der Ehrengreis allgemein genannt, zumal in Bonn.

Werte Bekannte haben mir über sein Leben in den letzten Jahrzehnten Mancherlei mitgeteilt. Einige besonders interessante Aeußerlichkeiten, Eigentümlichkeiten und Charakterzüge seien hier aneinander gereiht, zuerst aus dem handschriftlichen Merkbuche von Konrad Bleek, einem Neffen des Bonner Professors der Theologie Friedrich Bleek: „In der Nähe des Universitätsgebäudes, in den Anlagen des Hofgartens und auf der Koblenzer Straße sah man fast täglich einen kleinen, aber kräftig gebauten Greis geneigten Hauptes, hastigen und etwas trippelnden Ganges dahin schreiten. Geleidet war er meist in einem sogenannten Deutschen dunkelblauen Rock mit Stehfragen und einer Reihe Knöpfe, mit grauleinener Hose, den Kopf mit einer sonderbaren schwarzen Zwickelmütze ohne Schirmrand bedeckt; hervor quoll schneeiges Haar, und ein kurzer weißer Bart umrahmte energisch feste Gesichtszüge. Unterhalb der hohen gedankenleuchtenden Stirn wölbten sich weiße dicke Brauen über zwei großen Augen, welche klug und doch gar freundlich dreinschauten. Das war keine stattliche ernste Gestalt wie Dahlmann oder Simrock, keine unnahbare, sondern viel eher eine gemüthliche Erscheinung. Aber auch ohne das Ordensband im Knopfloch sah man sofort, daß das ein bedeutender Mann sein müsse. Jeder Vorübergehende grüßte ihn mit einer zutraulichen Ehrfurcht, denn er war von Allen geliebt und verehrt als der Deutsche Dichter und Patriot, der Alte vom Rhein, — kurz, das war Vater Arndt, wie wir Studenten ihn gern nannten, und wie er sich selber am liebsten nennen hörte. Hatte er doch die meisten Menschen in Bonn schon als Kinder gekannt.

So konnte es vorkommen, daß er einen Sechzigjährigen ‚lieber Sohn‘ anredete. So wunderbar dieses manchmal einem Würdenträger gegenüber klang, so nahm doch Niemand es dem ‚Aralten‘ übel. — Rührig und rüstig war und blieb er bis an sein Lebensende. Dabei erfreute er sich einer kernigen Gesundheit. Einst sagte ihm Jemand darüber eine Schmeichelei, und er antwortete: ‚Ach ja, es geht noch so leidlich. Außerlich sieht man mir das Alter auch wenig an. Aber nur mein treues und tapferes Weib weiß; was ich alter Mann für Gebreften habe, und wie viel Geduld sie mit mir haben muß.‘ Fernerstehende merkten freilich von solchen Gebreften nichts. Und doch war er schon hoch in den Achtzigern. Er machte noch fast täglich — meistens allein — meilenweite Spaziergänge. Zuweilen klagte er wohl mal über geschwollene Füße und ging dann in weichen Schuhen, ließ sich aber dadurch nicht vom Spaziergange abhalten. Eines Abends wurden Studenten auf einem Ausfluge von einem Gewitterregen überrascht und wünschten sich Glück ob der mitgenommenen Schirme, als ihnen Vater Arndt ohne solche schützende Bedachung begegnete. Heiter lächelnd wehrte er den sofort angebotenen Schirm ab mit den Worten: ‚An mir greisem Manne ist nichts weiter zu verderben, Ihr Jungen aber zieht an Euren großen Schirmen den Regen mit Gewalt ja nieder!‘ Ganz verdutzt und beschämt spannten diese ihre Parapluies zu, und siehe da! im selben Augenblicke hörte der Regen auf und glänzte am blauen Himmel wieder hellen Scheins die Sonne. Der Wettermacher wäre den Studenten als Hexenmeister und Zauberkünstler erschienen, hätten sie nicht noch lange den festen, eisernen Druck verspürt, als er ihnen zum Abschied die Hände schüttelte. — Arndt hatte immer mit Vergnügen den Kölner Karneval besucht und that es noch im hohen Alter. So trafen Bonner Burschen noch beim Fasching 1857 mit ihm, der, gleich ihnen, den blauen Bergisch-Märkischen Kittel trug, im dichtesten Gedränge dort zusammen. Sie nahmen ihn in ihre Mitte und zogen gemeinschaftlich durch die belebten Straßen mit dem Gesange des etwas veränderten Refrains seines Blücherliedes:

Zuchheirassaffa! die Märker sind da,
Die Märker sind lustig und rufen Hurrah!

Hierzu sei bemerkt, daß ein anderes Mal die jungen Leute ihn fragten, ob sie zum Schluß singen sollten: ‚die Deutschen sind da!‘ oder ‚die Preußen sind da!‘ Bei der Gelegenheit erfuhren sie, daß dieser Refrain gar nicht von Arndt verfaßt, sondern erst als Zusatz zu jeder Strophe von irgend einem Ungenannten hinzugefügt und so durch die Kommerzbücher bekannt geworden war. Der Alte schien keineswegs

darüber ungehalten. Er sagte dann: „Als ich das Lied dichtete, habe ich wohl hauptsächlich an Preußen gedacht, weil Preußen dazumal die Hauptsache war. Darum wurde ja auch später stets gesungen: „die Preußen sind da!“ Die jetzige Generation aber, Ihr jungen Burschen, Ihr sollt allzeit alldeutsch singen: „die Deutschen sind da!“

In den Sälen des akademischen Lesevereins las er fast jeden Vormittag die Journale. Dort entspann sich einmal dies Gespräch zwischen ihm und Professor Krafft.

Krafft: Ei, lieber Vater Arndt, lesen Sie die Kreuz-Zeitung auch?

Arndt: Nu ja, mein Lieber! Was soll man machen? Was unsere Freunde sagen, wissen wir, müssen aber doch auch 'mal sehen, was unsere Feinde sagen.

An schönen warmen Sommertagen badete der Greis ziemlich regelmäßig um die Mittagsstunde im freien Rhein. Es war seltsam, ihn dabei zu sehen. Ein wenig oberhalb seiner Wohnung entkleidete er sich unmittelbar am Ufer der Kleider und stieg bis an den halben Leib in den Strom. Dann goß er stehend mit gehöhnten Händen sich einige Minuten lang das Wasser klatschend über den Oberkörper.

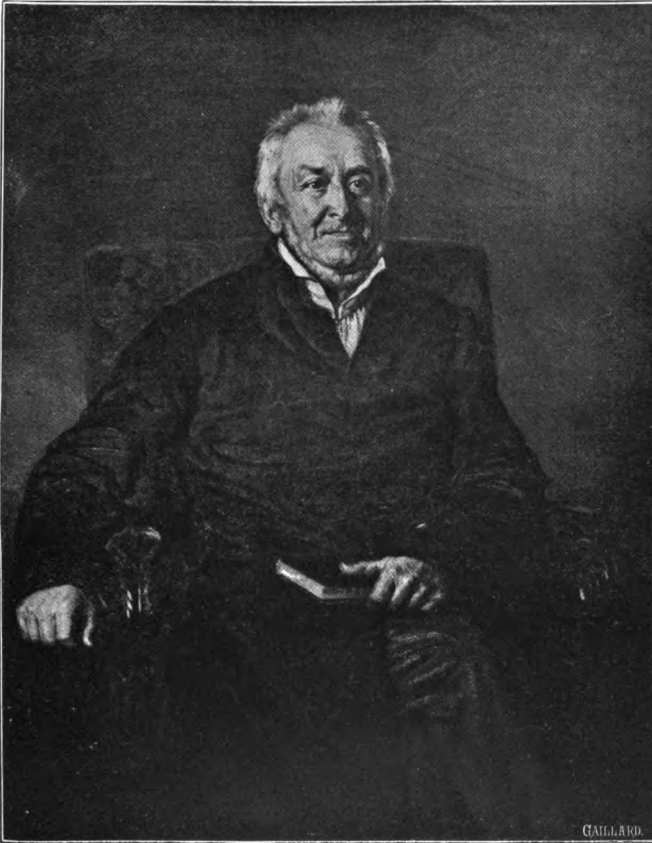
Biel war Vater Arndt in seinem Garten beschäftigt. Durch das Gitterthor, das diesen von der Straße trennte, erblickte man ihn, meist in einen hellblauen Kittel gekleidet, oft mit Hacke und Spaten arbeiten. Auch kletterte er selbst gern in die Obstbäume, um die reifen Früchte zu pflücken oder trockene Zweige abzuschneiden. Im Spätherbst sammelte er sorgsam das abgefallene Laub und legte es um die Bäume und Büsche, damit die Wurzeln weniger von der Winterkälte zu leiden hätten.

Die Krinoline, welche 1856 in Bonn Mode wurde, konnte Arndt nicht ausstehen. Er schalt sie geschmacklos. Die jungen Damen seiner Bekanntschaft wußten das sehr gut und hüteten sich daher, in Krinoline vor ihm zu erscheinen. — Auch über eine ganz andere Sache konnte er sehr ungehalten werden, nämlich über Sprachfehler. Einst wetterte er gewaltig gegen den falschen Gebrauch von „wie“ und „als“. Er sagte: „Nach einem Komparativ soll man immer ‚als‘ gebrauchen, also ‚größer als‘, nie ‚größer wie‘; nach einem Positiv kann beliebig gewählt werden: so groß ‚wie‘ oder ‚als‘.“

Häufig verkehrte Arndt im Hause seines Kollegen Bleek. Ihm widmete er das hübsche Gedicht „Dem lieben Professor Doktor Bleek die Freunde (bei der Tischrückung)“. Letzterer Ausdruck hat nichts mit dem erst in den fünfziger Jahren bekannt gewordenen spiritistischen „Tischrücken“ zu schaffen, sondern wird am Rhein beim Umzug in eine neue Wohnung gebraucht, wo dann die Freunde mit allerlei kleinen Hilfeleistungen bei der Hand sind. In dieser Familie also erzählte er

an einem schönen Maiabend des Jahres 1857, daß Bunsen ihn zu einem Besuche nach Heidelberg eingeladen habe. Bleef redete ihm zu, dies doch ja zu thun. Er aber versetzte: „Nein, lieben Leute, das will ich sein bleiben lassen! Ich muß immer daran denken, was Doktor Martin Luther sagt: ‚Ein alter Mann soll das Reisen lassen, denn er hat keine gratiam mehr.‘ Das hab’ ich mir zu Herzen genommen. Wenn so ein junger Herr an der Wirthstafel sitzt, da knüpft er leicht Bekanntschaft an mit anderen Fremden, auch schaut wohl oft ein holdes Mädchenantlitz zu ihm herüber mit Freundlichkeit. Aber so ein alter ist übel dran. Der kann lange lauern, um den kümmert sich Niemand, er ist einsam und verlassen, der stört die allgemeine Fröhlichkeit. Ein alter Mann soll hübsch zu Hause bleiben.“ — Am 4. Juli feierte Bleef seinen Geburtstag durch eine Gesellschaft, zu welcher auch Arndt und Gattin geladen waren. Beim Aufbruch spät Abends war es sehr düster und windig draußen geworden. Eine Dame hatte sich einen Wagen bestellt und bat Vater und Mutter Arndt, die in ihrer Nähe wohnten, sehr, mit einzusteigen. Aber der Alte ließ sich durchaus nicht dazu bewegen, sondern zog mit seiner Frau durch die Dunkelheit heim.

Arndt erzählte gern Geschichten von bedeutenden Menschen, so eine, die Bettina von Arnim betrifft zur Zeit, wo Bonn noch keine Eisenbahn besaß. Bettinas Tochter Maxe (Maximiliane) war die Gemahlin des Grafen Oriola, Obersten des Bonner Husarenregiments. Einst wurde ihre Mutter zum Besuch erwartet. Sie sollte Abends mit dem Silwagen auf dem Posthofe eintreffen. Dort empfingen sie Graf und Gräfin Oriola nebst etlichen Freunden, welche die originelle und geistreiche Frau kennen zu lernen wünschten. Als die ersten Begrüßungen vorüber waren, stellte Oriola seiner Schwiegermutter die andern Anwesenden vor. Unter ihnen befand sich Geheimrat Dr. Sell, Professor der Rechte. Er bot ihr seinen Arm, den sie annahm. So wanderten Alle zu Fuße nach Oriolas Wohnung. Da es kurz zuvor geregnet hatte, war die Straße noch naß. In einer Vertiefung des Steinpflasters hatte sich Wasser gesammelt und eine Pfütze gebildet. Geheimrat Sell, der mit Bettina voranschritt, machte diese darauf aufmerksam und sagte: „Frau von Arnim, wollen wir nicht auf die Seite treten?“ Die aber ließ schnell den Arm des ihr erst seit ein paar Minuten bekannten Mannes los, sah ihn voll mit ihren großen Augen an und rief: „Ach, dummer Kerl, das verstehst Du nicht! Gerade durch!“ Mit diesen Worten schürzte sie ihr Gewand und ging mitten durch das Wasserlein, daß es klatschte. Drüben hing sie sich lachend wieder an den Arm ihres verdutzten Begleiters und schritt fröhlich plaudernd wie ein Kind mit ihm fürbaß.“ —



„Vater“ Arndt.

Sein letztes Bildnis. Nach einem Ölgemälde im Arndtschen Familienbesitze.

Aus den Reminiscenzen von Frau Oberstleutnant Anna Hinnius geb. Bornemann kann ich ebenfalls einige Beiträge zur Charakteristik Arndts veröffentlichen.

Es war im Mai 1859, als Herr Bornemann, damals Auditeur des achten Armeekorps, mit seiner Familie nach Köln fuhr und in Bonn, wo er als Borusse seine Studienzeit verlebte, Halt machte. Da Beziehungen zwischen Arndt und seinem Vater, dem Generallotteriedirektor und Dichter in altmärkischer Mundart, sowie seinem Bruder, dem Justizminister, bestanden, so konnte ein Besuch nicht aufdringlich erscheinen. Auf die an einen Droschkenfutscher gerichtete Frage nach der Wohnung des Herrn Professors Arndt, erwiderte dieser kopfschüttelnd: das wisse er nicht, und mehrere andere Kosselenter gaben die nämliche Antwort, bis sie auf den erstaunten Ausruf: „Was, Ihr kennt nicht den alten Arndt?!“ im Chor schriehen und lachten: „den alten Arndt meinen Sie? Ja, den kennen wir wohl, der wohnt Koblenzer Straße!“ — „So kamen wir“, teilte meine Gewährsmännin, damals ein ganz junges Mädchen, mir mit, „an das wohlbekannte Häuschen. Todtenstille herrschte ringsum, denn es war Sonntag. Kühn drang zuerst meine Mutter in dieses friedliche Idyll ein. Da erhob sich ein gewaltiger Lärm: Hühner flogen gackernd durcheinander, Tauben rucksten auf dem Dach, und, wohl hierdurch aufmerksam gemacht, öffnete sich die Hausthüre, in welcher ein kleiner eisgrauer Mann erschien, der uns freundlich anschaute und mit einer Donnerstimme, die mir viel größer vorkam als seine Gestalt, rief: „Wer Sie auch sind, seien Sie herzlich willkommen, und treten Sie bei mir ein!“ Mein Vater nannte nun natürlich seinen Namen und wurde von Arndt, denn er war's, warm begrüßt. Wir kamen durch einen Flur in ein unendlich altmodisches Zimmer, das auf mich den Eindruck machte, als träte ich in eine andere, nie gesehene Welt; dazu der uralte Mann mit seinen großen Erinnerungen! — Die Unterhaltung zwischen ihm und den Eltern wurde sehr lebhaft geführt; leider war ich zu jung, um den Sinn erfassen oder begreifen zu können. Ich wunderte mich nur, wie in dem kleinen Körper solche Löwenstimme, in der Greisenhand solche Kraft wohnen könnte, denn zur Bekräftigung seiner Worte schlug er mehrfach dröhnend auf den Tisch. Bald kam auch seine kleine alte Frau, einfach und schlicht in ihrem Wesen, aus der Kirche und erzählte, sie wäre immerzu gefragt worden, was ihr Mann zu dem Konflikt zwischen Deutschland und Frankreich sagte, ob er beigelegt oder ein Krieg ausbrechen würde*). U. a. äußerte Arndt auch, daß er mit dem einund=

*) „Gebe Gott, daß der große Wälsche Windbeutel und Moskowitzsche Hinter=

neunzigsten Jahre stürbe, ihm hätte nämlich einst geträumt, auf einem Kirchhof einen Grabstein mit dieser Zahl gelesen zu haben; sein Tod wäre also nahe*). — Vor unserm Ausbruch führte er uns in den Garten, von dem man eine herrliche Aussicht über den Rhein und auf das Siebengebirge genoß, schenkte meiner Schwester und mir Deutschen Lorbeer und legte dann die Hände wie segnend auf unsere Köpfe mit den Worten: „Bergeßt nicht, meine lieben Kinder, eines alten Deutschen Mannes!“ — Noch sehe ich das Philemon und Baucis-Paar grüßend und winkend am Gitter stehen, als wir sie verließen. Dann erhielt mein Vater gar freundliche Zeilen: „Das war eine rechte Herzensfreude für mich, den Sohn des Mannes kennen zu lernen, mit dem ich einst im Jahre 1813 den großen Deutschen Völkerfrühling, die Auferstehung des Deutschen Volkes feiern durfte.“ Dabei lagen vier Gedichten, für Jeden eines, das Meinige lautete:

Ein kleines Wort, ein kurzes Wort,
Ein Lebenszeichen, Liebeszeichen,
Trägst Du im Leben mit Dir fort,
Ihm müssen Raum und Zeiten weichen;
Dies Wörtchen heißt Erinnerung,
Und dieses Blättchen sei sein Zeichen.

Dies zur Erinnerung
an einen ältesten
Mann von der Insel Rügen,
mein liebes Kind!“

Am 26. Dezember 1859 war es dem Ehrengreis unseres Vaterlandes vergönnt, seinen neunzigsten Geburtstag zu feiern, wozu ihm von nah und fern, aus Heimat und Fremde zahllose Glückwünsche und Angebinde dargebracht wurden. Auch der Prinzregent von Preußen, später unser großer Kaiser Wilhelm I., beteiligte sich durch die Spende guten Rheinweins. Arndt kannte diesen edlen Fürsten, der als Militärgouverneur von Rheinland und Westfalen in Koblenz residiert hatte, persönlich. So sandte er Demselben folgenden Dankbrief:

ist uns nicht in einen dummen, vergeblichen Europäischen Mordkrieg hineinzetteln!“ schrieb Arndt den 2. Dezember 1859 an Christian Johannes von Bunsen.

*) Arndt hat obigen Traum seines im einundneunzigsten Lebensjahre erfolgenden Todes auch an Georg von Bunsen erzählt, ja bereits 1820 seiner Schwester geschrieben: „Ich habe geträumt, und es schwanet mir, daß ich 89 bis 90 Jahr alt werden soll“; dagegen meinte er noch früher, 1814, sein Leben wäre vielleicht noch auf 20 bis 25 Jahre gestellt.

Allergnädigster
Erhabenster Königlicher
Fürst und Herr!

Mein altes Herz klingt aus den heiligen Weihnachtstagen in das Neujahr 1860 hinaus eitel Dank und Freude für herrliche Ehren und goldne Gabe, womit Sie sein schneeweißes Haupt so freundlich bestreut haben.

Segne und beglücke Gott Euer Königlichen Hoheit Führung und Regierung mit Glück und Ruhm für Ihr erhabenes Haus und für das ganze Preussische und Deutsche Vaterland, und lasse er in Ihren Kindern und Enkeln ritterliche Hohenzollernsche Helden, Vorkämpfer, Schirmer und Erhalter eines edlen großen Volkes in unsterblichen Ehren und Zeiten erblühen, von Geschlecht zu Geschlecht!

Mit treuesten Wünschen und in tiefster Ehrfurcht

Euer Königlichen Hoheit

Bonn 27. Christmonds
1859.

getreuester dankbarster
Ernst Moritz Arndt.

Nicht lange darauf, wahrscheinlich an den Ovationen und Aufregungen, die ihm der Geburtstag gebracht hatte, ging er, wie vorausgeahnt, in eine bessere Welt ein: am 29. Januar 1860. Er ruht nach seinem vielbewegten Leben unter grünem Rasen auf dem Bonner Friedhofe, vor dem Sternenthor. Einen altdeutschen Baum, eine Eiche, die in weiter Kunde die einzige ihrer Art ist, hatte er eigenhändig gepflanzt auf den Hügel seines Sohnes Willibald; und nun schläft Vater Arndt, dessen Name in unserm Volke fortleben wird für alle Zeiten, auch unter ihrem Schatten. Ein starker Deutscher Männerchor, von Blasinstrumenten begleitet, sang, als sein Sarg sacht hinabgesenkt wurde, Arndts Lied:

Geht nun hin und grabt mein Grab,
Meinen Lauf hab' ich vollendet!
Lege nun den Wanderstab
Hin, wo alles Erd'sche endet,
Lege selbst mich nun hinein
In das Bette sonder Pein.

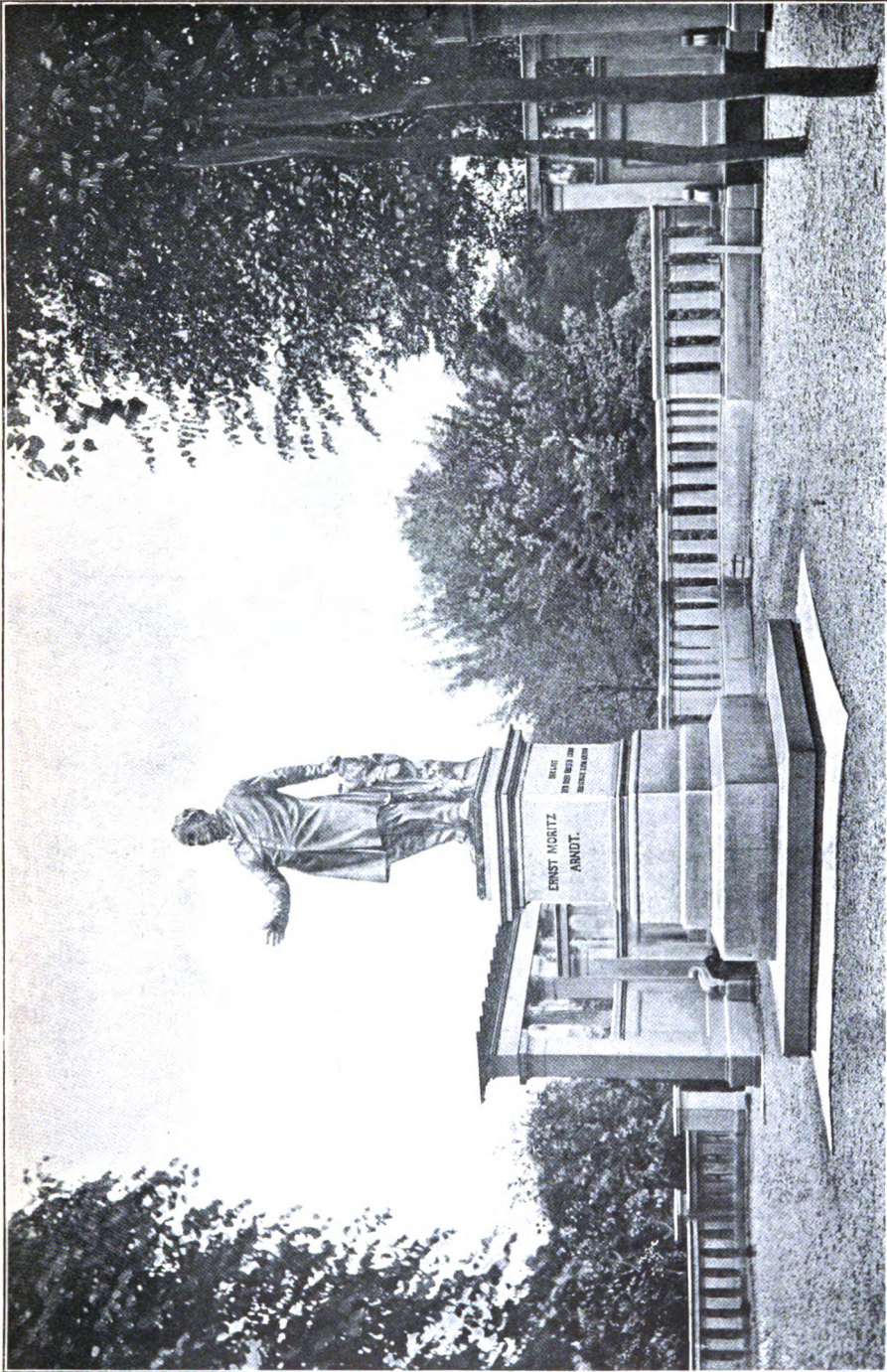
Und was er einst seinem Chasot zu Ehren gedichtet hat, paßt ganz auf ihn selber:

Drum setzen wir diesen Leichenstein,
Drum singen wir dieses Trauerlied,
So lange grünt eine Eich' im Hain,
So lang' eine Blume auf Auen blüht,
Eine Liebe noch glüht in Deutschen Seelen,
Sollen Kränze und Lieder ihm nimmer fehlen.

Auf dem sogenannten Zoll zu Bonn, hoch am Ufer des Rheins,
steht fein von Afingers Meisterhand geschaffenes erzenes Standbild mit
den vier Inschriften:

Ernst Moriz Arndt.

Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze.
Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte.
Errichtet vom Deutschen Volk 1865.



Ernst Moritz Arndts Denkmal zu Bonn am Rhein.

Geflüe Originalaufnahme im Besitze der Pfingstischen Familie.

Aus: Gaedertz, Was ich am Wege fand.

Verlag von Georg Wigand in Leipzig.

Heinrich Hoffmann von Fallerleben
und
Geheimrat von Meusebach.

Heinrich Hoffmann von Fallersleben, der begeisterte Sänger der Liebe und des Vaterlandes, der Sprach- und Literaturforscher, im bürgerlichen Berufe Bibliothekar und Professor, als „Revolutionär“ von der Regierung verachtet und des Amtes entsetzt, in solcher Lage vor sechszig Jahren „Deutschland, Deutschland über Alles“ dichtend auf der Nordseeinsel Helgoland, wo er gern gastlich weilte, die er aus Englands in Deutschlands Besiz wünschte, — derselbe Hoffmann hat mannigfaltige Beziehungen zu Berlin gehabt, der Hauptstadt des neuen Deutschen Reiches, von dessen Auferstehung er durchdrungen war, wie damals nur Wenige.

Berlin! oft hat bei diesem Namen das Herz Hoffmanns geblutet, ist doch manch Böses ihm persönlich von dort gekommen. Indes auch viele frohe Erinnerungen verbanden ihn Zeit lebens mit Berlin, und viele hervorragende Leute wohnten dort einst, die es nicht nur gut und treu mit ihm meinten, die auch bestimmend und fördernd auf seine Zukunft und Geistesrichtung, besonders in wissenschaftlicher und gemüthlicher Hinsicht, einwirkten. Unter ihnen nimmt der Geheime Oberrevisionsrat Dr. Karl Hartwig Gregor Freiherr von Meusebach, geboren am 6. Juni 1781, den ersten Platz ein, jener seltene und seltsame Mann, ein Prachtmensch und Original, so unermüdet als Sammler wie gediegen als Kenner älterer neuhochdeutscher Literatur.

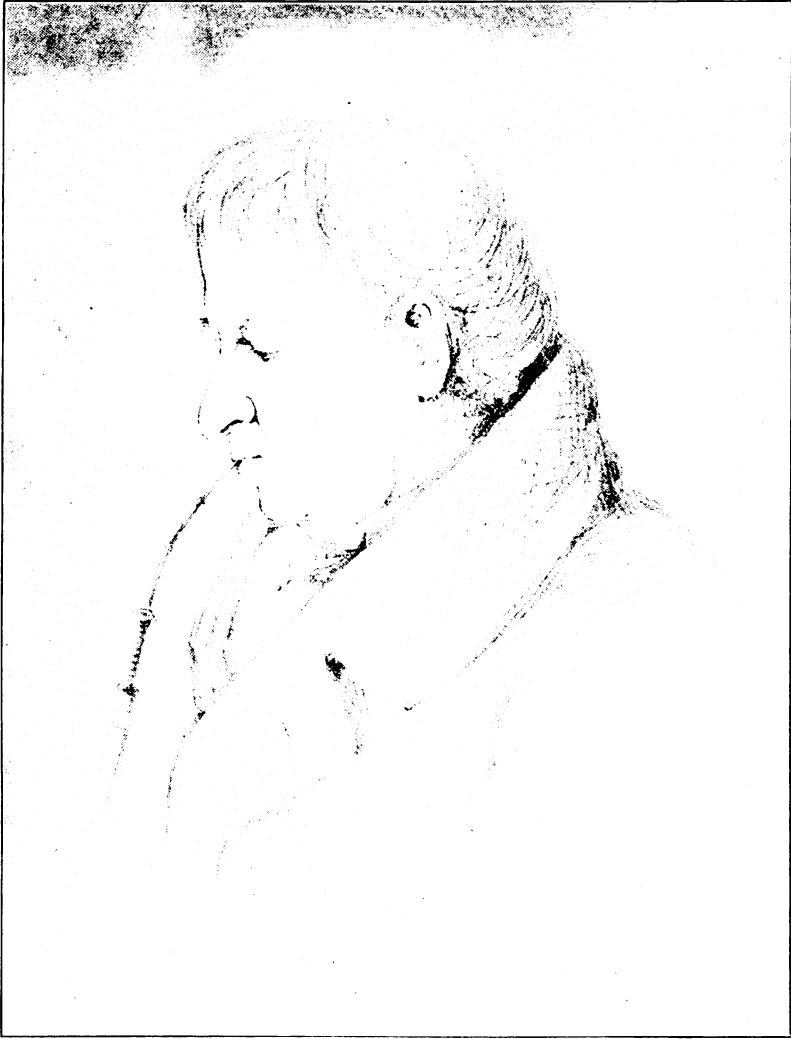
Meusebach war 1819 von Koblenz nach Berlin übergesiedelt. Dahin zog es zwei Jahre später auch unseren Musesohn, der am Rhein und in Holland studiert hatte. Der Ruf von des Geheimrats reichhaltiger und wertvoller Bücherei lockte ihn; den Antrittsbesuch und die sofort zur Freundschaft gediehene Bekanntschaft hat Hoffmann in seiner Selbstbiographie „Mein Leben“ (I, 299 folg.) frisch und froh geschildert. Gar lustig liest sich die von seinem Gönner entworfene Scherz-Eingabe an den Kultusminister behufs Anstellung bei der Königlichen Bibliothek. Wir lernen daraus dessen herzlichen Humor und vertraulichen Ton kennen. Da heißt es nach launiger Aufzählung der gelehrten und poetischen Leistungen des Petenten: „Ich begehre so viel Besoldung, daß ich wenigstens alle acht Tage bei Jagor eine Flasche Champagner

trinken kann. Ich würde großmüthig sein und gar keine Besoldung verlangen, sondern ganz umsonst (aber nicht vergebens) die Bibliothek für mich benutzen. So aber läßt sich vom Winde nicht leben, zumal von dem nicht, der im Preussischen gemacht wird; und dann werden Sie auch aus meinen Holländischen und Allemannischen Gedichten wissen, daß ich heirathen will. Sie müssen aber nicht denken, daß ich diese Anstellung suche, um hernach für jeden Narren, der ein Buch von der Bibliothek will, den ganzen Tag drin herumzulaufen, einzutragen, wegzutragen, zu löschen und dergleichen geistlose Beschäftigungen mehr.



Hoffmann von Fallersleben als Jüngling.

Nein, von mir wird Alles mit Geist angegriffen, und ich bin hierin ein einziger Mensch. Mein Hauptzweck ist unumschränkte Benutzung der Bibliothek für mich, allenfalls noch zur Zuschleppung für den Geheimrath Meusebach. Endlich auch dürfen Sie ja nicht etwa glauben, daß Sie mich zu einer ewigen Dankbarkeit gegen den Preussischen Staat verpflichten könnten. Bewahre Gott! wenn ich (was nicht fehlen kann) in kurzer Zeit ein berühmter Mann und alle Universitäten, sogar die aufgehobene zu Helmstedt, sich um mich reißen werden, dann stehe ich für nichts, sondern reise auch. Mit einem Worte: wenn sich bis zum Mai die Sache nicht entschieden hat, so gehe ich geradezu von Berlin wieder weg, und der Herr Meusebach (der mich doch eigentlich gern hat, wenn er gleich überall an mir schnitzeln will) und Sie und der ganze Preussische Staat haben dann das leere Nachsehen. Und



Leipzick im Jhr Königin im achtzigsten
Jahre Hr. Grimm
H. Grimm

Nach einer Bleisfederzeichnung von Hermann Grimm.

wie ich draußen vor dem Thore bin, lasse ich die ganze Geschichte drucken; das muß natürlich Sensation machen und wirken, — denn ich bin ein freier Deutscher Mann.“ Außer dieser neckischen Eingabe hatte aber Meusebach eine ernsthafte im besten Kanzleistil aufgesetzt, welche dem Kultusminister von Altenstein im Januar 1822 eingereicht wurde; leider ohne Erfolg. Erst ein Jahr darauf, nach gepflogenen, etwas burschikosem Umgange mit dem vortragenden Rat Johannes Schulze, ward Hoffmann bei der Centralbibliothek in Breslau als Kustos vorläufig und zur Probe auf ein Jahr mit dreihundert Thalern angestellt.

Am 21. März 1823 geschah die Abreise von Berlin nach Breslau, und damit beginnt ein ebenso interessanter und gelehrter, als gemütvoller und amüsanter Briefwechsel zwischen dem jovialen älteren Herrn und dem von Feuereifer beeelten Jüngling durch die Dauer von mehr denn zwei Dezenmien.

Beide hatten sich lieb gewonnen und suchten durch rege Korrespondenz im Verkehr zu bleiben; drohte sie einmal zu erlahmen, so brachten der 2. April (1798) und 6. Juni (1781) — Hoffmanns und Meusebachs Geburtstage —, sowie die Weihnachtszeit sie wieder in Schwung. Beide fehellte neben der persönlichen Zuneigung ein gemeinsames literarisches Band; obendrein hegte Hoffmann eine stille Liebe zu Meusebachs Töchterlein Karoline, und Letzterem lag sehr daran, dessen glückliches Findertalent für seine Bücherei fruchtbar zu machen und ihn zu immer neuen Entdeckungen anzuspornen. Deshalb ist er auch der fleißigere Briefsteller, wie er schon am 7. April 1823 gesteht: „Seit Ende vorigen Monats hat sich meine Arbeit sehr vermehrt durch die Abreise eines jungen Freundes, dem ich nun fast posttäglich schreiben muß, da ich sonst mündlich in ein paar Augenblicken mit ihm abgesprachen hatte, was abzusprechen war. Der Verlust dieses jungen Mannes wird mir täglich fühlbarer, da er sich so beliebt zu machen wußte, ohne darum ein Schmeichler zu sein“; und wenige Tage später: „Ich fürchte fast, daß ich Ihnen zu häufig schreibe; aber ich kann dem Drange nicht widerstehen, mich wenigstens einigermaßen schadlos zu halten für die Entbehrung mündlicher Unterrede“; ebenfalls im April: „Daß ich zu mancherlei Besuchen nicht gekommen, da sind Sie auch wieder dran Schuld, weil ich so lange an diesem Briefe sitzen muß. Ich wollte, daß Sie wären, wo der — Nußbaum wächst und die Pappel nicht weit davon!*) O Gott, was will dat gewen! Doch ich muß endlich aufhören, da Ihnen an der Länge meiner Briefe eben

*) Nämlich im Garten des von Meusebachschen Hauses am Kupfergraben zu Berlin.

Gaederz, Was ich am Wege fand.

nicht viel liegt, vielmehr der Schluß derselben das Beste daran ist. Herr Bibliothekskustos, wenn Sie überhaupt Neigung oder Anlagen zum Stolge hätten, Sie könnten stolz darauf sein, so häufig und so lange Briefe von mir zu bekommen, wie wahrhaftig keiner meiner ältesten und liebsten Freunde! Und wenn meine Frau hier nicht noch was anschreiben wollte, ich fände kein Ende, so wenig wie meine Liebe und Ergebenheit für Sie eines finden wird“; und ein andermal: „O, wie müssen Sie mich mit Zauberei behext haben, daß ich Ihnen doch noch immer schreibe, alle Anderen dagegen (auf die ich gar nicht so böse bin wie auf Sie) schmachten lasse nach meinen göttlichen Briefen?!“

Diese meistens viele Bogen umfassenden Episteln sind bisweilen förmliche Aufsätze und bibliographisch ausgeführte Wunschverzeichnisse, ganze wöchentliche Zeitungen, wie er spaßhaft sagt, von Staats- und gelehrten Sachen; sie enthalten jedoch nicht lediglich Literarisches, sondern auch viel Persönliches aus dem Privatleben, oft ein buntes Durcheinander von Scherz und Ernst.

Gleich in den ersten Tagen nach Hoffmanns Fortgang gab es zwischen Freiherrn von Meusebach und seinem Faktotum Friedrich einen kleinen Zank. „Der Herr Präsident“, lenkte Friedrich ein, „wollen nun einmal immer Recht, und wir sollen immer die Schuld haben. Seit nun vollends der Herr Famulus Hoffmann weg sind, fällt die ganze Masse von Schuld auf mich.“ — „Sei Er froh, daß Er nur die Masse von Schuld, aber nicht die Schuldenmasse des Herrn Famulus geerbt hat; sonst möchte Er wohl noch von manchem Rheinischen Wirthssohn, der jetzt in hiesigen Kasernen seine Wirthschaft treibt, angegangen werden; und nun mach' Er und scher' Er sich zum Teufel!“ — Eine zweite Domestikengeschichte berichtet er beim Empfang einer Bücherfundung: „Da dacht' ich an meine ehemalige sehr gute Köchin, der wir — nachdem sie unseren Dienst verlassen — zu ihrem Geburtstage kleine Geschenke von Kleidungsstücken verehrten. Darauf schrieb sie uns einmal mit der Verheißung, uns zu besuchen: ‚Mein ganzer Anzug wird, wenn ich vor Ihnen ercheine, aus lauter Andenken von Ihnen bestehen.‘ So dachte ich auch, als ich Ihr Packet aufmachte: Mein ganzer Zuwachs von Entdeckungen und Erwerbungen meiner Bücherei wird, wenn Sie einmal wieder hierher kommen, aus lauter Andenken von Ihnen bestehen, die Sie mir geschickt haben. — Ja, Sie sind im Finden ein Glückskind. Ich bin neugierig, ob ich Ihnen gar keine andere Vermehrung meiner Bibliothek zeigen kann, als was ich durch Ihre eigene Güte und Hand erst bekommen. Ich äußere Ihnen in allem Ernste die Besorgniß, daß Sie vielleicht zu leichten freigebigen Sinnes mir etwas schenken, was Sie, eigentlich genommen, doch selbst gern behielten. Ich

bin zwar in dem Punkt hab- und sammelsüchtig und das durch Sie selbst immer noch mehr geworden; aber so arg bin ich's doch nicht, daß ich Ihnen Ihre Schäflein aus Ihrem Schoße gleichgültig wegrauben sollte. Es ist mir wirklich eine ganz bange Nührung angekommen, wie Sie schrieben: „Legen Sie sich meinen Eulenspiegel als einen Vorläufer auf den Teller!“ — Ich schenke Ihnen nichts Anderes, als was bei mir Doublette ist, und Sie — Sie schenken mir, was in der Welt ein unicum.“ Dann wieder scherzend: „Er ist wirklich der große berühmte Mann! Und er hat sich so beliebt gemacht, so beliebt bei mir — und er fährt so angenehm darin fort — so angenehm!“ Doch war Meusebach nicht mit allen Sendungen gleich zufrieden: „Haha! Habe ich Sie einmal erwischt, daß Sie mir die Brosamen zutrugten, und ich sollte die Augen aufreißen, indeß Sie anderwärts hin die schönsten Marzipantuchen schleppten, die für mich bestimmt waren? He? — Ich will hoffen, daß Sie diesmal aus Überraschungslust von Ihrer Fischart-Entdeckung nichts Weiteres geschrieben haben, als daß Sie sie gemacht haben, und am 6. Juni wird sich sicher Vieles aufklären, und der Glaube wird mir, wie man zu sagen pflegt, in die Hände fallen. Sie Glücklicher! möchte ich Ihnen jetzt zuzurufen, weil Sie der Einzige sind, um deswillen ich mich freue auf den 6. Juni. Denn die Anderen wissen vollends gar nichts Rechtes zu verehren und zu bescheren. Sagen Sie mir doch, Sie Bester, Sie wahres unicum, könnte keine Schmeichelei Sie bewegen, mir das Bewußte ebenfalls zu verschaffen? Sie Goldschatz Sie, finden Sie's! Sie können mich erfreuen und sich immer beliebter machen! Goldenstes Buchwärtlein, ich sag' es nicht, Ihnen zu schmeicheln wegen bevorstehender Frachtfuhre, die ja vielleicht schon unterwegs ist; sondern es ist reine Wahrheit, ich kann nicht gut zum Schlusse eines Briefes an Sie kommen; ich meine, ich müßte immer wieder ein neues Blättchen nehmen und vergnügt weiterschreiben.“ Die Geburtstagskiste täuschte diesmal seine Erwartungen, so daß er gegen Gewohnheit mit Antwort zögerte; erst im Oktober hatte sich sein Grimm gelegt: „Wenn ich Ihnen sage und schreibe, daß ich Sie sehr lieb habe, so versteht sich das, so lange Sie gut und brav sind. Wenn Sie mir nun ohne Brief eine Kiste voll Schund schicken, so streichen Sie ja selbst durch den Mangel des Briefes das sehr und durch den Ueberfluß des Schunds das lieb aus und können dem Himmel auf Ihren gebogenen Knieen danken, daß ich Ihnen nicht eher als heute für den gesendeten Schund meinen herzlichsten Undank abstatte. Ich lasse mir's gefallen, daß Sie sich ein Kenner dünken und mich für einen Liebhaber ansehen; aber übernehmen Sie sich doch gefällig in Ihrem hohen Muthen nicht gar zu sehr. In Ihrem Inneren können Sie mich für keinen so schlechten Sammler und

literator halten; Sie lassen sich bloß durch meine Gutmüthigkeit verleiten, mich despektierlich zu behandeln; Sie wissen, daß, wenn ich Zeit habe, mich zu besinnen, ich aus Wohlwollen zu Ihnen noch nicht einmal Hochmuth in einem Worte zu schreiben im Stande bin. Lieber nichts geschickt, als solches. Es ist auch für Sie selbst, wenn Ihnen mein Dank und meine Erkenntlichkeit etwas werth, weit vortheilhafter, die Stückelchen guten Fleisches, die Sie mir verehrt, nicht mit einem Wassersuppenmeer oder Spüllichtsaß aus meinem Gedächtniß wegzu-spülen. Wenn ich die letzte vertrackte Kiste ansehe, so denke ich gar nicht mehr an Ihre früheren guten Geschenke.“

Im Sommer 1823 hatte sich in Berlin eine gelehrte Gesellschaft gebildet mit dem Zweck, Goethes Werke in allen Einzeldrucken und Ausgaben zu sammeln; 1826 fand im Königl. Schauspielhause die bekannte Goethe-Ausstellung statt, deren Ertrag für das erst 1880 im Tiergarten errichtete Denkmal des Dichters bestimmt war. Meusebach erachtet das als großen und würdigen Gegenstand für die vereinten Bemühungen der Edeln und Besten. „Aber“, fährt er launig fort, „es giebt noch Edlere und Bestere (tragen Sie geschwind diesen Komparativ eines Superlatives in Ihre lexikographischen Feste!), und diese haben sich am 2. April (gleich den Tag nach dem 1. April) versammelt zu dem noch größeren Zwecke, alle Ihre Werke zu sammeln; es wird ein eigenes Museum dazu erbaut werden. Aber wenn ich an Ihren gerechten und warmen Wunsch denke, daß alle Ihre Werke in meiner Bücherei am vollständigsten in der Welt beisammen sein möchten, so begreife ich Sie noch weniger, wie Sie mir so vielen defekten Schund schicken können, unter dem ja Ihre Perlen nothwendig zu Staub erdrückt werden müssen. Oder ist Ihnen aus Plinius bekannt, daß die Adlersfedern alle anderen dazugelegten Federn von selbst verzehren, und hoffen Sie also, daß ich des mehrbesagten Schundes schon von selbst werde entledigt werden, falls ich ihn nur mang Ihre Werke stelle? Freundchen, gerade Ihr heißer Wunsch, daß meine Bibliotheca Meusebachiana mit Ihren Adlersfedern einst am meisten geschmückt in der literarischen Welt erscheine, gerade dieser Wunsch sollte Sie am meisten drängen, auch nur für lauter gute Gesellschaft hier besorgt zu sein und nur das Beste mir zuzuschicken. Denn in schlechter Gesellschaft kann leicht auch Ihr Bestes übersehen werden.“

Ja, rasch war sein Zorn verraucht: „Und wenn ich Sie tausig Mal auspuße, wie nichts Gutes, so haben Sie doch keinen wärmeren und treueren Freund als Ihren Meusebach.“ Er unterzeichnet sich als gedenkender Schuldner (danken von gedenken), er überschüttet ihn mit liebkojenden Anreden: trefflicher Henricus, liebes Hoffmännchen, edler

Herr von Fallersleben, Freundchen, liebes Kustoschen, Küster und Buchwart, Sie zweiter Young, hochgelahrter lieber Getreuer, starker Literator, alt-, hoch- und niederdeutsch Kundiger; er dekoriert ihn mit dem von ihm gestifteten Fischartorden und verheißt ihm den roten Adlerorden; er steht in gemeinsamem Interesse: „Erhalten Sie sich den Namen des Entdeckenden!“, meldet eine auf der königlichen Bibliothek kursierende Anekdote, wie Hoffmann dort einmal erzählt: „Da entdeckte ich, daß die Entdeckung schon gemacht war“, und seufzt, als ersehnte Sendungen ausbleiben: „Ihren Namen haben Sie abgelegt, der Entdeckende wollen Sie nicht mehr heißen. Ein reisender Musikant sind Sie geworden.“

Doch freut er sich auch über den Minnesänger: „Meine Frau spielt und singt Ihre Lieder, und ich singe das meine, daß ich nämlich nie aufhören werde, Sie zu lieben. — Sie Gefeierter machen eine schöne Ausnahme, nämlich die schönsten Gedichte noch neben den trefflichsten literarischen Sachen. Aber Sie sind freilich auch ein Einziger und ein Tausendsasa.“

Einst hatte er sechs Briefe an Hoffmann geschrieben und lauert auf Erwiderung. Da spottet und droht er: „Ihre Handschrift ist freilich mehr werth als Gold. Bleibe ich auch jetzt ohne Antwort, mein unvergeßlicher Bergeßlicher, nun so muß ich wohl am Ende den Schluß machen (ich sehe schon, wie Ihnen bei dem Worte Schluß das Herz im Leibe lacht), daß eine Fortsetzung unserer Korrespondenz Ihnen lästig sein würde; und dann will ich, wenn auch ungern an sich, doch rücksichtlich Ihrer Ruhe mich gern bescheiden.“ Zugleich die Anfrage, ob Hoffmann Lust habe, für Wilhelm Müllers Encyclopädie vom Buchstaben ‚H‘ an teilzunehmen: „Bester Henricus Custos, mit dem ‚H‘ das ist eine hübsche Sache; im ‚Ho‘ können Sie dann auch ein artiges Artikelchen liefern über einen der ersten Kenner und Beförderer der altdeutschen Literatur in neuerer Zeit. Im ‚M‘ führen Sie einen ganz besonderen Liebhaber sowohl von gedachter Literatur als von gedachtem Henricus auf, dem es immer so wohl gehen möge, als er es verdient und es wünscht dessen bekannter unparteiischer Korrespondent.“

Dies sind vornehmlich heitere Seiten aus Meusebachs Briefen; aber auch ernste Betrachtungen, Mahnungen und Ratschläge stehen darin die Hülle und Fülle, überall durchweht von lauterer Liebe zu seinem jungen Freunde, auch sie meist getaucht in beziehungsreichen Humor und darum doppelt herzlich wirkend. Als Hoffmann einmal ungebührlich lange geschwiegen, schrieb Meusebach ihm: „Todt sind Sie noch nicht, sonst hätten wir was davon in der Zeitung gelesen, und ich halte alle Blätter deshalb mit, 's hat aber noch nix dervon drinner gestande“; wie er indes hörte, daß ebenfalls die alte Mutter in Fallers-

leben vernachlässigt worden, sandte er ihm eine „Der zweite April“ betitelte originelle Erzählung für Kinder, wenigstens für ein Kind, worin der Sohn innig und sinnig an seine Pflicht erinnert wird.*)

In einer stillen Stunde hatte der Jüngling gefragt: „Sie glauben doch auch, daß es ein Leben giebt, welches dem Todtsein ähnlich ist? Ich halte immer dasjenige dafür, worin die niederen Fähigkeiten unserer Seele Tag ein Tag aus streng beschäftigt werden. O daß wir uns so lange mit dem Unbedeutenden plagen müssen, um eine freie, sichere, selbständige Aussicht zu gewinnen! Es ist nun einmal so und kann auch wohl nicht anders sein. Glücklich, wenn wir nicht untergehen in der literarischen Wüste und doch einmal zu den Quellen des Nils gelangen!“ Darauf Meuebach: „Ich glaube nicht, daß wir uns so lange mit dem Unbedeutenden plagen müssen, um eine freie, sichere Aussicht zu gewinnen. Wenigstens, wer zwingt uns dazu? Aber ich glaube wohl, daß es allerdings diejenigen von uns am meisten thun, die am wenigsten daran denken, gar nicht daran sich erinnern lassen wollen, wie veränderlich unsere Standpunkte, unsere Stimmungen sind, und also auch unsere Ausichten. Mit Teufels Gewalt wollen diese von uns sich heute nicht sagen lassen, daß das unbedeutend sei, womit sie eben sich plagen. ‚Laßt uns‘, sagen sie, ‚doch unsere eigene Erfahrung machen, wie Ihr ja auch gethan!‘ O ja, gern! Aber Alles könnt Ihr nicht selbst erfahren; und warum wollt Ihr, bloß um selbst zu erfahren, so viel Zeit verlieren? ‚Um selbständiger zu sein und zu werden.‘ Nicht unselbständig, Ihr Lieben, sollt Ihr fremde Erfahrung hören und blindlings ihr folgen; gegentheils werdet Ihr eine rechte und wahre und dauerhafte Selbständigkeit zeigen und gewinnen, wenn Ihr gleich heute selbständig prüfen wollt, was Euch eine fremde Erfahrung etwa sagt. Und ist denn darin etwa eine größere Selbständigkeit, daß man sich lieber von einer Sache, Zufälligkeit oft berathen lassen will, als von einer wohlmeinenden Person? Vielleicht erläutert ein Beispiel, was ich meine, besser: Ein junger Mann hatte sich in seiner Jugend vorgesezt, ein berühmter zu werden. Da es schwierig ist, gleich mit dem ersten Tage des Vorsazes den Zweck desselben zu erreichen, und er also am ersten Tage nicht gleich berühmt wurde, dachte er am andern: Du mußt es anders angreifen. Er griff's aber nicht anders an, sondern begnügte sich bloß, etwas Anderes anzugreifen. Und da er damit am zweiten Tage wieder nicht ganz weltberühmt wurde, griff er am dritten wieder was Anderes an, am vierten wieder was Anderes. Ein alter Mann mit grauem Haar sah dem zu und sagte: ‚Liebes Kind, das thut's nicht. Berühmt

*) Siehe Anhang, I.

kann man nur durch Tüchtiges werden. Tüchtiges kann man aber nur leisten, wenn man nicht alle Tage etwas Anderes anfängt. Gehoben werden die Schätze nur im Dunkel der Nacht und des Schweigens. Willst Du wirklich einst berühmt sein, so mußt Du jetzt Jahrzehnte der Dunkelheit und des Unberühmtseins ertragen können.' — ‚Ei was‘, sagte der Jüngling, ‚Du Alter sprichst aus Neid und Mißgunst! Laß Du mich meine eigene Erfahrung machen.‘ — ‚Wenn es zu spät ist und die Erfahrung Dir nichts mehr hilft, wenn Du dann ausruffst: O daß wir uns so lange mit dem Unbedeutenden plagen müssen, um eine freie, sichere, selbständige Aussicht zu gewinnen! Doch ich will schweigen von nun an.‘ — ‚Das kannst Du doch nicht‘, sagte der Jüngling, ‚denn Ihr Alten wollt Alles besser wissen. Aber die Zeiten sind vorüber, wo man Eure niederdrückenden, neidisch-mißgünstigen Lehren für Orakelsprüche nehmen mußte; jetzt ist die Zeit, wo die Jugend sich eine neue Welt schaffen und für die künftigen Geschlechter die Dinge ordnen muß.‘ — ‚Junge, Junge‘, sagte der Alte, ‚hüte Dich vor den künftigen Geschlechtern, sie werden Dir einst noch zehn Mal schnöder antworten wie Du mir!‘ — Der Jüngling nahm Stock und Mantel und sprach: ‚Ich bin doch überall so beliebt! Nur der alte Kerl kann keinen Menschen lieben. Neidisch ist er!‘ —

Ja, das Alter gäbe gern seine teuer erkauften Erfahrungen der thörichten Jugend; diese aber geht daran vorbei und zahlt lieber ihren eigenen teuren Preis.

Indem Meusebach so in Form einer Parabel dem „Streber“ ein Spiegelbild seines Ich vorgehalten, übte er guten Einfluß auf die Konzentrierung seiner Kräfte und Gaben. Übrigens baute er felsenfest auf Hoffmanns steigenden Ruhm, mit dem sich die gebildete und gelehrte Nachwelt noch viel beschäftigen werde; er illustriert das an einer reizend erfundenen posthumen Untersuchung mehrerer Philologen und Antiquare vom Jahre 1881—82*).

Niemandem lag mehr als Meusebach die Zukunft Hoffmanns am Herzen. Die untergeordnete, mechanische Arbeit als Bibliothekskustos, das sah er wohl ein und fühlte er ihm nach, konnte ihm auf die Dauer nicht genügen: er erwog, ob die Thätigkeit als Professor vorzuziehen sei, und meinte es für Literaturgeschichte verneinen zu müssen, da dieses Fach doch immerhin zu den brodblosen Künsten gerechnet werde. Aber als Leiter einer größeren Bibliothek wünschte er seinen Schützling zu erblicken, und es schien sich dazu die beste Aussicht zu eröffnen. Der gelehrte Friedrich Adolf Ebert in Wolfenbüttel gedachte seinen

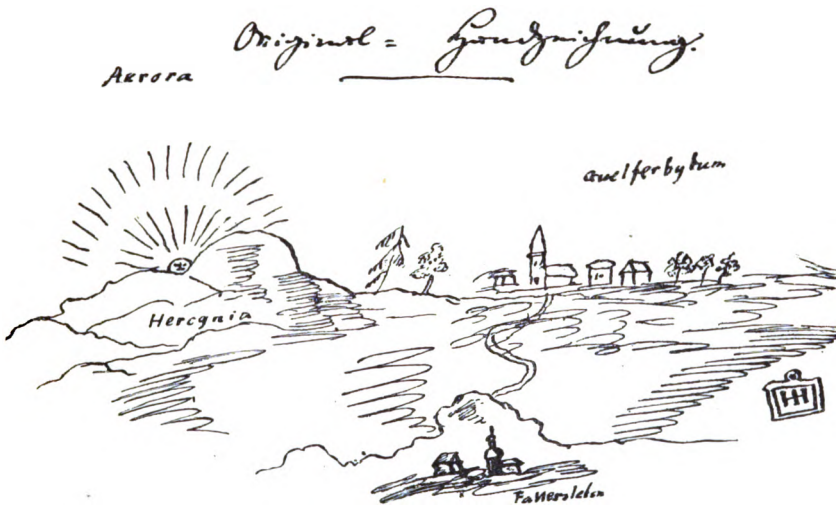
*) Siehe Anhang, II.

dortigen Posten mit Dresden zu vertauschen. Als bald setzte Meusebach Himmel und Hölle in Bewegung, Hoffmann als Nachfolger zu empfehlen. Gleich auf die erste vertrauliche Nachricht schrieb er Lektorem am 22. Dezember 1824: „Amicissime! Wenn Sie nicht bloß Entdeckungen machen, sondern wenn Sie eine ganze Direktion und Verwaltung führen sollen; was schwere Sache, Herr! wenn Sie Bibliothekar in Wolfenbüttel werden könnten mit neunhundert Thalern Gehalt und der schönen freien Wohnung? Sind Sie mit meinem Weihnachtspfeffertuchen zufrieden? Ist er eine Stelle am Christbäumchen werth? — Nun, mein lieber, rascher Freund, wenn Ihnen mein Rosenroth gefällt, so ist das Erste, daß Sie fürs Erste überall hübsch still schweigen davon, selbst in Schäferstunden still wie ein Mäuschen. Das Andere ist, daß Sie einen geschickten Brief an Ebert schreiben: Ich hätte Sie aufgemuntert sich zu bewerben; Sie hätten von mir gehört, daß er nicht ungeneigt Ihnen gesinnt sei, Sie hätten ihn um seine dringende Empfehlung bei der Braunschweigischen Regierung. Das Dritte ist eine Vorstellung an das Staatsministerium, bei welchem Sie um Übertragung der durch Ebert erledigten Bibliothekarstelle ersuchen, mit Beilage des Besten, was Sie haben drucken lassen . . . Denken Sie sich die gelehrten Reisenden, die Wolfenbüttel besuchen, und durch deren Aufnahme und Führung Sie sich noch mehr Ruhm erwerben können! Schatz! daß ich Sie jetzt nicht sprechen kann! ich hoffe, mein Predigen dabei würden Sie mir doch zu Gute halten. O, könnte ich Sie im März nicht mehr als Kustos begrüßen, sondern als Bibliothekar an dem Orte, wo Sie sich's sonst wenigstens immer am liebsten wünschten!“ Wohl wünschte Hoffmann Verwirklichung dieser rosenroten Perspektive. Mit inniger Rührung dachte er dabei an die Nähe seiner Heimat, seiner Verwandten und Freunde, an ein ungetrübtes Leben, an Haus und Hof und Garten, wo sein Mütterchen sogleich teil nehmen mußte, an die Stunden, welche er seiner Pflicht und seiner Erholung darbrächte; — er dachte (das Denken hat man frei!) — und versank in ein tiefes Schweigen, was nur wie die Memnonssäule durch Morgenröthe Rede wird. Und er malte sich das Alles so schön aus und fügte zur Veranschaulichung eine Originalzeichnung im Dankbriefe an Meusebach bei: Wie Aurora strahlend hinter dem Harzgebirge aufsteigt über Wolfenbüttel und dem kleinen Orte, da er einst das Licht der Welt erblickte: Fallersleben.

Doch leider lag jenes Morgenrot. Trotzdem daß Ebert seine Verwendung zugesichert hatte, lenkte sich die Wahl, wie oftmals, auf einen glücklicheren Nebenbuhler. Gewiß hätte Hoffmanns Lebenslauf durch Berufung nach Wolfenbüttel sich wesentlich anders gestaltet. Ja, es war wieder ein Stern von seinem Himmel abgefallen; aber als echter

Poet heftete er neue daran. Seine schönen Pläne zogen wie Schweifsterne fortwährend umher, und er begnügte sich oft damit, daß sie existierten, obschon scharfsichtige Sternseher sie bezweifeln, auch ihr Dasein leugnen.

Wenig Erfreuliches war ihm zu Breslau auf der Bibliothek beschieden. Seinem Stoßseufzer: „Ach Gott, wat will dat gewen!“ setzte Meusebach das stoische: „Was will mer mache?“ entgegen. Er hatte wollen das himmlische Feuer stehlen, ein großer Mann werden; — es



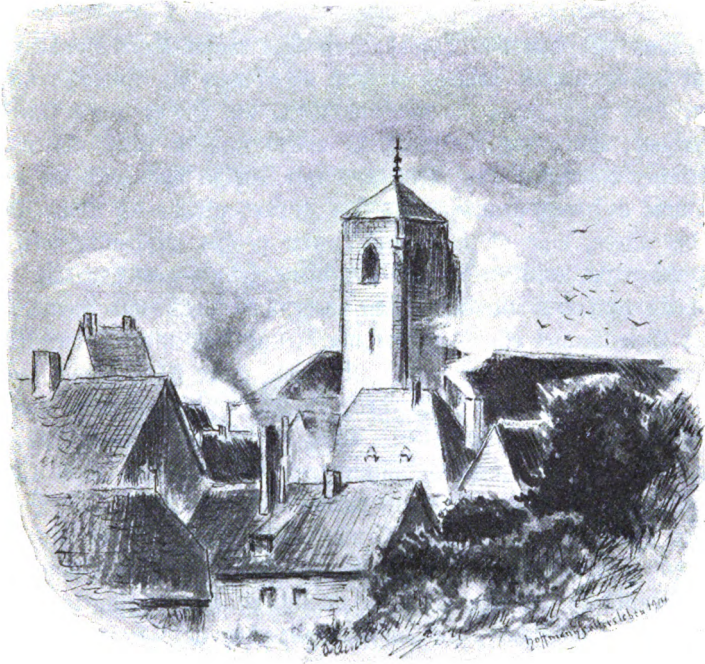
gelang nicht gleich, er gab sich zufrieden und schrieb Glossen zur Kunst, ein besonders guter Mensch zu werden. Seine Antworten an Meusebach sind ein Echo von dessen Briefen, doch nicht durchweg so heiter, häufig elegisch verhaltend. Wie sehr er bemüht war, seines Gönners bibliographische Anfragen und Anforderungen zu erfüllen, wissen wir bereits; wie schwer das amtliche Joch ihn mitunter drückte, welcher Zwiespalt dadurch in seiner Seele entstand, schädlich auch für sein körperliches Befinden, das hier aufzudecken, wäre zu schmerzlich.

Gott sei Dank, Hoffmann war ein Dichter und flüchtete sich in höhere, reinere Regionen, wohin kollegialische Rabalen nicht reichten; und er war, bei aller freiheitlichen Gesinnung, religiös, er wohnte der Sandkirche gegenüber „im Auge Gottes“, er sah Gott in der Natur, begrüßte jeden Frühling mit neuer Hoffnung; Poesie, Kunst und Wissen-

schaft läuterten und leiteten ihn; und dazu spannte die Erinnerung an Berlin, die alte frohe an das schönste Familienleben im Meusebach'schen Hause, ihren Regenbogen aus, und die goldenen Schüsseln, welche er zurückließ, nach Grimms Märchen, waren seine kleinen Lieder. Namentlich wenn der Lenz ins Land zog, wenn die Herrlichkeit des Vorjahrs sich entfaltete, die Maikäfer in Blüten schliefen, die Nachtigallen im Laubdunkel sangen, die Rohrsperrlinge ihr Nest an Schilfhalme hingen, da träumte er gern, dichtete er gern und schwebte zwischen Himmel und Erde; da wünschte er noch einmal, wie durch Holland früher, reisen zu können, und wenn tausend Entdeckungen an Händen und Füßen lasteten, noch einmal, ehe er auf ewig sich im Bücherstaube vergrübe. Ja, in Holland und Berlin, die vergangenen Jahre und Tage seines Lebens pries er selig, jene frohen, vorausgenossenen, nimmer wiederkehrenden. Jetzt hatte er keine Zeit, lebende Blumen zu begießen oder Novalis-Pfeifen zu rauchen; wie Strohblumen erschienen ihm oft seine literarischen Funde, die ihn sonst so beglückten voll Schickensfreude; Eisblumen hingen an seinem Fenster; bittere Prosa wurde mehr und mehr das Labial seiner freien Stunden, und die Poesie nagte wie ein heimlicher Schaden an seinem Herzen. Und doch: welch' eine Fülle der Liebe besaß er, wo die Worte zu kleine Gefäße sind und Glas und Kristall nicht lauter genug, um recht zu sehen, was darin verborgen liegt! Seine Studierstube glich einer Werkstätte, worin sein eigener Geist wie etwa ein fremder Mann sich Arbeit bestellt, die er dann als Söldling vollenden mußte, dagegen all das, was er gesammelt, worin und womit er Tüchtiges, Großes der Welt zu bieten hoffen durfte, brach lag, unfruchtbar, im Dunkel der Dämmerung. Wie freute er sich da, in so trüben Stimmungen, wenn ein Brief von Meusebach aus Berlin eintraf! So schreibt er im April 1825: „Noch kein Brief?! Der Sonntag ist mir sonst einer der frohesten Tage, wenn die liebe Sonne früh bis gegen Mittag in mein Zimmer scheint und die Glocken hüben und drüben läuten und das Volk in seinem Festkleide andächtig vor mir über die Dombrücke wandert. Was aber sind Himmel, Wasser, Kirchen, Thürme, Pappeln und Brücken, wenn die Sonne nicht scheint, und was sind diese einsamen Morgenstunden ohne den Widerhall unserer lieblichsten Erinnerungen, die deutungsreichen Züge einer wohlbekanntten Hand?“

Daß diese Hand einst väterlich segnend auf sein Sohnes-Haupt sich legen möchte, war seit Jahren Hoffmanns unausgesprochener Wunsch. In Holland hatte er seine Jugendliebe, seine vielgepriesene Meili lassen müssen; in Berlin erschien ihm das Bild der kindlichen Caroline von Meusebach: da wurden aufs neue die Winternebel in seinem Herzen zu Goldwolken, und es schneite ihm Rosen und Lilien aufs Papier:

die berühmten „Frühlingslieder an Arlikona“. Der also durch Anagramm unkenntlich gewordene Name bewirkte, daß weder das Mädchen, welches er auch „Rosegilge“ nannte, noch dessen Eltern die Persönlichkeit errieten. Die jungen Leute schickten sich wohl Geburtstags- und Christgeschenke: Er sangbare Lieder, sie hübsche Handarbeiten. Auch ließ Hoffmann in die Briefe an seinen Gönner mehr und mehr, doch zumeist geheimnisvoll, sein stilles Verlangen einfließen; so Weih-



Hoffmanns von Fallersleben Blick auf die Sandkirche in Breslau.

nachten 1825: „Gesund jetzt, mit festem Willen jetzt, und ohne Nahrungs- sorgen stehe ich an der Thüre des Glückes und klopfe an, aber — keine Stimme giebt mir Antwort. . . . Ich fühle, daß ich nicht glücklich bin, so lebhaft, daß nur ein gleiches Nachgefühl in eines Anderen Bujen den Schlüssel zu meiner Klage finden könnte. Ist denn nicht meine Unruhe, mein Sehnen, mein Erinnern, mein Wünschen und Hoffen — was ist es denn weiter, als ein Ringen nach etwas Anderem, etwas Besserem?“ — „Die Stelle, daß Sie nicht werden können, was Sie

wünschen“, erklärte Meusebach im Mai 1826, „verstehe ich nicht ganz, weil ich nicht weiß, was Sie wünschen. Anno 1822 wünschten Sie ein berühmter oder doch wenigstens ein guter Mensch zu werden; beide Wünsche sind erfüllt, welches ist nun der jetzige?“

Diesen zu offenbaren, scheute sich unser Freund, der ein vierblättriges Kleeblatt nicht finden konnte und es nach wie vor bei Anspielungen verwenden ließ. „Die Herzen, die ich mein nenne“, schrieb er im Sommer 1828, „folgen mir überall nach, auch die Rosengelbe.“ Und Anfang September sandte er an Meusebach nachstehenden Brief:

Das ist schön von Ihnen, daß Sie meine Korrespondenz noch nicht haben binden lassen, es fehlt allerdings ein Schluß, und es wäre doch wahrhaftig die härteste Härte, die Sie je gegen sich selbst begangen, wenn dieser Schluß in einem andern Tode als meinem wirklichen bestehen sollte. Übrigens sind Sie ja doch auch nie eigentlich böse auf mich gewesen, und Ihr Zürnen gleiche ich allem Zürnen in der Liebe, was oft nur eben darum größer erscheint, weil ihm gegenüber in derselben Person die Liebe größer geworden ist.

Es thut mir allerdings sehr wehe, daß unser und meiner Seits jeder Briefwechsel etwas gestört ward, und daß nur ich die Ursache davon war. Ich mußte mir aber die ganze Welt fremd machen, um heimischer mit mir zu werden; in mir wiederzufinden, was mir für ewig geraubt zu sein schien. Diese Zerstörung alles Lebens außer mir, aller Wünsche, aller Hoffnungen, dies Streben nach eigenem Troste war die ganze Thatkraft meines betrübten Ichs; alle Schreibeinger schienen mir abgehauen und alles Blut nur in dem einen Herzen zusammengepreßt. Da haben Sie nun auch Veranlassung und Grundlage zur Muckiade, welche sich zu einem lustigeren Humor, den Sie ihr wünschen, aus obigen Gründen nicht bequemen konnte. Als Muck flog ich auf zur Sonne, hinweg von einer Welt, die für mich alles Erweckende und Freudige, alles Festliche und Heilige verloren hatte, und wenn meine Poesie mir doch noch Ein Wesen liebend nachfolgen ließ, so war ich doch mehr als meine Poesie, sie vermochte mich nicht auszusöhnen mit der Wirklichkeit, denn diese Wirklichkeit war ohne Liebe.

Anderer Reisen als diese Sommerfahrt habe ich seitdem gemacht, viel gesehen, mancherlei gelernt und nicht geringe Ausbeute davon getragen, aber eine trübe Stimmung und ein unfroher Ernst verläßt mich schwerlich mehr. Das heißt noch gar nicht: so soll es sein! denn ich will ja nicht, daß es so sein soll; man giebt sich noch nicht auf, wenn uns das Glück aufgegeben zu haben scheint; ich lebe

noch, weil ich strebe, und nur dann, wenn dies vorbei ist, ist's auch mit dem Leben aus.

Sie haben gut sagen: „Gegen ein gewisses Schicksal zc. vermögen wir wohl etwas.“ Ich frage aber, wenn man keinen vierblättrigen Klee hat, was vermag man denn da? Und i hân hâld loan fiarbladladn Gle!

Dennoch will ich mich redlich mühen, nach Innen und Außen mein Bestes zu erreichen. Ich arbeite jetzt viel und mit Lust. Zuerst erschienen meine Fundgruben, dann meine Schlesische Zeitschrift, dann eine Abhandlung über Bibliotheken und ihre Verwaltung, letztere Schrift als ein Ultimatum, was ich dem Ministerium überreiche, denn als Kustos will ich hier nicht sterben, und soll ich einmal untergehen, soll's auch möglichst interessant geschehen.

Sie aber, lieber Freund, behalten mich unterdessen hübsch lieb, als einen der redlichsten „Recensenten meiner Leiden und Freuden“, und spannen an dem dunklen Himmel meiner Hoffnungen fortan den Regenbogen Ihrer Gnade und Huld aus.

Ihrer von mir hochgeehrten Frau Gemahlin bitte ich meine herzlichsten Glückwünsche zum 14. September darzubringen und dies Lied vorlesen zu wollen:

Wie traurig sehn die Au'n und Matten!
Die Sonne brennt, die Luft ist schwül,
Kein flüchtig Wölkchen bringt uns Schatten,
Kein Bäumchen säuselt sanft und kühl.
Wer aber trägt nicht gern ein Leid
In solcher heißen Sommerzeit!
Ist auch der Tag so drückend schwül,
Der Abend wird ja labend kühl,
Wenn man wie wir zur Heimath zieht
Und all die Lieben wiederzieht.

Und Abend wird's, die Sonne sinket,
Thau träufelt herab auf Au und Feld,
Und aus dem nahen Walde blinket
Ein Thurm vom Abendroth erhellt.
Ein Stündlein noch, dann sind wir da!
Dann ist das Herz dem Herzen nah,
Und Mutterlieb' im Vaterhaus
Gießt ihre Sonnenstrahlen aus;
Und was auf Blumen Thau hier war,
Ist Freudenthän' im Augenpaar.

Uebrigens schließe ich mit Ihren eigenen Worten: „Ja die Rosengilge! Das ist was Erstaunliches, und ich bin ganz der Ihrige.“

Herr von Meusebach schien den tieferen Sinn nicht zu verstehen.

„Ja, das sehe ich nun wohl!“ klagte Hoffmann im Spätherbst,
/ „Sie wollen von mir weiter nichts wissen, als was Sie von Fischart
noch nicht wissen! O ich Unglücklicher! könnte ich doch Fischart sein,
nur einige Stunden lang! Fischart schriebe Ihnen die merkwürdigsten
Dinge von der Welt, nämlich nur aus seinem Leben, z. B. seine
einzige und letzte Liebe, und man würde einen heiligen, himmlischen Respekt
bekommen vor Ihrem Fischart und mit Ihnen ausrufen: Münchhausen!
Münchhausen! das soll dir vergolten werden u. dgl. Sie sehen, ich
weiß, was in dem Leben Ihres Fischart fehlt, und was ihm doch
schön stände; der Mann hat nicht geliebt, oder er war nur in der
Liebe druckscheu! —

Allerdings bin ich noch der Entdeckende, aber was ich
entdecke, liegt noch gegenwärtig außer dem Gebiete der Literatur;
und eben darum darf ich es Ihnen noch nicht melden, weil Sie nur
Literaria haben wollen. Sie wissen doch noch, daß Sie mir einst
sagten: Nur Literaria! Ich verstand das damals nicht, leider soll
ich jetzt den schrecklichen Sinn dieser Worte in ihrem ganzen Umfange
kennen lernen!“

Endlich, Anfang Februar 1829, wagte er ein offenes Bekenntnis
abzulegen in einer sein Lieben und Leiden schildernden Skizze, betitelt:
„Aus meinem Leben. Für meinen künftigen Herrn Schlichtegroll“;*)
worin er u. a. auf die vor Jahren „An Arlikona“ überschriebenen und
ihr überreichten Strophen hinwies:

Ich habe singend mich geschwungen
Vom Rheine bis zur Oder hin,
Kein Lied ward gern mir nachgesungen,
Nicht Kuß, noch Thräne mein Gewinn.

Nur um der Liebe Kranz zu werden,
War meines Lebens still Bemüht.
Gern will ich ruhmlos morgen sterben,
Wenn heute mir nur Rosen blüht.

O weh! verrauschen und verwehen
Wird meiner Sehnsucht Widerklang.
Du hörst — und willst sie nicht verstehen —
Die Lieder, die ich Dir nur sang.

Beigefügt war das nachmals größtentheils veröffentlichte „Buch der
Chronica“, ein vierblättriges Oktavheftchen mit sieben Liedern, je

*) D. h. Biographien. Schlichtegrolls Nekrolog war ehemals sehr angesehen.
Hoffmanns Aufsatz siehe Anhang, III.

eins aus den Jahren 1822 bis 1828, darunter der bisher ungedruckte Vers:

O könnt' ich auch ein Frühling sein!
Da lebt' und webt' ich still allein
Ein Strahl des goldnen Sonnenlichts
Am Himmel Deines Angesichts.
Wo solches Blau und Grün sich eint,
Im ew'gen Grün die Welt erscheint.

Und aus dem Jahre 1824 dies Liedchen:

Was ich denke, dacht' und dächte,
Halle wie Gesang dahin,
Singen will ich Tag und Nächte,
Bis ich selbst ein Lied nur bin.

Ja, ein Lied was Dir zu Herzen
Still und leise, wonnebang,
Seine Wunden, seine Schmerzen
Singet all sein Lebenlang.

Der kleine Cyklus enthält noch von 1826 das unbefannte schwer-
müthige Gedicht:

So liehest Du mich sterben
An lauter Liebespein,
Ich nahm den Schmerz, den herben,
Mit in das Grab hinein.

Doch aus dem Grab ersteh' ich
Und trete vor Dich hin,
Und heitern Blickes seh' ich:
Ob ich Dein Liebster bin.

Du läßt umsonst mich werben
Um Deiner Liebe Glück:
Ich muß von Neuem sterben
Und sink' ins Grab zurück.

Endlich 1828:

Sieben Jahre sind vergangen,
Ach, und Du bist noch nicht mein!
Sieben Jahre voll Verlangen,
Heißer Sehnsucht, Gram und Pein!
Ach, und wär' ich mit vergangen!
Was wird einst doch übrig sein,
Wenn ich so in Angst und Bangen
Ohne Trost und Hoffnungschein
Abermals nach sieben langen
Trüben Jahren bin — allein?

„Ich litt“, gesteht Hoffmann, „an einer Sehnsucht, die ich Nie-

mandem offenbaren konnte, sie war nach und nach zu einer wahren Qual geworden. Ich fragte mich: darfst Du jetzt, darfst Du überhaupt um ihre Hand anhalten? Um ein Ende dieser qualvollen Lage herbeizuführen, entschloß ich mich, gegen Arlikonas Vater mich auszusprechen.“

Der Begleitbrief, dem eine Zeichnung beilag: eine Mädchengestalt zwischen Rosen und Lilien (Rosengelge), hat folgenden Wortlaut:

Herzinnigen Dank für den lieben heiligen Christ! Warum aber nicht früher diesen Dank? Einer Beziehung wegen, deren Bedeutung Sie jetzt eben, heute am 7., wo Sie dies hoffentlich lesen, finden müssen.

Wie freut es mich immer, daß Sie mich nicht vergessen, ja, und ich wollte, ich dürfte sagen, nicht vergessen können! Daß ich es nie kann und will, es wäre überflüssig, frevelhaft beinahe, wenn ich das noch betheuerte.

Ihren letzten Brief habe ich oft gelesen, so oft, aber immer wußte ich nicht, ob ich ihn für Scherz oder Ernst nehmen sollte. Für eins von beiden mußte ich mich entscheiden, das Entschiedene liebe ich gar sehr. Ueber den schrecklichen Sinn der Worte nur Literaria und dessen jetzige Erkenntniß bitte ich Sie, sich doch deutlicher auszudrücken. Haben Sie eine Rosengelge entdeckt, trefflicher Schäfer, so wünsche ich Ihnen von Herzen Glück! bald scheint's so; aber Sie belieben ungemein in Räthseln zu sprechen.

Das sind Ihre eigenen Worte. Ich habe Ihre Bitte erfüllt: ich habe mich deutlich ausgedrückt, ich habe den Grund, warum Sie nur Literaria wissen wollten, in dem Augenblicke gefunden, wo ich den Namen Arlikona so schrie, wie Sie ihn zu lesen gewohnt sind; auch erfahren Sie aus der Beilage für Herrn Schlichtegroll, wie sehr ich mich bemühte, nicht in Räthseln zu sprechen. Es fragt sich also jetzt nur noch, ob Sie mir von Herzen Glück wünschen?

Doch nein, ich frage nicht! Ich könnte Sie, lieber Freund, durch die strenge Deutung Ihrer flüchtigen Aeußerung betrüben, und das werde ich nie thun.

Aber ich frage doch! Denn ich habe Ihnen nichts Neues eröffnen können, Sie wußten ja Alles.

Wenn ich aber bedenke, daß Sie der Vater meiner Geliebten sind, so weiß ich bei Gott nicht, ob ich mit gutem Gewissen fragen darf, ohne Ihre Freundschaft zu einem Mittel zu machen, etwas zu erfahren, was ich freilich nicht weiß.

Doch lassen wir den Vater aus dem Spiel! Betrachten Sie Alles wie die wirklich freundschaftliche Mittheilung eines Freundes

gegen den anderen. Wer auf der Welt verdiente auch in dieser Hinsicht so viel Vertrauen, als eben Sie? Haben Sie nicht von jeher mit Rath und That für mein besseres Ich gewirkt? so manche Laune gebrochen, so manchen guten Voratz befestigt? so viele Freuden geheim und öffentlich mir bereitet, fern und nahe? so oft mich mündlich und schriftlich ermahnt und getadelt? aber auch wohl noch öfter mich vor Anderen vertheidigt und gelobt? Und wollten Sie mir den Trost nicht gönnen, auszusprechen, daß ich liebe?

Hüben und drüben

allezeit

Ihr

Breslau, 3. Februar 1829.

H.

Fast zwei Monde lang mußte der Liebende zwischen Hoffnung und Furcht verharren; erst am 31. März früh Morgens hielt er diese Zeilen in seinen Händen:

Nein, mein lieber bester Henricus Custos, von solchen Beiträgen für Schlichtegroll habe ich Nichts gewußt und nimmer etwas Ernstliches vermuthet. Und wie hätte ich auf solche Vermuthungen kommen können?

Als Sie Berlin verließen, war Arlikona zwölf Jahre alt; als Sie selbige zum letzten Male sahen, fünfzehn Jahre; — wie wäre da ohne die größte Vatertheiligkeit meinerseits an so etwas zu denken gewesen? Ich erinnere mich, daß ich mit Ihnen einmal über den Namen Arlikona scherzte; aber eben das Scherzen zeigte, daß ich mein sonstiges Talent in Buchstabenversehung an diesem Namen noch nicht geübt hatte.

Von Uebergabung des Gedichtes erfuhr ich; aber ich hielt Ihre Erklärung an Arlikonas Mutter darauf, daß es ja nur Spaß gewesen sei, für Ernst, das Ganze höchstens für nicht mehr als das frühere poetische Meißelpiel und glaubte in dem ferneren freien Einschlagen Ihres Lebensweges die volle Bestätigung meines Glaubens zu finden. . . . Nun, ich habe mich geirrt, und jetzt wollen Sie andere Antwort als Erklärungen meines Irrthums. Leider, trefflicher Henricus Custos, wird diese Antwort Ihnen wenigstens jetzt nicht lieb sein.

Eine ähnliche biographische Mittheilung wie die Ihrige wurde meiner Frau im vorigen Herbst von der Mutter eines jungen Mannes gemacht, der Arlikona in herangewachsenem Alter kennen gelernt hatte, und der uns Allen langeher lieb und werth war.

Gaebler's, Was ich am Wege fand.

5

Aber meine Frau hatte alle weiteren Mittheilungen fürs Erste noch zurückgedrängt, weil solche ihr für Arlikonens Alter noch zu früh schienen. Dieser Umstand setzte mich nun am 7. Februar in große Verlegenheit und verzögerte meine Antwort bis heute. Hatte meine Frau von jener Seite den Ausschub der Erklärungen an Arlikona selbst einmal verlangt, so durfte ich meines Orts ihn nicht brechen; und doch sollt' ich als darum angegangener Freund von Ihnen bei jener erforschen, was für Gesinnungen sie habe! Trefflicher Henricus Custos, ich habe wahrhaftig recht freundespflichtmäßig gegen Sie meine Forschungen angestellt; fast muß ich sagen, pflichtmäßiger gegen Sie als gegen den Dritten, den ich doch eben so sehr zu lieben Ursache habe.

Ich habe von Ihnen ihr Alles eröffnet, was Sie mir, Alles jezt sie selbst noch lesen lassen, und den Dritten nur von ferne berührt. Aber ich sah, der Dritte hatte schon festeren Fuß in dem Territorio ihres Herzens, ohne daß sie noch weiß, daß er daselbst Territorium sucht.

Nun wäre mir nöthig, daß ich Ihren Freund in der Karlsstraße*) trennen könnte von dem Vater Carolinens; — denn, in solcher Trennung, welche Mittel stünden mir zu Gebote, Sie zu trösten ob dieser Antwort! Aber eine Trennung der Art läßt sich doch nur auf dem Papier denken, nicht in dem wirklichen Leben; und das Trösteramt kann mir also nicht zukommen. Sondern nur das Wittamt: Bleiben Sie des ungeachtet mit Liebe und Wohlwollen uns zugethan und behalten Sie die Ueberzeugung, daß wir auch Ihnen so bleiben. Ist Ihnen auch heute mein Brief (obwohl ohne alle Auspuzer) doch der unangenehmste vielleicht, den ich Ihnen je im Leben geschrieben habe, so kommt doch sehr leicht einst die Zeit noch, wo Sie den Gang des Schicksals segnen werden. Lassen Sie also die Freude Ihres nahen Geburtstages sich nicht verkümmern! Ich habe Ihnen zu keinem früheren mehr, herzlicher und wärmer Glück gewünscht als zu dem gegenwärtigen. Und wenn Sie zu selbigem herkommen, soll so viel Wein fließen wie zur Zeit Wilhelm Müllers. Mit treuer Ergebenheit ganz der Ihrige

Berlin, 27. März 1829.

R. H. G. von Meusebach.

Der Verschmähte machte seinem betäubten Herzen alsbald in folgendem, mit einem Kreuz unterzeichneten Schreiben Lust:

*) Wo Geheimrat von Meusebach damals in Berlin wohnte.

Das war der letzte schönste Traum meines Lebens, den ich eben diesen Morgen träumte, weil ich jeden Wunsch meines Herzens erfüllt und eine neue freudenreiche Welt vor mir aufgethan sah.

Warum muß' ich denn erwachen? hätte ich doch nie einen freudigeren Tod sterben können!

Aber ich erwachte, und ein eben angekommener Brief bewies mir klar, daß ich auch heute, soeben vor wenigen Minuten wie seit vielen Jahren nur geträumt habe.

Oa, mein armes Herz! es möchte vor Schmerz zerspringen! und meine unglückliche Liebe — ich halte ihr eben jetzt feierlich das Todtenamt und flehe inbrünstig zu Gott, daß Er sich ihrer erbarme und ihr recht bald ihre Heimath, die sie hienieden nur hoffen durfte, drüben anweise. Denn meine Liebe ist jetzt nur noch ein frommer Wunsch, der mit der Welt in keiner weiteren Beziehung, als für Karoline alles Glück und Heil zu erlehen, wie sie es wahrhaft verdient, — und sollte ich das nicht anderswo noch besser können, als eben hier auf diesem großen Tummelplatze der Vorurtheile, Verirrungen und Leidenschaften?

Wenn Sie Karoline von mir nun weiter nichts erzählen dürfen, können und wollen, dies Eine bitte ich ihr nicht zu verschweigen.

Ihnen aber, lieber, bester Freund, gebührt mein Dank auch für diese letzte Wahrheit, diese schmerzlichste! Schreiben Sie mir recht fleißig und gewähren Sie mir fortan die Ueberzeugung, daß Sie mir mit Liebe und Wohlwollen zugethan bleiben.

Mein Geburtstag ist heute noch nicht, es ist mir jetzt auch ganz gleichgültig, wann und ob er überhaupt ist, denn ich kann ja vor der Hand zu keinen Freuden geboren werden. Wenn Sie mich aber auf diesen Tag zu sich einladen, so ist das doch nur ein Scherz, denn wie könnte ich irgendwo hinkommen, um sie nicht zu lieben?

Noch Eins! — — ,so kommt doch sehr leicht einst die Zeit noch, wo Sie den Gang des Schicksals segnen werden.' Segnen? niemals segnen, oder ich müßte mein halbes Leben vergessen wollen, müßte zum Lügner an mir selbst werden können. Sie meinen es gewiß herzlich gut mit Ihrem ‚Gange des Schicksals', aber ich verstehe das nicht. Mein äußeres Leben mag sich gestalten, wie es will, mag strahlen in der Glorie der Ehre und des Ruhmes; — wo's nicht von innen heiter herausglänzt, da bleibt's eitel Nacht, und es ist halt nichts mit dem Segnen.

Seit gestern stellt sich hier der Frühling ein, wir haben das erste milde Wetter; gestern war mir noch so wohlthig, ich war mir recht des Lebens und der Fülle der Gesundheit bewußt. Welchem Frühlinge geh'

ich heut entgegen? Was soll ich nun den Blumen, wenn sie mich anlächeln, erzählen? was soll ich den Waldvögeln, wenn sie mich singend fragen, erwidern?

Wenn auch meine Wangen blühen,
Wenn auch meine Lippen glühen,
Meine Augen feurig blinken,
Meine Wimpern freudig winken —
Nur ein Frühling überm Grabe
Sind die Freuden, die ich habe —
Unten tief in meinem Herzen
Winternacht voll herber Schmerzen!
Keine Antwort meinen Fragen,
Keine Thräne meinen Klagen,
Und kein Mitleid meinen Leiden —
Ewig lieben, ewig meiden!“

Gerade ein Jahr darauf führte ihn sein Weg doch wieder nach Berlin. Auf eine schriftliche Anfrage bei dem Geheimrat von Meusebach, ob sein Besuch angenehm wäre, erfolgte eine Einladung zum Sonntag, worauf Hoffmann kurzer Hand ihm dies Billet schrieb:

Allerdings giebt's eine Liebe, die gar keine irdische Beziehungen mehr hat. Warum fürchten Sie diese oder eigentlich mich? Seit ich erst Sonntag zu Ihnen kommen durfte, hatte ich weder Ruhe noch Freude mehr in Berlin. Willkommen mußte mir daher die hübsche Extrapost sein, die mich eben nach Frankfurt fördert. Zu Ihnen nicht kommen dürfen — lieber will ich sterben.

3. März, Morgens 6 Uhr.

Heinrich.

Die Verstimmung wich bald. Im Tone der letzten Hoffmann-Briefe ist keine Veränderung, keine Abkühlung bemerkbar. In die ganze Situation versetzt uns am besten der folgende Brief aus Breslau vom 2. April 1830:

Sie wissen selbst recht gut, wie lange Zeit vergehen konnte, ehe Sie auch nur ein mündliches, schriftliches oder gedrucktes Wort mir zukommen ließen. Ich war sehr betrübt darüber und konnte mich nicht trösten, weil ich am Ende keinen Grund davon wußte als mein eigenes Lieben und Leiden, was doch, wenn auch nicht Billigung und Beifall, doch wenigstens Schonung hoffen durfte. Überdem wußten Sie Einziger ja einzig und allein Alles und Alles besser als irgend sonst jemand. Nun schwieg ich auch, ich wurde wirklich von Tage zu Tage trauriger, bis ich es endlich in den manigfaltigsten Qualen, womit mich das Jahr 29 heimjuchte, begrub.

Unterdessen stand mein äußeres Leben in seiner ganzen Unerträglichkeit vor mir; die älteren Mängel und Gebrechen schienen mir so verjährt, daß ich mich nur zum Dulden veranlaßt fühlte, oder ich hätte denn in einer gewaltsamen Zerspaltung aller Verhältnisse Heil suchen wollen. Schon hatte ich das Letzte gewählt, als mich ein Freund zu einem andern Entschlusse bestimmte: ich steckte meine Fundgruben in den Mantelsack, lieferte meine Bibliotheksbücher und Schlüssel ab, schrieb, daß ich durch Familienangelegenheiten bewogen würde zu reisen, legte meinen sauber geschriebenen Abschied in die Briefftasche, setzte mich auf die Schnellpost und reiste.



Karoline von Meusebach,
Hoffmanns von Fallersleben Jugendliebe.

Wie oft sagte ich mir, wie oft dem Freunde: nein, es ist jetzt nicht möglich, ich kann jetzt nicht nach Berlin fahren. Nach allen meinen schmerzlichen Bedenklichkeiten blieb mir doch nur die Nothwendigkeit der Reise übrig und ich reiste. —

Nun, Sie gehen wohl jetzt gleich zu Meusebach? fragte mich in der ersten Stunde nach meiner Ankunft in Berlin der gute Berndt. — Ach nein, heute nicht. — Nun, sagte mein Bruder am folgenden Tage, heute gehst Du doch zu Meusebach? — Heute? nein, heute nicht. — Am dritten Tage dieselbe Frage. — Ich kann einmal nicht hingehen! . . . Da hob ich die Hände gen Himmel: Gott, hilf mir! Voll Ruhe und Trostes eilte ich weiter. Bald sah ich Thren Garten,

es schien mir Alles neu und fremd; ich trat ein, das Haus war erleuchtet, ich ahndete große Gesellschaft, aber bald wurden einige Fenster wieder dunkel, ich hörte Musik, einzelne Lichter schienen sich in dem Saale zu bewegen, nur die Eckstube blieb gleichmäßig erleuchtet. Ich öffnete die Thür, — und von diesem Augenblicke an wissen Sie Alles, was um mich vorging. Ich ward mit so viel Unbefangenheit und Herzlichkeit empfangen, daß ich mich meines früheren Entschlusses schämte und in lauter Reue und Liebe aufgelöst die Vergangenheit vergaß und des glücklichsten Augenblicks recht innig bewußt ward; ich war berauscht in lauter Freude, ich hörte und sah kaum, ich bot Jedem mein Herz, indem ich Jedem die Hand reichte. . . . Noch drei Abende durfte ich die Wiedergeburt meines Herzens feiern; ob Ihre Akten, ob Zufallswörtchen, ob mütterliche Besorgnisse Schuld waren — genug, ich lernte abermals, daß das Leben zu gern unserer Poesie feindlich in den Weg tritt.

Dennoch will ich künftig getreu Ihren Wunsch erfüllen: Sie sollen vorher wissen, wann ich komme, ob mit dem August oder wann sonst.

Allein Hoffmann ließ nichts wieder von sich hören, obgleich er inzwischen in ein neues, wichtiges Lebensstadium getreten war. Wir erfahren das Nähere aus seinem Dankschreiben vom 6. Mai 1831 auf Meusebachs Gratulation zum Geburtstage:

Lieber Freund!

So nenne ich Sie, so darf ich Sie nennen, so werde ich Sie immer nennen, immer und ewig. Ihr Brief hat mich tief bewegt. Wehe mir, wenn Sie zweifeln können — — Nein, Sie können nicht zweifeln, meine Liebe ist unwandelbar wie die Sterne. . . . Ich fühle mich so sicher gegen jeden Vorwurf, daß ich niemals scheue, vor Ihr Antlitz zu treten. Denn ich finde nirgend einen Vorwurf gegen mein Herz, wie es ist, sondern nur gegen die eigene Art, wie es sich zeigt oder eigentlich nicht zeigt. Ich fühle mit Ihnen eine gewisse Betrübniß darüber, aber ich fühle sie stärker, als sie in Ihrem Glückwünschungsbriefe hervortritt, denn ich verdiene sie. Eine verwünschte, mir ganz unerklärbare Abneigung gegen alles Briefschreiben hat mich seit Jahr und Tag wie eine Krankheit befallen, ich kämpfe dagegen und kann mich doch nicht recht heilen. Habe ich auch den besten Willen, heute, morgen, übermorgen, alle Tage diesen oder jenen Brief zu beantworten, es geschieht halt nicht, und so vergehen Wochen und Monate und Jahre, und ich quäle mich in einem fort; mir bleibt am

Ende weiter kein Trost, als daß die Sprache, worin ich schreiben wollte, für meine Lieben viel zu schlecht ist.

O daß Sie hören könnten die Gesprächspiele meines Herzens, wie es Ihnen dankt, Ihnen glückwünscht, für Sie bangt und hofft, mit Ihnen sich freut und leidet! Daß Sie doch wüßten, wie ich Ihrer allezeit eingedenk bin, wie ich unter lieben Freunden erzähle, als ob Sie mich einst auf den Armen getragen hätten und mich noch jetzt im Herzen trügen, als ob ich unter Ihren Augen einst dort abermals meine Kindheit begonnen und glücklich verträumt hätte!

Und ich sollte Ihren Glückwunsch nicht froh willkommen heißen! Nein, Sie können so etwas gar nicht ahnden. Hat doch alle Ferne der Zeit und des Ortes, aller bittere Ernst meines nachherigen Lebens keine jener lieben Erscheinungen trüben, geschweige denn vertilgen können. Ich habe in Wahrheit viel gelitten, Sie wissen mehr als Mancher davon, aber Niemand weiß es recht, was ich gelitten habe. Die letzten beiden Jahre besonders war ich mehr todt als lebendig. Es folgte eine Zeit, eine lange Zeit, wo ich nur noch Eine Sehnsucht, Einen Wunsch hegte — zu sterben. Der Himmel hat es anders gewollt. Gerade wo mir das Glück am fernsten schien, trat es mir recht unter die Augen. Waren Sie einst der Gefährte meines Leides, der Tröster meines traurigen Herzens, nun, so sollen Sie auch mich jetzt begleiten, wo sich das Leben aufheitert in mir und um mich. Ihr Glückwunsch ist mir ein doppelter, ja er soll mir väterlicher Segen sein! Ich habe nicht allein an jenem 2. April, der Ihren Brief hervorrief, meinen Geburtstag, sondern auch meine Verlobung gefeiert. Was ich im vorigen Herbst noch für unmöglich hielt (Sie wissen doch, wie ich mit Ihnen damals darüber scherzte: ‚ich kann Alles, nur das Eine nicht, ich kann Dei von Tunis werden; wenn ich will &c.‘) ist jetzt erfüllt, ich bin wieder etwas geworden — Bräutigam. . . .

Nicht lange nachher verlobte sich auch Karoline von Meusebach mit dem Land- und Stadtgerichtsrat August von Witzleben; am 6. April 1833 fand die Hochzeit statt. Durch ihren Vater war sie mit vielen literarisch und politisch berühmten Persönlichkeiten zusammengekommen, hatte u. a. Gneisenau und das Claufewitzsche Ehepaar kennen gelernt und stets lebhaftes Interesse für geistige Bestrebungen bewahrt. Früh verwitwet, lebte sie still und zurückgezogen in Potsdam, war aber trotzdem Mittelpunkt eines großen Freundeskreises, sehr liebenswürdig und von seltener Herzensgüte. Am 7. Februar 1811 geboren, starb sie da-

selbst am 21. Oktober 1880. Als Jugendliebe des Dichters Hoffmann von Fallersleben bleibt ihr Name unvergessen.

Hoffmanns Verhältnis zu seinem edlen Gönner blieb ein ungetrübbtes, soweit die aufbewahrte Korrespondenz bezeugt; aus der Hoffmannschen, auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin befindlich, hat Wendeler in dem „Briefwechsel des Freiherrn von Meusebach mit Jakob und Wilhelm Grimm“ Auszüge gebracht, während die Meusebachsche von mir zum erstenmal hier benutzt wird, Dank dem pietätvoll das Gedächtnis seines Vaters pflegenden Sohne Franz.

Die letzten herzlichen Worte dürfte der alte Meusebach seinem jungen Freunde zum 2. April 1832 geschrieben haben, meint Wendeler. Doch liegen vor mir noch vier spätere bis 1836, sämtlich in dem gewohnten vertraulichen, humoristischen Tone, literären und persönlichen Inhaltes, die eine Erkältung seiner Beziehungen nicht im geringsten durchblicken lassen.

Allgemeines Interesse darf daraus folgende Anekdote beanspruchen: „Vor einiger Zeit ließ sich ein Herr aus Heilbronn als von Ihnen geschickt anmelden, und es ergab sich, daß die verschiedensten Arten von Papieren sein Geschäft machten. Er nannte diese Papierforten, die von Weimar, Dresden, Breslau u. s. w. herrührten, sein Album, das er mir zeigen wolle, die Papiere waren aber nicht mehr weiß, sondern beschriebenen. Aus einem von Ihnen beschriebenen ersah ich mit Vergnügen Ihren edlen Haß gegen eine gewisse Gattung von Schneidern, die Sie Kouponschneider nennen; und es ist wahr, es sind verfluchte Kerle, und vielleicht könnten Sie noch größere Verdienste um das Deutsche Publikum sich erwerben, wenn Sie alle Koupous aufkauften und verbrennten, da wäre jenen verwünschten Schneidern das Handwerk für immer und besser gelegt, als von der Brentanoschen Familie in Frankfurt der Frau von Arnim das Briefwechsel-Drucken durch Ankauf aller Exemplare, wie die Sage ging. Nun, bei diesem Vorzeigen äußerte der Schwab den lebhaftesten Wunsch, auch die Handschrift der Bettina in seine Sammlung zu bekommen, und ich erwiderte, daß das mißlich sei, da es von der Stimmung und Laune abhängen werde, in welcher sein Wunsch eben die Frau von Arnim treffe. Es währt nicht lange, so tritt dieselbe in meine Stube, und es wird ihr bald des Papierhandlungsreisenden Schwab Wunsch auf die artigste Manier vorgelegt, den sie scherzweise abweist. Der Schwab trägt ihr vor, wie doch andere berühmte Leute, Herren und Damen, Frau von Wolzogen, Frau Geheimrath Körner u. s. w. ihm ihre Handschrift gegeben hätten, und Frau von Arnim sagt in ihrer Ausgelassenheit: ‚Bei der Frau Körner will ich nun gar nicht liegen.‘ Nach einer Weile empfiehlt sich der wunder-

liche Raub von einem Papier-Sammler und Zerstreuer zugleich; ich leuchte ihm und sage: ‚Nun, das war glücklich getroffen, da können Sie morgen gleich hingehen und Ihr Stammblatt ihr vorlegen.‘ — ‚Der?‘ erwiderte der Papierfreund, ‚um keinen Preis! Deren Handschrift bei den anderen zu haben, würde ich nur für eine Schmach halten, ich würde sie augenblicklich ins Feuer werfen.‘ — ‚Wie Herr Professor Hoffmann die Koupons‘, setzte ich zur Belebung des Gespräches hinzu. Ich war erstaunt, den Mann so erbozt zu sehen, und fragte nach dem Grunde. ‚Wer über die Frau Staatsrätthin Körner so sich äußert, der



Caroline von Wixleben geb. von Meusebach
im Alter.

beleidigt mich aufs Tiefste.‘ Und damit ging er fort, und Frau von Arnim war geblieben wie jener Duellant.“

Ein Brief Hoffmanns an Meusebach vom 3. Januar 1841 enthält den Passus: „Daß die Grimms nun doch noch nach Berlin kommen, haben wir wohl nächst Bettina Ihnen am meisten zu danken. Das freut mich um so mehr. — Herzlichst grüßt alors comme alors Henrius Pauperrimus.“ Ja, der arme Heinrich! Denn schon ballten sich über seinem Haupte drohende Gewitterwolken zusammen, infolge der „unpolitischen Lieder“. Zwar war sein diesmaliger Aufenthalt in Berlin, wohin er nach Schluß der Vorlesungen von Breslau reiste, noch gefahrlos.

Doch zwei Monate darauf wurde gegen den Patrioten ein förmliches Verfahren eingeleitet, das die sattjam bekannten traurigen Folgen nach sich zog.

Wie Hoffmanns Intimus, Freiherr von Meusebach, sich hierzu stellte, ist noch unaufgeklärt, in Folge einer beklagenswerten Entfremdung. Derselbe starb den 22. August 1847 und liegt am Ufer der Havel begraben. Dieser Trauerfall führte Hoffmann mit der Familie wieder zusammen; er sah auch Arsitona wieder, tief ergriffen, und nahm wehmütig Abschied. Der Sohn machte ihm manche Mitteilungen aus dem Leben seines Vaters. Ein biographisches Denkmal hätte dem Heimgegangenen am besten und würdigsten sein Famulus und Freund aus Faller's Leben errichten können, dem gegenüber er schon fünfundzwanzig Jahre früher höchst charakteristisch bemerkte: „Es ist, falls Sie nach meinem Tode aufgefordert würden, für die Staatszeitung diesen Artikel auszuarbeiten, ein besonderer Zug meiner Natur, daß mich nichts in der Welt so rührt, als der Anblick der Liebe eines Anderen zu einem Andern.“

Fürwahr, Geheimrat von Meusebach hat in reichem Maße seinem Freunde Liebe erwiesen, und solche hat gleich warm, herzlich und dankbar allzeit erwidert Hoffmann von Faller's Leben seinem Berliner Gönner.

Anhang.

I.

Freiherr von Meusebach an Hoffmann von Fallersleben, 1824.

Der zweite April.

Eine Erzählung für Kinder; wenigstens für ein Kind.

Heinrich war ein siebenundzwanzigjähriger Jüngling, das heißt, voll guter literarischer Pläne, die ein Verleger selten drucken wollte, und voll Allemannischer Lieder, die er täglich lammt' und trallerte. Er hatte seine Mutter und seine Schwester innig lieb, aber den Herrn von Meusebach oft stärker. Er wollte gern das Leben für beide aufopfern, aber nicht eine literarische Stunde. Jetzt war er schon ein Jahr lang ein langer Buchwart, feierte heute seinen Geburtstag und hatte seiner Mutter noch nicht geschrieben. Er that es auch heute nicht, sondern ging hinaus unter die Bäume, um die Schöneberger Nachtigall schlagen zu hören oder selbst als junge Nachtigall eines von jenen kleinen Liedern zu dichten, nach denen der Französische Odensänger J. B. Rousseau so begierig ist, um ihn damit in die gute, ja beste Gesellschaft einzuführen.*) Er ging still des Weges und hatte Gedanken, wie: Laube Liedlein laube, und andere. Eine starke männliche Stimme rief hinter einem Baume hervor: „Du bist mein Sohn, aber ich bin Dein Vater nicht.“

Es war seine Mutter. „Heinrich!“ sagte sie mit dem Ton der innigsten Zärtlichkeit, und die Wehmuth erdrückte lange die Stimme. „Hier steht Deine arme Mutter, die, um nur ein Wort von Dir zu hören, selbst den weiten Weg und sich die Füße blutig hierher laufen mußte. Heute vor siebenundzwanzig Jahren vergoß ich auch mein Blut um Dich, mit einem Schmerze, der mehr als der Deinige ist, wenn Du siehst, daß ein Anderer Deine Antimacchiavellischen und Blumenfeld-

*) Sener Allgemeine Literatur-Zeitung 1824, Nr. 215.

schon Entdeckungen schon längst entdeckt hat. Aber dem Schmerze folgten Entzückungen, Sorgen und Hoffnungen, und die Hoffnungen verlüsteten schon früh mir die Sorgen, und ich dachte oft in langen schlaflosen kalten Winternächten, wenn ich mit müden Liedern vergebens Dich einsang, dann Dich kleinen Schreiling von acht Monden an die warme Brust legte und diese oft darüber erkältete, weil Du fortschrieest und Dich und mich bloß strampeltest, da dacht' ich oft: er wird mir später Alles ersetzen und vergüten bloß durch die Freude, die er mir machen wird durch sein Glück und durch seinen Ruhm. — Und Du thatest Einiges, Heinrich, und liebest Anno 1814 Etwas drucken, das Niemand so gern las als Deine Mutter.

Nun aber bist Du ein großer Mann geworden, Heinrich! bist nicht nur geadelt von Dir selbst, sondern auch verdeutschet worden vom Professor Zeune in einen Buchwart: und Du hast mir noch keine Zeile seitdem geschrieben.

Heinrich! bist Du wirklich der empfindsame Mensch, der den Schleier nehmen und in kleinen Liedern immer weinen will, warum empfindest Du nicht, daß gewiß Niemand so gern mit Dir weinen und mit Dir sich freuen möchte, als Deine Mutter? Warum denkst Du nicht daran, daß Deine Beförderung von einer Ehren- und Glückstufe zu der anderen, Deine so wichtigen literarischen Arbeiten und Dein Ruhm von Niemandem so theilnehmend vernommen und anerkannt werden, als von Deiner Mutter? Läse wohl einer Deiner literarischen Freunde irgend ein Lob von Dir mit solcher Lust und Wärme, als ich? Oder vollends irgend ein Lied von Dir? Um einer elenden vermoosten Glosse willen legst Du durch alle zehn Kreise des heiligen Römischen Reiches eine ausgebreitete Korrespondenz an, wendest aber an Deine Mutter auch nicht eine Zeile Allemannisch, geschweige denn Deutsch. Und doch will Deine Mutter nichts als nur einige Zeilen von Deiner Hand, aus denen zu sehen, daß Du froh und glücklich bist. Sind Deine anderen Korrespondenten so genügsam? Wollen sie nicht mehr? Nicht Frachtfuhren von alten Liedern und Spielarten? und sagen außerdem: der Brief enthalte Nichts?"

Da stürzte der erweichte Jüngling der weichen Mutter an das Herz und sagte: „Kommen Sie, liebe Mama, mit mir in die Stadt und auf meine Stube, ich bin recht hübsch drin eingerichtet und will auch gleich an Sie schreiben und noch eher als an den Herrn von Meusebach, der allenfalls warten kann bis zu des Wonnemonds

Ende.“

II.

Freiherr von Meusebach an Hoffmann von Fallersleben,

Berlin, 24. Febr. 1826.

Das kann ich wohl sagen, bester Herr Henricus, daß ich denselben Weihnachtsmittag, als ich Ihr Bäckel aufgeschnitten und Theils-Inhalt unter verschiedene Servietten gelegt hatte, so gerührt war, daß ich selber nicht wußte, ob ich ein Junge oder ein Mädchen wäre. Und die schönen Pudelmützen hatte ich gar noch nicht einmal dazu gerechnet. Wegen Ihrer aus dem Pelzwerk und aus Allem herausguckenden Liebe will ich denn auch alle Vorwürfe der Verschwendung bei mir zurückhalten. Zumal Sie doch jetzt auch die Fallerslebenschcn Häuser nicht gegen uns zurückgestellt, sondern dort auch so besichert haben, daß es eine Freude gewesen sein soll, werth in dem ersten Jean Paulschen Roman, den ich schreiben werde, beschrieben zu werden. — Karolinchen hat mit ihrem Schmuckgeschenke schon einmal in einem Ministerhause geprangt; und die Jungens haben ihre Mützen auch schon öfters — um sie zu schonen — in den Dreck geworfen.

Der Teufel weiß, wo das zweite Blatt Ihres Weihnachtsbriefes hingekommen ist; ich habe mehr als fünf Mal Alles, wo denkbar, darnach durchsucht; und dieser Verlust ist mit eine Ursache der späteren Antwort. Sie und Jakob Grimm würden sich nicht um so was kümmern, denn Sie beide schreiben mir zwar wohl wieder Briefe, aber Sie beantworten mir keinen. Ich dagegen behandle Alles wie Altpapier, wie Restripte und Berichte. . . . Das schwer-nöthige Blatt läßt mir keine Ruhe, und ich habe schon wieder zwei Viertelstunden vergebens danach gesucht. Und erst im Allgemeinen Anzeiger der Deutschen von 1881, Nr. 45 lese ich, wo es zu finden ist:

„In einem Buche, was vormalis in die Bibliothek eines Geheimen Rath von Meusebach zu Berlin gehört hat, finde ich, wie es scheint als Zeichen eingelegt und vergessen, ein Briefblatt, H. C. unterzeichnet, dessen Inhalt auf einen großen Kenner der Deutschen Literatur schließen läßt. Ich wünsche deshalb sehr, eine nähere Nachricht zu erlangen, welcher der damalig berühmten Deutschgelehrten sich unter dem Namen H. C. versteckt haben möge. Um ihn leichter kenntlich zu machen, theile ich hier die Anfangsstelle aus dem Briefe mit: — — — (was ich jetzt leider nicht kann, da er ja noch

versteckt in einem Folianten oder in irgend einem groß-Quartbände liegen soll.)
Bshng.“

Aber in Nr. 56 desselben Blattes lese ich folgende Antwort:

„Ueber die Anfrage in Nr. 45 dieser Blätter glaube ich einige Aufklärung geben zu können. Ich besitze in einem Miscellenbände von Schriften, die altdeutsche Literatur betreffend, ein Werkchen von 2 Blättern: *Poema vetustum theotiscum Kazungalii etc. edidit Henricus Custos*. Die Anfangsbuchstaben dieses Herausgebers stimmen genau mit der Briefunterschrift. Der Name des Mannes, in dessen usum jenes Poema ediert wurde, ist offenbar derselbe, aus dessen Bibliothek das Buch herrührt, worin der Anfrager den Brief gefunden hat. Ich zweifle also nicht, daß der Brief von Henricus Custos ist. Wer aber dieser gewesen, ist mir unbekannt. In dem zu jener Zeit (1826) herausgekommenen (damalig) gelehrten Berlin ist er nicht zu finden.
Rshbz.“

Nr. 79 desselben Blattes deckt die ganze Sache auf:

„Ein glücklicher Zufall setzt mich in den Stand, die in Nr. 56 nur zum Theil beantwortete Frage von Nr. 45 d. Bl. vollständig beantworten zu können. Auch ich besitze aus der dort gedachten Bibliothek des K. H. G. von Meusebach mehrere Bücher und Handschriften, und unter den letzten ohne Zweifel die, die den Anfang jenes Briefes enthält, dessen Ende der Anfrager in einem Buche aus derselben Bibliothek gefunden hat. Ja, ich besitze einen ganzen Band Briefe, die offenbar alle von der Hand des H. G. sind; ja was noch mehr ist, sie sind in geschr. Pergament gebunden und haben die Aufschrift: *Epistolae Henrici Cust.*, und zwar diese, wie es scheint, ebenfalls von seiner eigenen Handschrift. Der Mann, an den dieser jetzt zerstückte Brief gerichtet war, ist durch nichts weiter bekannt geworden, als durch den Katalog seiner Bibliothek, der nach seinem Tode gedruckt wurde und allerdings manches hübsche Buch enthielt. Desto berühmter aber ist der Verfasser des Briefes unter seinem wahren Namen. In der Bibliotheca Meusebachiana sind unzählige Schriften von ihm verzeichnet, zum Theil mit der unnöthig anlockenden Bemerkung: ‚Geschenk des Verfassers.‘ Es ist der als Dichter und Sprachforscher gleich berühmte Heinrich August Hoffmann von Fallersleben. Mein Beweis ist der: daß dieser in näherer Verbindung mit dem sonst ziemlich unbekanntem K. H. G. von Meusebach gestanden, beweisen die Bücher in des Letzteren Bibliothek mit gedachtem Vermerk. Daß aber auch jener Henricus Custos mit dem von Meuse-



Gottfried von Hellersleben

Nach einem Ölgemälde von G. Walther, 1859.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO LIBRARY

bach in Verbindung gewesen, wird durch die in Nr. 56 angeführte kleine Druckschrift: Poema etc. dargethan. Auch Hoffmann von Fallersleben hatte den Vornamen Heinrich und war wirklich einige wenige Jahre vor Antritt seiner größeren Carrière Custos an der Königl. Centralbibliothek zu Breslau. Bedarf es noch eines weiteren Beweises? M. Hs.“

Nr. 102:

„In Bezug auf die Frage, wer eigentlich der Henricus Custos sei, könnte ich den in Nr. 79 geführten Beweis, daß es Niemand anders als der große unvergeßliche Hoffmann von Fallersleben war, noch verstärken — durch die Breslauer Zeitung vom J. 1826, in welchem Jahre Hoffmann von F. Anfangs, laut seiner Biographie im Grollschlichtischen Retrolog, wirklich noch in Breslau war, und die in ihrer Nr. 22 einige mit H. C. unterzeichnete Notizen enthält, die von Niemand anders als von unserem H. sein können, denn dieser war es bekanntlich zuerst, der die Schätze der Trierischen Stadtbibliothek aus ihrem Staube hervorsuchte. Indessen all dieses Beweises hätte es nicht bedurft, wenn Hr. M. Hs. nur in der von ihm selbst angeführten Bibliotheca Meusebachiana einige Seiten weiter hätte blättern wollen. Da würde er pag. 249, Nr. 47 haben lesen können:

47. Poema vetustum theoticum Kazungalii — edidit Henricus Custos. 2. Allemannische Gedichte, ein Folioband. (Auctor utriusque scripti est Henric. Aug. Hoffmann Fallersleb.)*) gr. Q.“

Allgemeiner Anzeiger der Deutschen 1882, Nr. 27:

„Dem Herrn gr. Q. in Nr. 102 d. Bl. vom vorigen Jahre danke ich für seine Nachweise des nächsten Beweises über den trefflichen Henricus Custos. Zugleich aber bitte ich den ersten Anfrager in dieser Sache, Herrn Wschng, ob er mir nicht zur Kompletierung meiner Brieffammlung des H. C. das von ihm aufgefundenen Bruchstück abzutreten geneigt sei? Mit Freuden bin ich erbötig, zwei Friedrichsdor dafür zu bezahlen, oder zwei Briefe von Goethe und einen von Jakob Grimm dagegen auszutauschen. M. Hs.“

*) Anm. des Redakt. Eine ähnliche Untersuchung wie die vorstehende über Henricus Custos fand zu Ende des 18. Jahrhunderts unter den damaligen Literatoren über den Verfasser des niedersächsischen Gedichtes Hennynt de Han statt; siehe Bragur. Nachdem man sich in Beweisen erschöpft, fand man den kürzesten und sichersten — ebenfalls in einem bloßen Bücherkatalog, in der Bibliotheca Vogtina, Brenae 1766. 8°. pag. 249. Koch.

Allg. Anz. d. D. 1882, Nr. 41:

„Man hat sich in diesen Blättern über die Frage, wer Henricus Custos sei, allerdings bereits in Beweisen erschöpft. Inzwischen ist der Beweis, den ich noch obendrein gefunden habe, zu schmacklos, als daß ich ihn nicht auch noch der gelehrten Welt mittheilen sollte. Ich suchte zufällig auf dem Speicher in einem Kasten alter, von meinem Großvater noch herrühriger Literalien etwas nach, und da fand ich — *mirabile dictu* — einen eigenhändigen Brief von dem in jener Sache öfter genannten (bis dahin unbekanntem) R. H. G. von Meusebach zu Berlin, der sich anfängt: ‚Das kann ich wohl sagen, bester Herr Henricus‘, und der im Verfolg die ganze bisherige Untersuchungssache über das verlorene Briefbruchstück und über den Henricus Custos in diesen Blättern gleichsam scherzweise voraussagt. Wie dieser Brief unter die Papiere meines Großvaters gekommen, weiß ich nicht. Doch war mein Großvater aus Fallerleben gebürtig, und möglich sogar, daß der berühmte Hoffmann bei einer seiner gelehrten Reisen hierher selbst bei meinem Großvater logiert hat. Sollte dem Herrn M. H. vielleicht auch mit diesem Briefe des v. Meusebach gedient sein, so bin ich erbötig, solchen für 48 Fl. abzutreten.

Wien, den 17. Mai 1882.

Chr. H. Müller, Kunsthändler.“

Da das Bruchstück nunmehr wiedergefunden ist, so ist's gut für die Nachwelt; mich aber schiert's noch immer, da ich nicht weiß, in welchem Buche meiner Bibliothek Herr Bichng das Blatt einst entdecken wird.

III.

Hoffmann von Fallerleben an Freiherrn von Meusebach,
2. u. 3. Febr. 1829.

Aus meinem Leben.

Für meinen künftigen Herrn Schlichtegroll.

1. Leiden und Liebe.

Ich saß im Schiffe, ich sah noch einmal die Thürme und Dächer Leidens von der Morgenjonne beleuchtet und weinte. In meinen Ohren weilten noch die wunderlichen Worte, die eben Meielis Brüder, die gar

kein Deutsch verstanden, mir zum Abschiede gesagt hatten: „Lieben Sie wohl!“ Ich sah noch immer Meieli vor mir, hörte sie noch immer meine Muttersprache reden, die Sprache unserer Liebe, die selten einem Anderen verständlich war; sie sprach ein wunderschönes Deutsch.

Am Abend vorher war ich bei ihren Eltern eingeladen gewesen — ein wahres Fest! Staatsbeamte, Professoren und Künstler umringten mich, — ich wußte nicht, wie mir geschah. Meielis Vater improvisierte einen schönen Segenswunsch auf meinen Abschied, in Holländischer Sprache. Ich trank Allen zu und sang ein Deutsches Abschiedslied.

Es war ein schweres Scheiden! Meieli liebte mich, und die ganze Familie war mir herzlich gut, besonders aber der Vater. R., dieser hochherzige Mann, der so recht lebendig an die alten ehrwürdigen Republikaner Hollands im sechszehnten Jahrhundert erinnerte, hätte den Sieg, den die Liebe begonnen, vollenden können; aber die Liebe zu meinem Vaterlande wollte es nicht — diese Liebe war zu groß, und ich ward kein Holländer. R. ist schon längst zu seinen Vätern heimgegangen, betrauert von ganz Holland; doch wenn er dort nur fortlebte als ein großer Gelehrter, tüchtiger Redner, als ein freisinniger und biederer Minister seines Königs und braver Bürger Hollands, als ein lebenswürdiger Familienvater, so bewahre ich in mir das Andenken an den Freund, an den würdigen Vater Meielis.

2. Liebe und Leiden.

So hatte ich denn mein Vaterland wiedergewonnen, aber meine Geliebte verloren, für immer verloren; sie sollte nur in meinem Herzen und meinen Liedern noch leben.

So heiter mich die nächste Zukunft auch anblickte, mich konnte sie nicht erheitern. Die lieblichsten Pläne und Entwürfe zu einem steten und sorglosen literarischen Leben, sie konnten mich nicht trösten, mich nicht beruhigen. Bald war ich in meiner Heimath. Die Freude über das Wiedersehen der Meinigen und die erwachende Erinnerung an die heiteren Tage der Kindheit beseligte mich, aber alle Gegenwart und Vergangenheit verwandelte sich nur in ein Gefühl, in einen Namen: überall und immer Meieli!

Schon gegen Ende des Jahres 1821 traf ich in Berlin ein, trübe wie die grauen Decembertage. Mein Bruder mühte sich, mich zu erheitern, aber ich hatte weder Augen noch Ohren für das Große und Schöne Berlins und für seine mancherlei Eigenthümlichkeiten. Sie und da machte ich Besuche und kehrte mit einer größeren Gleichgültigkeit zurück, als ich hingegangen war. Für einen lebendigen literarischen

Verkehr fand ich zu wenig Theilnahme, für einen freundschaftlichen zu viel Kälte. Meine alte Art und Weise, mir ohne alle fremde Empfehlungen einen Weg zu gleichgesinnten und gestimmten Menschen zu bahnen, auch jetzt zu versuchen, schien mir bald am gerathensten.

Schon am Rhein hatte ich gehört, in Berlin lebe gegenwärtig ein Mann, dessen Gemüth ebenso kennenswerth als seine Bibliothek sehenswerth sei. Und diesen Mann, obschon ich seinen Namen nur noch so halb und halb wußte, suchte ich mir auf und fand ihn bald; es war der Geheime Oberrevisionsrath von Meusebach.

Mehrmals war ich abgewiesen worden, und doch zog's mich immer wieder hin. Endlich öffneten sich alle Thüren zu den Büchern und zu den Herzen. Es ist ein ewig denkwürdiger Tag in den Jahrbüchern meines Lebens. Ich blieb zu Mittage dort, zu Abend auch, und weil's für den Tag nur noch eine Zeit gab, auch zu Mitternacht. Es war mir zum ersten Male wieder heimisch geworden in der Welt; ich fand Alles wieder, was ich verloren hatte; wie war ich doch so glücklich! Denn auch Meieli lebte von neuem, und all meine Liebe, meine Sehnsucht verklärte sich in Rosegilge. Daß es Niemand ahndete, Niemand erfahren könnte, wer Rosegilge denn eigentlich sei, daß ich von ihr die schönsten Lieder dichtete, die ich überhaupt jemals dichtete, und daß sie es selbst nicht wußte, auch nicht wissen durfte, und daß ich sie täglich sehen und sprechen konnte, — alles das veredelte, begeisterte mein ganzes Wollen und Thun, gab mir eine kindliche Unbefangenheit im Genuße alles Guten und Frohen, aber auch einen Löwenmuth und Troß gegen das Schlechte, und entwickelte überhaupt das, was man Charakter nennt, zur Klarheit und Bestimmtheit. Wissen Sie, lieber Schlichtegroll, auch nirgend von meinem Glück zu reden, hier dürfen Sie es ganz getrost, denn ich war glücklich.

Doch: „Die Stunde schlägt, es ist verby!“ Mein Glück mußte ich da lassen, aber meine Liebe nahm ich mit.

Seit Ostern 1823 war ich in Breslau. Von hier aus reiste ich fleißig hinüber. Ich fand zwar den Garten nicht mehr, wo ich Rosegilge sonst unter den Blumen, sie selbst die schönste, spielen sah; auch war wohl Manches anders geworden, aber sie war doch immer dieselbe —

Du siehst mich an und kennst mich nicht,

Du liebes Engelsangeficht!

heiter und milde, still und anspruchslos in ihrem Wesen, einfach und edel nach Außen und Innen, nur durch dies Alles bemerkbar unter ihren Gespielen, die schon klug thaten und mit einer gewissen Zuversicht in die Welt schauten.

Auch ich blieb immer derselbe, und wenn ich auch durch Wider-

wärtigkeiten mancher Art ernster geworden war, hier lebte ich zur alten Fröhlichkeit wieder auf und träumte und dichtete von dem Glück meiner Liebe.

Doch genügte mir dies stille Glück nicht so ganz; auch glaubte ich, Rosegilge dürfe jetzt wissen, daß ich sie liebe.

An einem heiteren Sommertage des Jahres 1826, als ich eben aus meiner Heimath zurückgekehrt war, ging ich mit ihr den schattigen Weinlaubengang ihres Gartens entlang und überreichte ihr ein frisch geschriebenes Gedicht (es steht seitdem trauernd und verwaist am Schlusse meiner lyrischen Gedichte). Ich ahndete nichts Arges dabei, und doch war mir dabei so eigen zu Muth. Rosegilges Mutter erfuhr davon und —

Frau von Meusebach gehört zu den Frauen, die ich wie meine Mutter liebe und hoch verehere. Der Adel ihrer Gesinnung, das Zarte, Rücksichtsvolle in ihren Aeußerungen, Gewandtheit und Tact im geselligen Verkehr und eine gewisse Seelenruhe neben ebenso viel leidenschaftlicher Aufgeregtheit in Affären des Lebens, alles das war der Grund jener Liebe und Verehrung, und ich ertrug selbst ihren Tadel, den ich freilich oft genug verdiente, lieber als mancher Leute Lob.

Ich saß gegen Abend in des Herrn von Meusebach Studierzimmer ganz allein. Frau von Meusebach öffnete die Thüre, kam zu mir her, gab mir das Gedicht zurück und setzte sich dann an einem Fenster nieder in ziemlicher Entfernung von mir, — es war eine Todtenstille überall und noch dazu ein zwielichtartiges Grauen. Da hub sie einige, nur einige Worte an, die, so milde sie aus ihrem Munde auch klangen, für mich so herbe, so herzzersternend waren. Ich glaube, wirkliche Todesangst kann nur dem Schmerz gleichen, den ich hier litt.

Sie ist zerstört, Deine Welt! hallte es in meiner Seele wider. Fünf Jahre gebaut und umsonst, aber auf ihren Trümmern blüht dennoch Rose- und Lilie!

Aber da schwur ich: „Sie ist dennoch mein, und wenn sie's auch nicht sein wollte, sein soll! nummen Eini! anderst Keini! Du siehst sie nie wieder oder — sie ist Dein.“

Nur noch einen Tag war ich in Berlin, vielleicht zum letzten Male. Ich hielt mir Wort und kehrte nicht wieder. Das Streben nach etwas Bleibendem unter den bunten Erscheinungen meines Lebens ist seitdem nur noch fester geworden, und ich kann leichter Wort halten, zumal ich keine Ansprüche an diese Welt mehr mache. Die Geschichte meiner literarischen Bemühungen lehrt das seit jener Zeit und wird es auch ferner lehren.

Damit Sie aber wissen, lieber guter künftiger Schlichtegroll, wenn

einst der Custos heimgesufen wird von seiner Bibliothek, der Gelehrte von seinen Fundgruben, der Dichter von seiner Liedertafel, der Präsident von seinem Künstlerverein und von seiner Zwecklosen Gesellschaft, der Journalist von seiner Monatschrift, der Herr von Fallersleben von dem Adel seiner Seele und der Bruder des Herrn Hoffmann von seiner bürgerlichen Verwandtschaft; wenn Sie aus den Zeitungen hören: Unser Hoffmann ist nicht mehr! oder: Uns traf ein unersehlicher Verlust: gestern um 20. Damit Sie also dann wissen, wie der Stern meines Himmels hieß, zu dem ich nicht bloß diese sieben Jahre, sondern auch noch die übrigen liebend und hoffend, ja auch in der Stunde des Todes noch aufblickte, — Herr, Sie haben kein Herz, wenn Sie jetzt am Schlusse meiner Handschrift und meines Lebens nicht weinen können —: Karoline von Meusebach.

Hoffmann von Fallersleben auf Helgoland.

Ein und — Alles.

Deutschland erst in sich vereint!
Wenn uns das einmal gelinget,
Hat die Welt noch einen Feind,
Der uns wiederum bezwinget?

(„Deutschland über Alles!“ Zeitgemäße Lieder
von Hoffmann = Fallersleben, 1850.)

Die Geschichte der Deutschen Einheitsbestrebungen verkörpert sich vornehmlich in vier Männern: Ernst Moritz Arndt, Friedrich Ludwig Jahn, Fritz Reuter und Heinrich Hoffmann von Fallersleben. Von Letzterem sei hier die Rede.

Die trüben Tage der tiefsten Erniedrigung unseres Vaterlandes hat der Knabe mit klarem, klugem Blick geschaut; die erhebende Zeit der Freiheitskriege erlebte der Jüngling begeisterungsvoll als Musensohn; die Reaktion mit ihren wahnwitzigen Erscheinungen sollte der sangesfrohe, freiheitsdurstige Poet und Professor an sich selbst bitter genug empfinden, auf Grund seiner „Unpolitischen Lieder“ ein Fremdling überall; — erst die beiden großen Jahre 1870 und 1871 brachten seiner steten Sehnsucht die glorreiche Erfüllung: Germania einig unter einem Deutschen Kaiser! Wofür er gerungen und gesungen, das genoß er beglückt an seines Lebens Ende und sonnte sich in diesen goldenen Strahlen noch drei Jahre, bis er am 19. Januar 1874 zu Corvey, wo die Huld des Herzogs von Ratibor ihm eine befriedigende Thätigkeit bei der Klosterbibliothek gewährt hatte, seine irdische Wanderschaft beschloß.

Heimats- und Vaterlandsliebe beseelten ihn von Jugend auf; ihm ging wirklich „Deutschland über Alles“.

Es war im Jahre 1840, als Hoffmann von Fallersleben, der verfolgte Patriot, der politische Dichter und gemäßregelte Professor, nach dem stillen, abseits vom Geräusch der Welt liegenden, zur Britischen Krone gehörigen Helgoland sich gleichsam flüchtete. Ein Jahr später suchte er, über dessen Haupt sich das Gewitter immer bedrohlicher zusammenballte, abermals Stärkung und Sammlung auf dem Fels im

Meer und sang dort sein „Deutschland, Deutschland über Alles, über Alles in der Welt!“

Ja, auf dem „hilligen“ Land entstand dies „Lied der Deutschen“, das wir Alle auswendig wissen, wir Alle mit einmütiger Begeisterung anstimmen, dieses unser Nationallied.

So versetzen wir uns gern in die Zeiten, da Hoffmann, der, wie Heinrich Laube und Robert Prutz betonten, den Ehrenbeinamen „der Deutsche“ verdient, hoch oben auf der steilen Klippe wohnte und wanderte, seine „Helgoländer Lieder“ schuf, mit denen er manches Menschenherz rührte, bis er in dem hehren Vaterlandshymnus die ganze Volkseele in ihrem innersten Mark traf, daß sein Wort von dem Riff herab hallte über die Wogen weg, hinüber zur Schleswig-Holsteinischen und Hannoverischen Küste, weit und tief landeinwärts, durch sämtliche Staaten Deutscher Nation: ein Siegeszug dreier achtzeiliger Strophen.

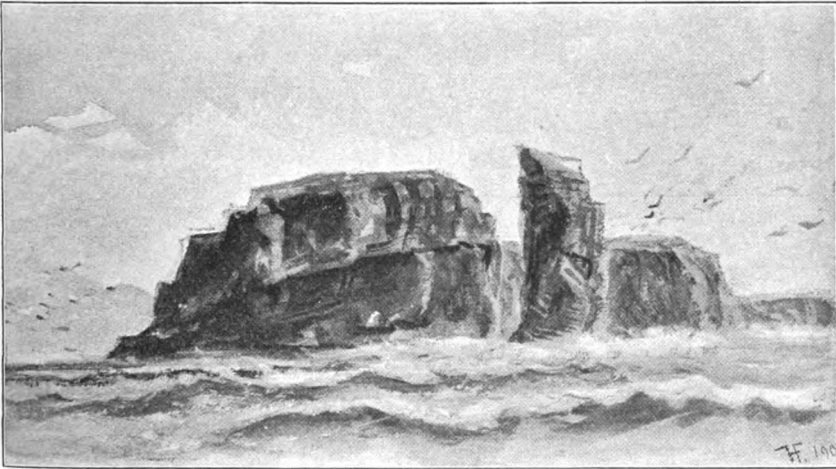
Die sehr politischen „Unpolitischen Lieder“ waren im Gange; der erste Teil war erschienen, da ging schon der Lärm los. Hoffmann hatte Anfang August 1840 seine Vorlesungen an der Universität Breslau geschlossen und den 12. desselben Monats seine Badereise nach Helgoland angetreten, wo er sich am sichersten fühlte. In Hamburg kam er mit seinem Verleger Campe, Inhaber der durch Heines Werke allbekannten Firma Hoffmann & Campe, zusammen und hörte, daß eine neue Auflage des im Fluge vergriffenen Bändchens nötig werde. Am 19. August fuhr der Dampfer; bald zeigte sich den Blicken das ersehnte Eiland. Eine bescheidene Wohnung ward bezogen, in einem kleinen Hause, dem letzten und höchsten, oben auf der Klippe bei Delrichs. Es begann ein einfaches und einförmiges Leben. Hoffmann suchte keine Gesellschaft (am meisten interessierte ihn noch Frau Marianne Wolff, Witwe des Dichters Zimmermann), war sich selbst genug und freute sich, daß er es war. Stundenlang konnte er im Sonnenschein liegen und in die See lugen. In solch' süßem Nichtsthun, dort oder drüben auf der Düne, oder allein im Boot hinübrudernd, erklangen zuerst die „Helgoländer Lieder“, welche nachmals viel komponiert und gesungen worden sind, gerichtet an ein geliebtes Mädchen, wie er selbst sagt: „Meine Liebe lebt in Liedern“, ein Cyklus von zwölf Gedichten, eines an das andere sich reihend, eines aus dem anderen erwachsend, darunter das schöne:

Hab' ich Tagelang geblicket
Auf die blaue Meeresfluth
Und die Boten ausgeschildet
Meiner heißen Liebesgluth!

Und sie konnten nicht erschauen
Auf der weiten Meeresfluth
Jene liebehellen, blauen
Augen, d'rin der Himmel ruht.

Eine Lotosblume nickte
Endlich aus der blauen Fluth,
Und wie sie mein Aug' erblickte,
Ward gestillt des Herzens Gluth.

In dem neunten, „Zur Nachtzeit“, heißt es:



Das Eiland lag mit Dunkelheit umzogen.
Vom Leuchtturm spärlich nur erhellt;
Still waren nun des Meeres Wind und Wogen,
Gestorben schien die weite Welt.

Doch tröstet er sich:

Laß die wilden Wogen toben
Um den Felsen dort und hier!
Auf dem Felsen wohn' ich droben,
Und der Friede wohnt in mir.

Zum Beschluß die Verse mit Benutzung des bekannten poetischen
Wappenspruches der Insulaner:

Grün ist das Eiland, weiß der Strand,
Roth ist der hohe Klippenrand:
O, glänzten doch in meinem Kranz
Noch diese Farben Helgoland's!

Der Kranz der Liebe grün und roth,
Wie bist du jetzt so bleich und todt!
Ein Blümchen blüht an dir allein,
Das Blümlein: „Vergißnichtmein!“

Zu dieser Seelenqual gesellte sich noch ein körperlicher Unfall. Eines Tages war sehr starker Wellenschlag. Der Badende wurde an den Strand geschleudert und verletzte sich an einem Feuerstein, deren es dort viele giebt, die Kniescheibe. „Ich stillte das Blut mit Papier und band ein Tuch darum. Mit Mühe und Noth erreichte ich das Boot, und unter ziemlichen Schmerzen stieg ich die 173 Stufen der Treppe hinan, die ins Oberland führt. Ein halbes Jahr nachher hatte ich noch zu Zeiten heftige Stiche.“

Einen Monat später, am 21. September, verließ Hoffmann, im ganzen gekräftigt, die ihm lieb gewordene Insel und verbrachte eine Woche in der nahen Hansestadt. Die Hamburger Zeitungen berichteten: „Professor Hoffmann von Fallersleben hat uns am 3. Oktober wieder verlassen. Mit dem letzten Dampfschiff von Helgoland kommend, gedachte er weiterzureisen, wurde aber durch seine vielen alten und neuen Freunde und Bekannte zu einem etwas längeren Aufenthalte bewogen. Die große Theilnahme, welche seine neuesten Gedichte hier fanden, ging auch in gleichem Maße auf den Dichter selbst über. Möge ihm Hamburg eine nachhaltige, freundliche Erinnerung und das belebende Gefühl einer Anerkennung gewähren, welche seine vielseitige literarische Thätigkeit gerade da, wo man es am ersten erwarten sollte, am wenigsten fand.“

Nach Breslau zurückgekehrt, verherrlichte er das Schillerfest am 10. November 1840 durch eine Schrift und als Präsident der Versammlung u. a. durch einen enthusiastischen Trinkspruch auf den König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV. Auch nahm er seine Kollegia wieder auf und las über das Deutsche Volkslied. Bei Beginn der Ferien, März 1841, machte er eine Reise nach Berlin, wo die Gebrüder Grimm ihn besonders herzlich empfingen. Jakobs Erstes war: „Ich habe mit großer Freude die ‚Unpolitischen Lieder‘ gelesen und sie mir gleich angeschafft. Wenn der König darauf zu sprechen gekommen wäre, hätte ich sie ihm empfohlen.“ Ebenso bewies Bettina von Arnim sich ihm sehr freundschaftlich zugethan. Wiederholt war er Gast bei Grimms, wo auch sein Wiegenfest gefeiert wurde. Hoffmann brachte dazu allerlei gute Sachen mit — und ein Stück Felsen von Helgoland. Im Mai befand er sich wieder in Breslau, schloß am 2. August seine Vorlesungen und trat schon am folgenden Tage die zweite Fahrt nach Helgoland an. Unterwegs traf er in Leipzig mit Robert Blum zusammen, in Hamburg mit Karl Siebeking. Es kam das Gespräch auf

die Politik. Siebeking gehörte nicht zu den Hoffnungslosen: „Was soll aus Deutschland werden? Der König war unsere letzte Hoffnung. Nun, vielleicht wird noch Alles gut.“ Über die Fortsetzung der „Unpolitischen Lieder“ war er sehr erfreut und wünschte deren baldiges Erscheinen.



Helgoländer Haus mit Giebelstübchen,
worin Hoffmann von Fallersleben „Deutschland über Alles“ dichtete.

Vom 11. August bis 5. September dauerte diesmal sein Domizil auf der freien Insel; sie schien ihm wie ausgestorben, er fühlte sich anfangs fast verwaist, doch that ihm bald die Einsamkeit recht wohl: er freute sich, daß er nach den unruhigen Tagen wieder einmal auch sich gehören durfte. „Wenn ich dann so wandelte einsam auf der Klippe, nichts als Meer und Himmel um mich sah, da ward mir so eigen zu Muth, ich mußte dichten, und wenn ich es auch nicht gewollt hätte.“

So entstand am 26. August 1841 das Lied: „Deutschland, Deutschland über Alles.“

In dem an der Nordseite hinter der Kirche, am Capstulenberg belegenden Cassebohmschen Hause — nicht weit von dem, wo Heinrich Heine gewohnt hat — hatte er das Erkerstübchen gemietet, oberhalb der Hausthüre, allwo unzweifelhaft die endgültige Fassung des Gedichtes zu Papier gebracht worden ist, in dem ersten Original-Exemplar.

Unseres Sängers Sohn, der geschätzte Landschaftsmaler Franz Hoffmann, erinnert sich deutlich, daß sein Vater ihm öfters erzählte, wie er auf der hohen Klippe auf- und abgehend dasselbe verfaßt habe, und zwar in der ihm eigentümlichen Manier so, daß er sich den ersten Vers laut vorsagte, verschiedene Male ausdrucksvoll wiederholte, deklamierend und singend, und daran einen neuen Vers knüpfte. Nachdem so das Ganze fertig geworden, schrieb er es nieder, endlich und unwillkürlich dem Texte die Joseph Haydn'sche Melodie unterlegend zu „Gott erhalte Franz den Kaiser!“

Es ist bezeugt, daß auch Goethe und Geibel beim Wandern viele Lieder dichteten und dazu eine Melodie trällerten, ein richtiges „Singen und Sagen“. In der That klingen ihre Verse oft so musikalisch, als wären sie zugleich mit der Weise geschaffen.

Bis zum Jahre 1872, auf Grund eines von Hoffmann selbst herührenden Verzeichnisses, ist das „Lied der Deutschen“ nicht weniger als achtundfünfzig Male in Musik gesetzt worden, darunter von Ferdinand Hiller und Ludwig Spohr; doch die alte Oesterreichische Volkshymne blieb die einzig populäre Weise dazu. Ähnlich erging es Geibel mit dem Gedicht: „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus“; über dreißig Tonkünstler haben sich daran gemacht, aber die erste Komposition war die echte, rechte, die von Zyra aus dem Jahre 1842.

Der 26. August 1841 ist, wie erwähnt, der Geburtstag unseres Nationalliedes. Am 27. August sang Hoffmann: „Wir haben's geschworen“, bald darauf „Der guten Sache“: „Frisch auf, frisch auf mit Sang und Klang!“ und „Lied der Unfähigen“: „Es sauft der Wind, es braust das Meer“.

Den nächsten Tag kam Campe von Hamburg herüber. Autor und Verleger spazierten am Strande. Ersterer sagte: „Ich habe ein Lied gemacht, das kostet aber vier Louisd'or.“ Sie gingen in das Erholungszimmer. Der Dichter las ihm „Deutschland, Deutschland über Alles“ vor, und noch ehe er damit zu Ende war, legte Campe ihm die vier Louisd'or auf seine Briestafche. Buchhändler Meff aus Stuttgart stand dabei, verwundert über seinen großen Kollegen. Sie beratschlagten, in welcher Art das Lied am besten zu veröffentlichen sei. Campe schmunzelte:

„Wenn's einschlägt, so kann es ein Rheinlied werden. Erhalten Sie drei Becher, muß mir einer zukommen.“ Nikolaus Becker hatte bekanntlich das Jahr vorher „Sie sollen ihn nicht haben, den freien Deutschen Rhein“ gedichtet und war dafür von König Ludwig II von Bayern mit einem kostbaren Pokal beschenkt worden. Hoffmann schrieb sein Lied unter dem Lärm der jämmerlichsten Tanzmusik ab. Campe steckte es ein, und sie schieden.

Über unseres Dichters Lebensweise auf Helgoland haben die Casse-



Hoffmann von Fallersleben auf Helgoland.

bohmschen Töchter mir Folgendes mitgeteilt: „Des Morgens sieben Uhr erhielt der Herr Professor eine Portion Kaffee und zwei Brötchen, wovon er die Hälfte verzehrte. Dann wurde ein Spaziergang nach der Nordspitze gemacht, welcher 1—1½ Stunden fortnahm, darauf die andere Hälfte des Frühstücks genossen und bis Mittag gearbeitet; es folgte die Überfahrt zur Düne, gegen drei Uhr zurück, in aller Eile in den Bratenrock geschlüpft und nach dem Konversationshause zu Tische; gegen Abend nochmals auf kurze Zeit nach Hause, schließlich um Mitternacht, doch auch später, je nachdem die Gesellschaft sich unterhalten hatte. Geisah die Rückkunft schon gegen zwölf Uhr, so plauderte der Herr Professor, der ein lieber freundlicher Mann war, den wir Alle gern hatten, wohl noch ein Stündchen mit unseren Eltern. Wir erinnern uns, daß er eines Tages unser Wohnzimmer betrat, mit einem Packet

Schriften unter dem Arm, und sagte: „Diese Papiere werde ich heute absenden, die kosten mich meine Stellung, ich kann nicht anders, es muß sein. Mich schmerzt dabei nur eins: ich besuchte meine Mutter noch so gern, doch darf ich's nicht wagen, man steckt mich ein.“ Diese Worte haben sich in unser Gedächtniß tief eingepägt. — Als der Herr Professor abreiste, sah Mutter seine Stube nach. Es befand sich darin nur ein Bett, Waschtisch, ein gewöhnlicher Tisch und zwei Stühle. Vor sechszig Jahren machten die Leute nicht so viele Ansprüche wie jetzt, und der Herr Professor war der Genügsamsten Einer, welche bei uns gewohnt haben. Da entdeckte Mutter ein zusammengeknülltes Stück Papier, und wie sie dasselbe aufnahm, fielen mehrere Goldstücke heraus. Vater mußte noch hinunterstürmen, das letzte Boot war gerade vom Lande gestoßen, der Herr Professor saß darin. Auf Vaters Ruf legte es wieder an, das Geld konnte noch abgegeben werden, worauf der Herr Professor lachte: „Ha ha! mein bißchen Reijegeld! was hätte ich anfangen sollen! Danke, danke, lieber Cassebohm!“

Es war das Honorar für die Nationalhymne.

Der bekannte Hessische Politiker Friedrich Detker schreibt in den „Lebenserinnerungen“ über seinen Aufenthalt auf Helgoland: „Hier pflegte Campe zu erzählen, wie er mit Hoffmann von Fallersleben zusammengetroffen sei und diesem für ein einziges kleines Gedicht vier Louisd'or auf den Tisch gelegt habe, nämlich für das Lied: „Deutschland, Deutschland über Alles!““ Am 4. September erschien dasselbe im Druck, mit der Haydn'schen Melodie in Noten, zugleich mit des Verfassers Bildniß, in Holz gezeichnet von Vill. Die Stereotypausgabe fand sofort bedeutenden Absatz — einzelne Sortimenter bestellten Hunderte von Exemplaren — und das Lied selber überall ein lebhaftes Echo.

Öffentlich gesungen wurde es zuerst am Abend des 5. Oktober 1841 beim Besuch des berühmten freisinnigen Professors Karl Theodor Welcker in Hamburg, dem die Liedertafel und Turner einen Fackelzug brachten und dazu mit Begleitung von Hornmusik „Deutschland, Deutschland über Alles!“ anstimmten. Der Dichter bemerkt in seiner Selbstbiographie „Mein Leben“ (III, 222): „Dann sprach Dr. François Wille also: „In der Gefinnung dieses Liedes der Deutschen, das wir soeben gesungen und das dadurch, daß es bei dieser schönen Veranlassung zuerst gesungen worden, eine Weihe erhielt, die es bald durch alle Deutschen Lande tragen wird, sei hier dem heldenmüthigen, nicht ermattenden Vorkämpfer für die heiligen Rechte des Deutschen Volkes, insbesondere für Preßfreiheit, dem Badischen Ständedeputierten Welcker, als dem Manne der Entschiedenheit in Richtung und That, ein dreifaches Hoch gebracht.“ Ein donnerndes Hoch ertönte aus tausend Kehlen. Seit der Anwesen-

heit Blüchers in Hamburg vor vielen Jahren soll man solche Begeisterung, solche Einmüthigkeit nicht gesehen haben.“

Noch in demselben Monat schrieb der Verleger an den Verfasser: „In der Hoffnung, daß Sie sich in froher und ungestörter Stimmung befinden, die als Nachkur des Bades wohlthätig auf Ihre fernere Thätigkeit einwirken soll, melde ich, daß die Herren L. und S. in Wien mir den 11. Oktober berichteten: ‚Soeben erfahren wir auf unsere Anfrage bei der Censur, daß das ‚Lied der Deutschen‘ von Hoffmann von Fallersleben admittiert, d. h. erlaubt ist, in Oesterreich verkauft zu werden.‘ — Ob dieses für die Sache von Wichtigkeit ist, wird sich zeigen.“

Ja, es zeigte sich: in Preußen wie in Oesterreich, in der alten wie neuen Welt, wo immer Deutsche zusammen sind und singen, verbindet dieses Lied Alle „brüderlich mit Herz und Hand“.

Dafür einige besonders sprechende Beweise! Zur hundertjährigen Wiederkehr von Friedrich Schillers Geburtstag am 10. und 11. November 1859 in Gotha widmete der Staatsanwalt Sterzing im Hochgefühl über die in der Schillerfeier sich offenbarende geistige Einheit des Deutschen Volkes sowohl seinem großen, wie seinem engeren Vaterlande einen Trinkspruch, also beginnend:

Deutschland, Deutschland über Alles, über Alles in
der Welt!

Das ist das Wort, das hocherhaben, das jedem Herzen
wohlgefällt,

Das bald gesungen wird nach kräftiger Weise,
Bald laut erschallt im frohen Kreise. —

Im Sommer 1890 hatten sich zu Friedrichsruh Hunderte von Menschen versammelt zur Begrüßung Bismarcks. Beim Anblick des großen Mannes ließ plötzlich Einer das Lied „Deutschland über Alles“ erschallen, in das die Menge enthusiastisch einstimmte, während der Altreichskanzler, gerührt und ergriffen von dieser Huldbigung, mit der Hand den Takt zu der Melodie schlug. Elf Jahre später bei der Weihe des National-Denkmal für den Fürsten Bismarck vor dem Reichstagsgebäude in Berlin ertönte in dem Moment, da Kaiser Wilhelm II. das Zeichen zur Enthüllung gab, vom Kinderchor das nämliche Lied; und unser Kaiser selbst hatte kurz vorher, beim Kommerz in Bonn, anlässlich der Aufnahme des Kronprinzen als Studiosus der Rheinischen Universität in das Korps Borussia, die Liebe zu Vaterhaus und Vaterland, als in der Liebe zum Heiland wurzelnd, den Jünglingen ans Herz gelegt und mit den schönen Worten geschlossen: „Dann können

Sie singen und sagen: „Wir Deutschen fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt!“ dann: „Deutschland, Deutschland über Alles!“

Wenn in solch erhebendem Augenblicke, aus so hohem und be-
rufenem Munde dies Lied citirt wird, dann dürfen wir uns trösten
über die Verunglimpfung, welcher dasselbe ebensowenig entgangen ist,
wie ehemem Ernst Moritz Arndts nicht minder herrliches und verbreitetes
„Was ist des Deutschen Vaterland?“ Bekanntlich publizierte Professor
Delbrück in Bonn 1846 eine Broschüre, worin sowohl die Frage: „Was
ist des Deutschen Vaterland?“ als auch die Antwort: „So weit die
Deutsche Zunge klingt“ für unlogisch und durch die Einschränkungen
„Wo Eide schwört“, „Wo jeder Franzmann heißet Feind“ für „Luft-
gebilde“ erklärt wurden, denn demnach sei das Deutsche Vaterland
nirgends! — Arndt erwiderte würdig und stolz-bescheiden: Wenn's auch
ein schlechtes Lied, als Volkslied ein verderbliches wäre und er, der
Verfasser, wohl die Pflicht hätte, es zu vernichten, glaube er schließlich
doch, sich desselben nicht schämen zu brauchen.

Hoffmann von Fallersleben hat auf die vor etlichen Jahren an
die Öffentlichkeit getretene Forderung: „Ein neues Nationallied für
Deutschland, Deutschland über Alles!“ eine Antwort nicht mehr geben
können. „Wohl jedes Mal, wenn es gesungen wurde“, meint Professor
Schneidewin in der Zeitschrift „Die Kritik“ vom 19. November 1898,
„habe ich es mehr oder weniger stark empfunden: Wir sollten ein anderes
Nationallied haben als dieses, das sich allmählig, wie selbstverständlich,
die feierlichste Stelle — namentlich das gesangliche Amen auf die Fest-
rede — bei allen patriotischen Feiern errungen hat. Die Worte der
Ausführung des Grundgedankens und -gefühls des Liedes, die es ihrer-
seits in Verbindung mit der ihm wirklich ganz und gar wie auf den
eigenen Leib geschnittenen schönen Melodie von „Gott erhalte Franz
den Kaiser!“ offenbar sind, die es dem Deutschen Volke angethan haben,
sind doch nicht werth, eine so hohe Stelle für das Deutsche Denken und
Fühlen einzunehmen. Der Grundgedanke selbst hat für alle echten
Deutschen, denen es tiefere Eigenschaften des Geistes und Gemüthes
nicht gestatten, in Hurrah-Patriotismus bis auf den letzten Rest aufzu-
gehen, etwas Unbehagliches, vielleicht Beklemmendes, wenigstens die
vollste Zustimmung Beeinträchtigendes.“ Und nun hehelt der Kritikus
die Strophen durch, gleich anfangend mit der Verdoppelung des Stich-
wortes: „Sollen nun alle, wenigstens große Nationen, für sich und bei
sich denken, singen und sagen dürfen: Frankreich, Frankreich über Alles;
England, England über Alles?! — über Alles in der Welt?“ Soll
das eine Einschränkung des Gedankens sein, — so daß Gott als höher
angedeutet würde? oder eine emphatische Amplifizierung des Gedankens?

al
die: 2/3
Vibere
Stamm
Lied
den der
den der
die: 2/3
Vibere

die: 2/3
die: 2/3
Vollen
Horn
und zu
Vier
die: 2/3
die: 2/3

Freiheit
die: 2/3
Horn
Lied
Freiheit
Vind
Lied
Lied

: Von
, geo=
en die
Da
utisches
t nicht
Hstem,
utischer
Fudel=
Würde
Treue
jungen
torität
Wein'
mag,
als die
utischer
eigent=
is an=
nigkeit
falsch,
Hland,
Gefühl
nseren
wäre.
wahr=

aber
Freuen.
t, frei=
den
Häufig
Dieser
Freund
erlebt
s von
nd im
da er=
"Aes!"
wohl=
Jahr=

Handschriftgetreue Nachbild

Nach: Gaeberg, Was ich am Wege fand.



Sie singen und sagen: ‚Wir Deutschen fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt!‘ dann: ‚Deutschland, Deutschland über Alles!‘

Wenn in solch erhebendem Augenblicke, aus so hohem und be-
rufenem Munde dies Lied citiert wird, dann dürfen wir uns trösten
über die Verunglimpfung, welcher dasselbe ebenjowenig entgangen ist,
wie ehemals Ernst Moritz Arndts nicht minder herrliches und verbreitetes
„Was ist des Deutschen Vaterland?“ Bekanntlich publizierte Professor
Delbrück in Bonn 1846 eine Broschüre, worin sowohl die Frage: „Was
ist des Deutschen Vaterland?“ als auch die Antwort: „So weit die
Deutsche Zunge klingt“ für unlogisch und durch die Einschränkungen
„Wo Eide schwört“, „Wo jeder Franzmann heißet Feind“ für „Luft-
gebilde“ erklärt wurden, denn demnach sei das Deutsche Vaterland
nirgends! — Arndt erwiderte würdig und stolz-becheiden: Wenn’s auch
ein schlechtes Lied, als Volkslied ein verderbliches wäre und er, der
Verfasser, wohl die Pflicht hätte, es zu vernichten, glaube er schließlich
doch, sich desselben nicht schämen zu brauchen.

Hoffmann von Fallersleben hat auf die vor etlichen Jahren an
die Öffentlichkeit getretene Forderung: „Ein neues Nationallied für
Deutschland, Deutschland über Alles!“ eine Antwort nicht mehr geben
können. „Wohl jedes Mal, wenn es gesungen wurde“, meint Professor
Schneidewin in der Zeitschrift „Die Kritik“ vom 19. November 1898,
„habe ich es mehr oder weniger stark empfunden: Wir sollten ein anderes
Nationallied haben als dieses, das sich allmählig, wie selbstverständlich,
die feierlichste Stelle — namentlich das gefangliche Amen auf die Fest-
rede — bei allen patriotischen Feiern errungen hat. Die Worte der
Ausführung des Grundgedankens und -gefühls des Liedes, die es ihrer-
seits in Verbindung mit der ihm wirklich ganz und gar wie auf den
eigenen Leib geschnittenen schönen Melodie von ‚Gott erhalte Franz
den Kaiser!‘ offenbar sind, die es dem Deutschen Volke angethan haben,
sind doch nicht werth, eine so hohe Stelle für das Deutsche Denken und
Fühlen einzunehmen. Der Grundgedanke selbst hat für alle echten
Deutschen, denen es tiefere Eigenschaften des Geistes und Gemüthes
nicht gestatten, in Hurrah-Patriotismus bis auf den letzten Rest aufzu-
gehen, etwas Unbehagliches, vielleicht Beklemmendes, wenigstens die
vollste Zustimmung Beeinträchtigendes.“ Und nun hechelt der Kritikus
die Strophen durch, gleich anfangend mit der Verdoppelung des Stich-
wortes: „Sollen nun alle, wenigstens große Nationen, für sich und bei
sich denken, singen und sagen dürfen: ‚Frankreich, Frankreich über Alles;
England, England über Alles?! — über Alles in der Welt?‘ Soll
das eine Einschränkung des Gedankens sein, — so daß Gott als höher
angedeutet würde? oder eine emphatische Amplifizierung des Gedankens?

die: 2 fl
Vibor
Stem
Lind
den
den
aus
Vibor
aus
aus
Vollen
Horn
und
Vorf
aus
aus
freig
Lind
Lind
Lind
Lind
Lind
Lind

Von
ge-
die
Da
ches
nicht
tem,
scher
idel-
ürde
reue
ngen
rität
Beim
nag,
die
scher
zent-
an-
gkeit
isch,
and,
fühl-
eren
äre.
ahr-

aber
uen.
frei-
den
ufig
iefer
und
lebt
von
im
er-
es!
ohl-
ahr-



Si
des

ru
üb
wi
„I
De
ist
De
„I
gel
nir
ein
Be
doi

die
De
für
Sc
„h
Ra
die
red
Au
seit
eig
der
fin
Fü
De
nic
gek
vol
die
wo
sich
En
da:
an

Offenbar das Letztere. — Nun wird aber eine Bedingung hinzugefügt: Von der Maas bis an die Memel' ist dann eine reichlich technische, geographische Verweilung. — Zu Beginn der zweiten Strophe sollen die Ruhmeszitel des Deutschen Volkes mächtig proklamiert werden. Da fehlen aber manche, so Deutsche Kunst, Deutsche Wissenschaft, Deutsches Gemüth, Deutsche That. ‚Deutsche Frauen‘ dürfte es mit Recht nicht heißen. Es giebt auch Fälle, daß Deutsche Männer von höchstem, reinstem Patriotismus zu glücklichstem Ehebunde Frauen nichtdeutscher Nationalität gewählt haben. ‚Deutsche Treue‘ kann auch bis zur Pudelnärrischkeit entarten, in Konflikt gerathen mit der Pflicht und Würde der Selbstachtung. Auch das kann verstimmen, daß die Deutsche Treue oft von jungen Männern, Schülern und Studenten, herausgefungen wird, die die nächste, also auch wichtigste Treue, die gegen die Autorität der Eltern und Lehrer, leicht nehmen, ja verletzen. ‚Deutscher Wein‘ — wie mancher Deutsche Mann, der keinen Franzmann leiden mag, trinkt doch seine Weine gern, die ihm vielleicht besser bekommen, als die schädigende Säure des heimischen Gewächses der Rebe. ‚Deutscher Sang‘ — verdunkelt nicht diese Sängerehre das Gefühl für das eigentlich Tiefste, worauf es für eine Erneuerung unseres Volkslebens ankommt, für ein neues Leben aus centraler Religiosität? — ‚Einigkeit und Recht und Freiheit sind des Glückes Unterpfand‘ — das ist falsch, eine gedankenlose Rederei . . . In Summa: das Lied ‚Deutschland, Deutschland über Alles!‘ bietet für ein tieferes Nachdenken und Gefühl zu große Anstöße, als daß es die große Rolle, die es bei allen unseren patriotischen Festen allmählig gewonnen hat, zu spielen berechtigt wäre. Möchte daher recht bald ein anderes an seine Stelle treten, ein wahrhaft würdiges Nationallied!“

Gewiß, das Gute soll dem Besseren weichen; bis dahin aber wollen wir uns dieser unserer gegenwärtigen Volkshymne erfreuen. Glücklicherweise hat Hoffmann die obige Verkleinerung nicht erlebt, freilich auch nicht die glänzende Erfüllung seines Lieblingswunsches, den er, der noch im Jahre 1843 die ihm liebe Insel wieder besuchte, häufig äußerte: „Helgoland muß deutsch werden.“ Inzwischen ist dieser Wunsch, diese Zuversicht zur Thatfache geworden. Ein alter Freund der Familie schrieb dem Sohne; „Wenn Ihr Vater das noch erlebt hätte!“ Ja, als nach der feierlichen Rede des Staatsministers von Bötticher bei der offiziellen Besitzergreifung der Insel Helgoland im Namen des Deutschen Kaisers die Deutsche Flagge emporstieg, da erscholl begeistert der Gesang: „Deutschland, Deutschland über Alles!“

Und er, dem wir dieses Lied zu danken haben, hat jetzt sein wohlverdientes Denkmal dort erhalten. Schon vor mehr als einem Jahr-

Gaederz, Was ich am Wege fand.

zehnt ging von mir eine darauf hinkelnde Anregung aus. Ähnlich wie Arndt und Sahn zu leiden gehabt hatten, „weil sie die höchst gefährliche Lehre von der Einheit Deutschlands aufgebracht“, mußte auch Hoffmann von Fallersleben büßen für sein politisch-patriotisches Bekenntnis; des Amtes entsetzt, zog er heimatlos umher. Freilich, Fritz Reuter hätte die gleichen Ideale beinahe mit seinem Kopfe bezahlt, jene Ideale, die seit drei Dezennien zur schönsten Wirklichkeit geworden sind.

Wie der Eichbaum, frei und unerschütterlich, stehen diese Wackeren da, jeder in seiner Art ein Held und Herold, der unwandelbaren Liebe des Volkes sicher. „Zu erwägen wäre wohl“, schrieb ich im Juli 1890, „ob es nicht passend erscheinen dürfte, an der Westküste der Klippe, an der Stelle, wo das ‚Lied der Deutschen‘ entstand, das künftigen Sommer sein fünfzigstes Jubiläum feiert, doch frisch und jung geblieben ist alle Zeit und dies bleiben wird, so Gott will, in Ewigkeit, dort eine Erinnerungstafel anzubringen, etwa mit einem Medaillon, auf daß auch kommende Geschlechter gemahnt werden an Hoffmann von Fallersleben auf Helgoland.“

Als bald bildete sich ein Komitee mit dem Herzog von Ratibor an der Spitze. Emil Rittershaus erließ einen poetischen Aufruf:

Vom Felseneiland Helgoland
Der Dichter hat hinausgesandt
Das Lied von Deutscher Herrlichkeit,
Das Trost uns war in trüber Zeit
Und heut in sich gesammelt hält
Das Fühlen einer Deutschen Welt. —
Wo er es sang, was wir gefühlt,
Hoch auf dem Fels, vom Meer umspült,
Da rag' das erzgeoffne Haupt
Des Dichters, der da fest geglaubt
An unsres Reiches Aufersteh'n
Und große Zeit vorausgeseh'n!
Dess' Wort begeisternd uns erklang
Im Deutschen Nationalgesang,
Der jenes Lied uns hat erdacht,
Sein Bildniß zier' die Nordlandsmacht!

Der Deutsche Kaiser bewilligte als der Erste einen Beitrag. Fürst Bismarck wünschte der Sammlung guten Erfolg. Bereits am 26. August 1891 konnte die Grundsteinlegung stattfinden, an der Nordseite der Insel. Hoffmanns ehernes Bild hatte Professor Schaper geschaffen.

Am Strand der Helgoländer Küste
Welch' buntes Leben war es da,
Als stolz des Deutschen Dichters Büste
Auf schaumgekrönte Wogen sah!

Die gewaltige Sturm- und Hochflut im Jahre 1894 unterspülte und zerführte leider das Fundament vollständig; nur mit größter Auf-



Hoffmanns von Fallersleben Denkmal auf Helgoland.

opferung der Inselaner konnte die Büste gerettet werden. Die Regierung genehmigte die Aufstellung des Monuments auf der Südspitze des Oberlandes; um die Kosten für die Wiedererrichtung an der neuen Stätte aufzubringen, rief Rittershaus dem Deutschen Volke zu:

Wohlan denn! nochmals Deine Spenden!
Hoch auf der Insel Felsenwänden
Soll fest das Ehrenzeichen steh'n.
Da soll es nicht den Wogen weichen

7*

Und nicht der Winde wilhem Spiel —
Und nimmt einst dieses Ehrenzeichen —
Verhüt' es Gott! — ein Feind zum Ziel,
Dann mag's die Kugel nur zerschmettern!
Wenn's Deutschland gilt, nur dran und drauf!
Wir wissen's ja: Aus Kriegeswettern
Blüht's dann noch zehnmal schöner auf!
Dann werden wir nicht Frieden schließen
Vor unsres letzten Feindes Fall,
Bis wir den alten Hoffmann gießen
Neu aus erobertem Metall! —
Wohlan! Der Markstein Deutscher Ehre,
Auf Felsengrund sei er gestellt,
Dort, wo des Deutschen Reiches Wehre
In Treue ihre Nordwacht hält.
Da soll das Erzbild nieder schauen.
Du Deutsches Volk, thu' auf die Hand!
Du gabst die Spende zum Erbauen,
Nun gib die Spende zum Bestand!

So steht es jetzt da, hoch oben auf Deutschem Grund und Boden, in schlichter Würde, mit der kurzen, kernigen Inschrift „klar und wahr“. Der prachtvolle Charakterkopf mit dem langen, wallenden Haar und den hellen, klugen Augen schaut aufs Meer weithinaus, hinüber zu den Halligen und Dünen der stammverwandten Provinz Schleswig-Holstein, die ja auch längst wieder deutsch.

Treu seinem Vaterlande immerdar, sang Hoffmann von Fallersleben einst in schwerer Zeit:

Wie könnt' ich Dein vergessen!
Ich weiß, was Du mir bist,
Wenn auch die Welt ihr Liebstes
Und Bestes bald vergißt.
Ich sing' es hell und ruf' es laut:
Mein Vaterland ist meine Braut!

Ja, dankbar erklingt dem Dichter vom Deutschen Volke als Echo:

Wie könnt' ich Dein vergessen!
Ich weiß, was Du mir bist —

und mit ihm jubeln wir im Chor:

Einigkeit und Recht und Freiheit
Sind des Glückes Unterpfand —
Blüh' im Glanze dieses Glückes,
Blühe Deutsches Vaterland!

Aus dem Leben von Ludwig Bechstein.

Zu seinem hundertsten Geburtstage.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARY

„Sie müssen reisen“, riet dem jungen Ludwig Bechstein, Herzoglichem Bibliothekar zu Meiningen, ein Freund, welcher wußte, daß ein großer Schmerz in sein Leben getreten war. „Ich fühlte die Wahrheit dieser Aufforderung, herzte noch einmal mein mütterloses Kind und fuhr von dannen. Noch am Thor meiner Heimathstadt hatte ich einen Gruß hinüber zu senden nach einem für mich heiligen Grabe, das in seinem stillen Schoß mein kurzes Glück verschlossen hielt.“

So beginnt der lebenswürdige Dichter und Novellist, der emsige Märchensammler und Altertumsforscher, an dessen hundertstem Geburtstag weitere Kreise seiner gewiß gern gedenken, das jetzt zur Seltenheit gewordene Buch „Die Reisetage“. Durch Thüringen war der Weg nach Frankfurt am Main genommen, dann Rheinabwärts nach Köln. In Düsseldorf hatte Bechstein nach dem Theater den Abend in Zimmermanns und Grabbes Gesellschaft zugebracht. „Karl Grabbe ist auch in seiner äußeren Erscheinung eine phantastische Grotteske. Wenn man seine kolossalen, oft genialen und Shakespearisch-rohen Dramen gelesen hat und nun deren Schöpfer sieht, so meint man nicht, daß es größere Kontraste geben könne. Dieser glühende, feurige Poet ist so ängstlich bescheiden, daß er gar nicht von seinen Werken reden hören mag und öfter bittet, das Gespräch doch lieber auf ‚anderes dummes Zeug‘ zu bringen. Kommt er in Feuer, so sprühen die genialen Gedanken wie Schwärmer umher.“

Ueber Aachen erfolgte die Weiterfahrt nach Belgien. An den Aufenthalt in Brüssel schloß sich ein längerer in Paris, das ihm nicht sonderlich behagte.

Dort machte er aber eine außerordentlich interessante Bekanntschaft: „Ein Mann meines Alters, mittelgroß, blond, von frischer Gesichtsfarbe und höchst einfach gekleidet, trat in unser Zimmer, den mein Gefährte mir als Herrn Heinrich Heine vorstellte. Ich habe mich in der That gefreut, Heine kennen zu lernen; seine Persönlichkeit ist einnehmend, und der Deutsche Ernst auf seinem Gesicht kleidet ihn gut. Wir sprachen von Deutschland; ich fragte ihn, ob er nicht wieder dahin

zurückkehren wolle? Er lächelte wehmüthig und antwortete: „Schwerlich. Ich bin der Tannhäuser, der im Venusberg gefangen sitzt; die Zauberweihe giebt mich nicht los.“ — „Freilich“, erwiderte ich, „und der Deutsche Pabst wird Ihnen nie vergeben.“ Seine hat ein tiefes Gemüth, und es ist ihm nicht gleichgültig, ob man ihn in Deutschland hasse oder liebe. Vielleicht käme er gern zurück, vergäbe ihm der Deutsche Pabst. Deutschland ist eine großmüthige Mutter, sie wird ihm die Wunden verzeihen, die ihr dieser Sohn geschlagen. Was Seine seinem Vaterland zu Leid und zu Wehe gethan, ist nicht so schlimm, als das Unheil, das durch seine Nachahmer über dasselbe herbeigeführt zu werden droht, seine Nachahmer sind unverzeihliche Fehler, die ihm zu Schulden kommen; die sich seine Freunde nennen, schaden und schaden ihm mehr als seine Gegner, deren plumper Haß oft so einseitig wie partheiisch, so lächerlich wie ohnmächtig ist.“ Diese unter dem Eindruck von Seines Persönlichkeit und Bedeutung niedergeschriebenen maßvollen Worte vom Jahre 1835 verdienen gerade in der Gegenwart, die dem Dichter vielfach wenig gewogen ist, hervorgehoben zu werden.

In der Seinestadt sah Bechstein ferner die ihm schon von München her persönlich bekannte Dichterin Helmina von Chézy geborene von Klent, der berühmten Karfchin Enkelin, welche, jung an einen Preußischen Offizier von Hastfer verheiratet, nach dieser bald geschiedenen Ehe Paris zum Wohnsitz gewählt und sich mit dem Sanskritforscher Antoine Léonard de Chézy vermählt hatte. „Dort fand ich diese geistreiche, gemüthvolle Frau wieder; sie war beschäftigt, nachgelassene Papiere ihres Mannes zu ordnen, der ein großer Orientalist und bei der Königl. Bibliothek angestellt war. Sie schenkte mir die von ihr herausgegebene, französisch geschriebene Nachricht über das Leben und die Werke ihres Gatten. Ich schied von ihr mit Dank und der Hoffnung, ihr irgend einmal im Deutschen Vaterlande zu begegnen, das allen echten Deutschen doch immer höher steht als Paris.“

Mit vielen interessanten Beobachtungen und schönen Erinnerungen nach Meiningen zurückgekehrt, brachte Bechstein dieselben zu Papier. Die Vorrede seines Buches datiert vom August 1835; dasselbe kam zum Herbst in zwei Theilen heraus.

Ein Brief der Frau von Chézy erfreute ihn in dreifacher Weise: erstlich, daß sie wieder in Deutschlands Marken weilte, wie er gewünscht und gehofft hatte, nämlich in Heidelberg, zweitens, daß sie an ihn dachte, und drittens, nun, daß sie ihm geschrieben. „Die allzuweite Ferne von sich Kennenden“, antwortete er ihr im März 1836, „ist weder für die Seelen und Geister, noch für die Herzen zuträglich, was man auch gegen diese Meinung einwenden möge.“

Sehr spät lesen Sie mein tolles Jahr*), das in Deutschland nun schon vergessen ist. Es freut mich, wenn es Ihnen, der Frau von hellem Blick und treuem Herzen, gefiel. Wer weiß, ob ich je Zeit und Liebe gewinne, einen ähnlichen großen Roman zu schreiben. Jetzt widme ich viele Vorliebe meinen Thüringischen Sagen, die auf eine ganze Reihe von Bänden angelegt und berechnet sind.

Eine druckfehlerwimmelnde Schilderung meiner Pariser Reise erschien jetzt in zwei Bändchen ganz in Ihrer Nähe, in Mannheim bei Hoff, darin ich auch Ihrer freundlich gedacht habe. Ich bin gar nicht mit diesem Buche zufrieden. Mehr Freude macht mir ein besser gerathenes Kind, Herzblatt und Nesthäkchen, meine „Gedichte“, welche auch jetzt bei Sauerländer in Frankfurt fertig wurden.

Auf die Sammlung Ihrer Poesien freue ich mich und will sie gern empfehlen, wo und wie ich kann; nur Ihr Plan, Subskribenten zu sammeln, hat nicht ganz meinen Beifall, macht Ihnen Arbeit, Ihren Freunden Mühe und — Betrübniß, wenn sie bei Hartherzigen vergebens anklopfen, und nützt der Sache wenig oder nichts. Sie kennen zu sehr meine Aufrichtigkeit, als daß ich fürchten möchte, Sie könnten mir zürnen, daß ich meine Meinung so gerade heraus sage, dafür bin ich ein — Meinunger.

Daß Sie nicht geistig heiter sind, thut mir weh und leid. Viel erfüllte sich von dem Trüben, was Sie in München schon ahnten; doch es geht Alles vorüber. Es ist nie gut, wenn uns Ahnungen überwältigen, und sie täuschen oft. Erinnern Sie sich, wie Sie in Paris mir sagten, es bereite sich etwas sehr Unheilvolles vor, das Volk sei aufgereggt, Alles war gespannt auf den Ausgang des Ungeheuerprocesses, und er ging spurlos vorüber; nichts erfolgte, als ein einseitiges Mordthat, das vom Volk verabscheut wurde, und für das sich keine Hand weiter erhob. — Mir hat Paris nicht gefallen, ganz Frankreich nicht, soviel ich davon sah, denn ich sah nur zwei Straßen und Gegenden, wenn ich die Champagne ausnehme, ohne Charakter, und der Charakter der Champagne ist auch nicht sonderlich markiert, noch weniger anziehend. Erst gegen die Vogesen hin

*) Das tolle Jahr. Historisch-romantisches Gemälde aus dem sechszehnten Jahrhundert. 3 Bände. Stuttgart 1833. — Neu herausgegeben von Paul Sonntag. Halle a. S. (1899). Übrigens hat der Verfasser es selbst erlebt, daß sein Roman keineswegs vergessen wurde, denn im Jahre 1844 brachte der „Erfurter Stadt- und Landbote“ (Nr. 24—26) aus der Feder des Kanzleidirektors Pabst „Berichtigungen“, die Beckstein mit einem offenen Brief (Nr. 30) erwiderte, worin er seine herzlichste Freude über die Mittheilungen ausdrückt und zugleich erzählt, wie er zu dem dankbaren Stoff aus Erfurts Vergangenheit gekommen sei.

ging mir das Herz wieder auf; dieses Gebirge hat in seinen Formen und Umrissen viel Aehnliches mit dem Thüringer Wald. Als ich in Savern, wo die Post nach Mitternacht hielt, wieder den ersten Deutschen Fluch hörte, war er mir lieber als eine Cadenz Rubinis und klang mir süßer.

Ihre Güte fragt, wie ich lebe? Im Ganzen gut und heiter. Das fröhliche Schaffen beglückt mich; ich bin ein einfacher Mensch, der vom Leben und Mitmenschen nicht zu viel verlangt, auch nicht zu viel erhält, daher von Vielen geliebt, von Wenigen beneidet, gehaft vielleicht mit Grund von Keinem. In meiner amtlichen Stellung bin ich das A und das D, Oberbibliothekar und Handlanger, Niemand über, Niemand neben, Niemand unter mir; diese Gesellschaft gefällt mir wohl, ich vertrage mich mit ihr und bin verdrußfrei. Mein kleiner Reinhold*) ist gesund und blüht zu meiner Freude auf; ein Glück mehr. Ich preise Gott mit Dank, so oft ich mein liebes Kind küsse. Jeder Kuß ist ein Gebet für seine Erhaltung. Ich schlürfe mit Lust den Wonnebecher dieses Glückes und vergesse nicht, mir dabei zu sagen, daß eine Zeit kommen wird, ja kommen muß, wenn ich sie erlebe, wo aus dem kleinen Engel ein großer Bengel wird, der mir Sorge macht, wenn nicht Schlimmeres. Sie wissen ja, wie Kinder sind, wenn Leute aus ihnen geworden.

Außer dem Sagenschatz des Thüringerwaldes schreibe ich jetzt eine biographische Novelle „Fahrten eines Musikanten“. Davon ein andermal!

Mit der guten Ottenheimer blieb die frischgrüne und zärtliche Epheuranke einer ununterbrochenen Korrespondenz freundlich gepflegt; und was Sie vielleicht nicht wissen und nicht ahnen, auch mit Fräulein Anna Maria W . . . spannt sich eine solche an, wozu sie den ersten Impuls gab. Es scheint ein recht gebildetes und gemüthvolles Frauenzimmer, und es geht ein Vertrauen aus ihren Briefen an mich hervor, das ich fürchte, kaum zu verdienen. Sicher hält sie mich für besser als ich bin, wie gewöhnlich die Frauenzimmer unser Geschlecht, bis sie es näher kennen lernen. Kannten Sie diese Damen schon in Wien, oder datiert Ihre Bekanntschaft sich auch erst aus Paris? Kennen Sie der Mädchen Herzen und Charakter genauer? Sie, diese Damen, hätten es gern gesehen, wenn ich nach

*) Reinhold Bechstein, der als Universitäts-Professor für Germanistik und neuere Sprachen in Rostock gestorben ist. Derselbe hat nicht nur in der Allgemeinen Deutschen Biographie seinen Vater gewürdigt, sondern auch speziell dessen wissenschaftliches Wirken in der Einladungsschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens des Hennebergischen alterthumsforschenden Vereins vom Jahre 1882.

Wien gekommen wäre, allein ich kann an eine so weite Reise jetzt nicht denken; die Pariser liegt noch in allen Maschen meines Geldbeutels. . . . Auf der schönen Bergstraße hatte ich übles Wetter, in Darmstadt fand ich viel Wohlwollen und freundliche Gesinnung, in Frankfurt hatte Eduard Duller mittlerweile, daß ich in Paris war, ein recht liebenswürdiges Weibchen genommen und flitterte selig.



Ludwig Bechstein.

Carlsruhe gefiel mir nicht, dieses Fächerpalmenblatt, darin alle Falten voll markausaugender Schildläuse sitzen, kommt mir fast ausländisch vor im Deutschen Städtewald; doch macht man dort feine Stahlstiche.

Doch es sei genug geschwätzt! Leben Sie wohl und behalten mich in freundlicher Erinnerung!

Viele Jahre verstrichen, ohne daß Beide mit einander in direkte Berührung gekommen wären. Da hörte Bechstein im Sommer 1848 endlich wieder von seiner alten Freundin, die ein schweres Leid be-

troffen hatte, und er schrieb ihr sehr inhaltsreiche, seine Vergangenheit und inzwischen veränderten Lebensumstände, sowie seine wissenschaftlichen und politischen Ansichten berührende Zeilen:

Meiningen, 24. Juni 1848.

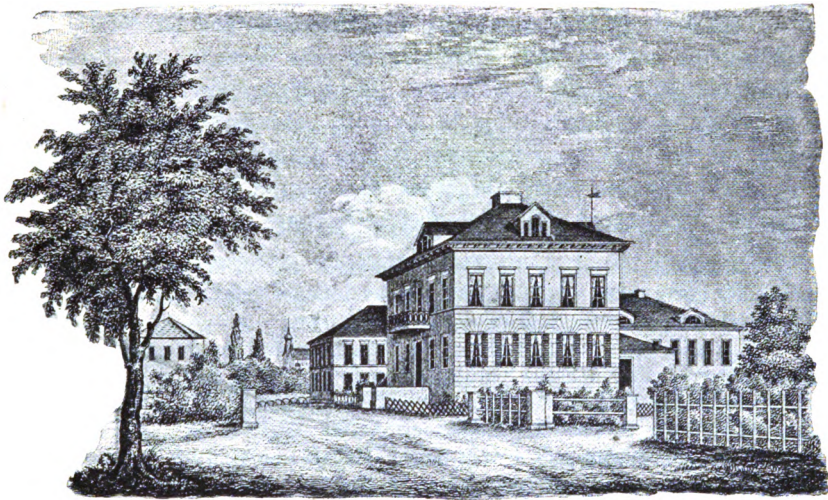
Es schmerzt mich tief, daß nach langem Schweigen Ihr erster Brief an mich — der Träger einer Trauerbotschaft ist, die mich eben so sehr überrascht als betrübt und für mich eine beklagenswerthe Neuigkeit war. Lassen Sie mich Ihren gerechten Schmerz durch Schweigen ehren.

Sie empfehlen mir mit der mütterlichen Wärme, die Sie stets jungen aufstrebenden Talenten widmeten, einen Landsmann von mir, dessen ich mich flüchtig erinnere, Herrn Fr. Müller. Ich finde in seinen Gedichten, die er mir übersendet, mit Freude ein schönes und reines Talent, das eben im Aufblühen begriffen; da es aber vorläufig nur noch um die Rose der Jugendliebe schwärmt und flattert, so läßt sich nicht mit Bestimmtheit voraussagen, ob und wie es sich kräftigen werde in den Stürmen und gegen die Stürme des Lebens. Es ist so leicht, Lyriker zu sein, und man wird es durch den Anhauch Gottes in der Natur und in der Liebe, aber ein Dichter wird man dadurch nicht.

Es sollte mir leid um Herrn Müller sein, wenn er seinen — ob noch so ungern getragenen Stand im Vertrauen auf seine Dichtergabe verlassen hätte. Als ich dasselbe that, was er, nach zehnjährigem Fesseltragen (doch wußte ich auch unter diese Fesseln Blumen zu legen), war ich bereits nicht mehr Jüngling — 28 Jahre alt —, und es war doch noch nicht zu spät. Ich wußte, was ich wollte, hielt ein bestimmtes Ziel fest im Auge und erreichte es mit Gottes Hülfe — die Zeit war günstig, günstig standen die Sterne. Aber jetzt, wo wir auf ganz unterhöhltem Boden stehen, wo eine wühlende Partei auch hier nichts lieber hört als Hecker*) hoch! Es lebe die Republik! — wo die Throne wanken und dem edlen Herzog die Mittel genommen sind, für mehr als den praktischen Nutzen zu wirken, — jetzt kann ich nicht kommen und auf einige lyrische Ergüsse hin Unterstützung für ein Landeskind nachsuchen. Allein ich will den Weg vorzeichnen, welcher einzuschlagen ist, — falls nicht Alles zusammenbricht. Lassen Sie bis gegen Michaeli Herrn Müller privatim sich auf die von ihm zu wählende wissenschaftliche Laufbahn mit Ernst vorbereiten, mahnen Sie ihn freundlich ab von Liebeständeleien, für

*) Friedrich Hecker, Führer der Badischen Revolution.

welche die Zeit viel zu ernst ist, — und stehen wir bis dahin noch auf festem Boden, giebt es noch regierende Deutsche Fürsten, so wolle sich dann Herr Müller mit einem Schreiben an Se. Hoheit den Herzog selbst wenden und um eine Unterstützung zum Behuf von Universitätsstudien einkommen. Bisher sind immer junge Talente unterstützt worden, warum sollte er, wenn er mittellos ist, es nicht auch werden? Dieses Schreiben sende er dem Herrn Kabinetstath Mosengeil (Sohn des Dichters). Legt er Proben seiner poetischen Leistungen bei, so bekomme ich diese wahrscheinlich zum Referat und



Ludwig Bechsteins Wohnhaus in Meiningen.

werde gewiß gerecht und wohlwollend verfahren. So wird die Form gewahrt und richtiger Weg eingeschlagen. Seine Zeugnisse füge er bei, und will er sich der Philologie zuwenden, so wird diese ihm jedenfalls Aussicht nach mehr als einer Seite hin eröffnen.

Man hat Sie nicht getäuscht, wenn man Ihnen sagte, daß ich in beglückender Häuslichkeit lebe. Mein kleines Lustkulum erblicken Sie oben von der Süd- und Westseite; — allein, wird nicht bald jeder halbweg Glückliche seufzen müssen: Ich war glücklich!? Die Familie wächst, das Einkommen verringert sich, — ich habe nie kaufmännisch rechnen gelernt — ich habe mich umgeben mit Gegenständen voll geistigen Reizes, Büchern, Sammlungen, als da sind: Autographen, Kupfermünzen, Holzschnitten, alten Kupferstichen, Pergamentmalereien,

ethnographischen und Kunstsachen, selbst Rüstungen, Stickerien, Chinoiserien und dergleichen; noch immer denke ich eines schönen Buches, das ich bei Ihnen in Paris sah und nie wieder, es enthielt Abdrücke alter Niellen in Silber- und Golddrucken, war es vielleicht Duchesne oder Ottley*), in einem Prachtexemplar, oder was war es für ein Werk? Damals verstand ich noch nichts von diesen Seltenheiten alter Kunst. Und nun — was sind jetzt alle diese Schätze werth? Fast nichts. Und wo sind Käufer? Nirgend.

Und da sehe ich — wie die Fürsten schon lange das Gespenst der Mediatisirung — das Gespenst der Verarmung aufsteigen und muß mir sagen, daß ich ein schlechter Rechner war.

Alles jüngst Begonnene und Unternommene hat der Sturm der Gegenwart verweht und zerrissen, und jede Aussicht auf Verdienst durch die Feder ist auf lange dahin. Der Zeitungsschreiberei aber mich in die Arme zu werfen, bin ich zu stolz. Ich habe eine früher begonnene Arbeit — die Biographie meines Onkels, des Naturforschers, — verbunden mit einer Geschichte der Forstakademie Dreißigacker, wieder hervorgesucht.**)

*) Duchesne, Essai sur les Nielles Gravures des orfèvres Florentins du 15^e Siècle. Paris 1826. — Ottley, An inquiry into the origin and early history of engraving upon copper and in wood. London 1816.

**) erschien zu Weiningen 1855: Dr. Joh. Matthäus Bechstein und die Forstakademie Dreißigacker. — Dieser würdige Mann weilte zu einer Zeit in Paris, da sich viele unangenehme Veränderungen für Deutschland befürchten ließen, und speziell für seine Herzogin der Verlust ihrer Souveränität. So schrieb er im Jahre 1806 nach Weiningen: „Ich möchte noch meinen kleinen Einfluß zum Besten unserer trefflichen Frau Herzogin und unseres liebenswürdigen Erbprinzen anbieten und frage daher an, ob ich nicht durch den Herrn Großkanzler La Cepede oder durch den Staatsrath Lavaux nachfolgende Vorstellung machen lassen kann, daß man von Herzoglich Weiningischer Seite gar gern, den öffentlichen Begünstigungen des Kaisers Napoleon gemäß, dem Staatenbund beitreten wolle, wenn, wie aus öffentlichen Nachrichten verlautet, der Thüringerwald die Fränkische Gränze bestimmen solle und er nicht wegen der Norddeutschen Constitution etwa eine Vereinigung unseres Hauses mit Churfürstlichen beschloßen habe. — Da es wahrscheinlich ist, daß Frankreich mit zu dem südlichen Deutschland und zum Staatenverbände gezogen wird, und Würzburg, das als Österreichisch demselben nicht beitreten wird, einen neuen Regenten bekommt, so ließe sich vielleicht mit 50—100 000 Rthlr. nicht allein die Souveränität erhalten, sondern auch außer der Ritterschaft noch ein Stück Land dazu erhandeln. Da Henneberg durch eine militärische Gränze und den Thüringerwald von Sachsen geschieden ist, so halte ich einen raschen Schritt hier für das räthlichste. Churfürstlichen kann uns, so viel ich die Sache kenne, jetzt nicht helfen, und mit demselben unterhandeln, hieß, wie jetzt die Sachen stehen, die Taube beim Habicht Schutz suchen. — Ich muß noch um Verzeihung bitten, daß ich mich in eine Sache mische, die mich eigentlich nichts angeht; allein ich glaube, einem jeden

auch ohne Lohn — Archivarbeiten, und blicke ich in die alten Aktenbände und Pergamente, so steht auf vielen, vielen Blättern der Spruch: Nichts Neues unter der Sonne; Alles schon dagewesen! Die Buchhändlerbriefe von 1806—10 lauten ebenfalls unisono, als wären sie vorige Woche geschrieben worden.

Leben Sie wohl in dem schönen Heidelberg, sofern es dort noch schön ist. Haben Sie kein Blättchen mehr von Ihrer Großmutter? Sie versprachen mir, wenn Sie einmal an das Ordnen Ihrer Papiere gelangten, mir Einiges zuzuwenden. Ich habe mit Mäßigung zwar, aber mit Konsequenz fortgesammelt und ganz Bedeutendes erlangt. Sehr lieb wären mir auch Französische Notabeln.

Stets mit treuanhänglicher alter Freundschaft!

Eine mit der angesehenen Leipziger Verlagsbuchhandlung von Georg Wigand angeknüpfte Verbindung sollte Bechstein zum Segen gereichen. Bereits 1839 hatte er sich an dieselbe gewandt wegen etwaiger Weiterführung des Chamisso-Gaudyschen Musenalmanachs. Schon längere Zeit trugen er und Dr. Ludwig Storch in Gotha sich mit der Idee, ein ähnliches Unternehmen ins Leben zu rufen und unter Zuziehung der beliebtesten Deutschen Lyriker, ohne Rücksicht auf sogenannte Schule und kleinliche Parteiung, die den inneren Kern der Deutschen Poesie wahrhaftig nicht fördern, nur mit Ausscheidung aller geschraubten Asterpoesie, eine neue Versammlungshalle Deutscher Dichter zu begründen. „Was meinen Sie dazu?“ hatte Bechstein an Wigand geschrieben. „Ausstattung einfach, edel, würdig. Ein Portrait vor jedem Jahrgang vor dem ersten Hoffmann von Fallersleben. Der Titel: Neuer Deutscher Musenalmanach, oder, um Antiquitäten zu beseitigen: Neuer Deutscher Liederhort, oder: Die Wunderblume, Ein Deutscher Liederhort für 1840. Alle Formen der lyrischen Poesie in freier Entfaltung. Das neue Jahrzehnt würde sich gut zu solchem Beginn eignen. Persönliche Bekanntschaft mit Uhland, Rückert, Schwab und vielen andern würde mächtig helfen. Es gälte eine Probe!“ — Der Plan blieb unausgeführt. Dagegen erschienen späterhin mancherlei Arbeiten Bechsteins bei Wigand, vor allem das oft aufgelegte, illustrierte „Deutsche Märchenbuch“ und „Deutsche Sagenbuch“, sowie die von mir bis auf die Gegenwart fortgesetzten „Bildnisse und Lebensabrisse berühmter Deutscher Männer“. Besonders durch diese drei Werke ist der Name Ludwig Bechstein in breiten

Menschen, in dessen Herzen ein warmer Tropfen Bluts für seine gute Herzogin schlägt, muß es vergönnt seyn, nach seinen Kräften ein großes drohendes Unheil abzuwehren zu helfen, so lange es noch Zeit ist.“

Schichten unseres Volkes ein vertrauter geworden; sie brachen sich bald Bahn, fanden Anklang und Teilnahme beim Publikum, vornehmlich bei der Jugend, und erfreuen sich noch jetzt fast unverminderter Gunst. Was die Märchen betrifft, so sind manche frischer und mit mehr Humor erzählt als bei den Gebrüdern Grimm. Die von Bechstein schon früher zu verschiedenen Zwecken angelegten Sammlungen von Märchen und Sagen unterstützten ihn sehr. Selbständig und sorgfältig in Darstellung und Anordnung, Auswahl und Sichtung, glücklich im Ton, verstand es Bechstein, Alles in konkreter Kürze zu erzählen, welche dennoch die Beigabe der Anmut zuließ. So schuf er rechte Haus- und Volksbücher. Nach Fertigstellung der Sagen, die jede andere Sammlung auch wegen der umfassenden Allgemeinheit übertreffen, durfte er wohl zu seinem Verleger äußern: „Das war ein schweres Stück Arbeit“; scherzhaft fügte er hinzu: „Tausendjaasagenarbeit!“ —

Mit gleicher Lust und Liebe förderte er eifrig den Deutschen Ehrentempel. Es war keine leichte Aufgabe, in engbegrenztem Rahmen Charakterbilder von geschichtlicher Wahrheit, gerechter Würdigung und sachgemäßer Rundung zu zeichnen, stets nur das Wesentliche, stets nur die Hauptzüge, womöglich auch etwas Neues oder doch minder Bekanntes, an Umfang gleich lang oder richtiger gleich kurz, nicht gelehrt, trocken, schwerfällig, sondern leicht, gefällig, frisch und lebenswarm. Bei jeder biographischen Skizze ein Portrait, damit der Anblick der Physiognomie des Mannes seinen geistigen Einfluß übe. Bechstein hatte ebenso große Freude am Auswählen der Persönlichkeiten, wobei er speziell Rücksicht nahm auf tüchtige Kernnaturen, die sich aus dem Volke empor gearbeitet und Berühmtheit erlangt hatten, als am Beschaffen der Bildnisse, wobei seine reichhaltigen Mappen ihm sehr zu Paß kamen. Das Ganze ist denn auch von einem Geist belebt und durchdrungen.

Neben seiner vielseitigen publizistischen Thätigkeit lag Ludwig Bechstein, dem das Bibliotheksamt freilich weit mehr Muße gewährte als einem Bibliothekar heutzutage, mit Fleiß den freiwillig übernommenen Pflichten als Direktor des schon 1832 von ihm begründeten Hembergschen alterthumsforschenden Vereins ob. Nach allen Windrosen streckte er seine Fühlfäden aus, um für diese Schöpfung Erwerbungen zu machen. „Können Sie Etwas erhalten, was Ihnen nicht selbst am Herzen liegt“, schrieb er einem Gönner, „so bin ich von Ihrer Güte für unsre Alterthumsammlungen überzeugt, ohne etwas vorschreiben zu wollen. In Münster mag noch viel stecken.“ Zahlreich sind seine in den Sitzungen gehaltenen Vorträge, von denen einer im Vereinsarchiv abgedruckt ist, nämlich eine Abhandlung über die Trompetengeige, ein altertümliches musikalisches Instrument. Ein begeisterter Verehrer der

Frau Musika, bemerkt Bechstein bereits in dem oben erwähnten Buche „Die Reisetage“: „Es ist doch etwas Herrliches um schöne Musik, sie ist eine Weltsprache, die man nicht zu sprechen braucht und doch versteht, die man nicht in artistischem Sinn zu verstehen braucht und doch tief in die Seele hinein fühlt. In der Musik ruht immer noch die Zauberkraft, die aus Orpheus' Leier tönte. Nächstens werde ich einen biographischen Roman schreiben, Fahrten eines Musikanten; dann wollen wir dieses Thema weiter variieren.“

Bechsteins im Archiv bewahrten Aufsätze beschäftigten sich vorzugsweise mit alten Münzen, Brakteaten, Sparpfennigen u. s. w. Hervorgehoben seien hier die „Andeutungen über den Holzschnyder Michael Wohlgemuth“, „Etwas über Steinmeßzeichen“, „Antiquarische Spaziergänge“ und „Zur Erinnerung an das vierte Jubelfest der Erfindung der Buchdruckerkunst“.

Von allgemeinstem Interesse aber ist seine in der Johannisfestloge 1850 zu Meiningen gehaltene, von Goethe ausgehende, gedankenreiche Rede „Das Flüchtige und das Beständige“.

Wie Bechstein das liebevollste Verständniß sowohl für die geistige Größe, als auch für die geniale Persönlichkeit des Dichtersfürsten in mehreren Novellen befundet hat, so offenbart ebenfalls diese Rede sein tiefes Eindringen in die Ideenwelt Goethes, dem er sich obendrein als Freimaurer brüderlich verbunden fühlte. Dieselbe verdient, nach dem in der Königl. Bibliothek zu Berlin befindlichen Original-Manuskript, der Vergessenheit entrißen zu werden, und lautet:

Der große Altmeister Goethe dichtete bei einer Logenfeier zu Weimar, am 3. September 1825, drei Lieder, unter ihnen den wunderschönen Zwischengesang:

Laßt fahren hin das allzu Flüchtige!

Dieser Gesang ist durch viele Bauhütten unseres Bundes geklungen und hat gewiß manches schöne Gefühl geweckt, manches Nachdenken angeregt.

Ich vernahm ihn in dem Bruderkreise, in welchem er zuerst erklang, in den Hallen, für die er bestimmt war: am Tage der Erinnerungsfier, welche die Loge Amalie der hundertjährigen Wiederkehr des Geburtstages ihres unsterblichen Meisters vom Stuhl, Goethe, in erhebender Weise weihte.

Es fiel mit diesem Liede ein neuer Strahl in mein Maurerleben, und ich ließ diesen Strahl nicht wieder aus meiner Seele. Er erschien mir wie ein Friedensbogen nach dem Zeitgewitter, das vorübergebraust war und noch mit schwarzen Wolken am Horizonte hing.

Caederß, Was ich am Wege fand.

Um so glänzender, farbenreicher leuchtete jener himmlische Bogen.

Laßt fahren hin das allzu Flüchtige!
Ihr sucht bei ihm vergebens Rath;
In dem Vergangnen lebt das Tüchtige,
Berewigt sich in schöner That.

Wie der Physiker mit Hülfsmitteln der optischen Wissenschaft den Farbenstrahl des Prisma zu zerlegen vermag und sich das reine Licht gewinnt, so wage ich mit der Seherkunst des Geistes jenes schöne Lied — nicht zu zergliedern und durch Urtheil seinen Farbenglanz abzuschwächen, sondern dem geistigen Ohre die harmoniereichen Farbentöne desselben einzeln erklingen zu lassen.

Laßt fahren hin das allzu Flüchtige!

Was ist das allzu Flüchtige? Ach, es ist all das irdische Thun und Treiben, das uns in unsichtbaren Banden gefesselt hält, dem wir uns nimmer ent schlagen können außer in Stunden höherer Weihe, es ist unser Wünschen, Hoffen und Sehnen, unser Mühen und Arbeiten, unser Dichten und Trachten, unser Ringen und Streben. Wie selten, daß wir in ihm ein Genügen finden, wie selten, daß wir einem uns beglückenden Moment zuzurufen mögen: „Berweile doch, du bist so schön!“

Wohl „suchen wir vergebens Rath“ beim Ringen und rastlosen Treiben des Alltagslebens. Das Gefühl treuer Pflichterfüllung giebt uns Beruhigung. Rath, wie unser höheres, geistiges Sein sich gestalten solle, giebt es uns nicht.

Die lebensvolle Hingabe an die, unsere Gegenwart bewegenden Zeitinteressen, giebt sie uns Rath, wenn wir ihn bei derselben suchen? O nein, sie regt auf, sie verwirrt, sie wechselt und macht uns selbst wanken und schwanken, es ist nichts Dauerbares an ihr, sie gehört selbst dem allzu Flüchtigen an.

Was ist Rath? Innerer Friede, das und nichts anderes ist es, was hier der Dichter meinen konnte, nicht die Entscheidung über eine Zweifelfrage.

Aber auch der Blick in die Zukunft giebt uns selten, ja er giebt uns kaum den inneren Frieden. Ich meine den Blick in unsere irdische Zukunft. Wer unter uns kann sagen: so und nicht anders wird und soll mein Leben sich in der Folge gestalten? Alle sind wir den Wechselfällen des Lebens unterworfen, das uns im ewig schwankenden Rachen auf ruhelosen Wellen schaukelt.

Wir haben stets mehr zu fürchten als zu hoffen, wenn wir den Blick nach unseren künftigen Tagen, so viel deren uns noch vergönnt sind, hinlenken.

Und die Gegenwart? Ist sie so blüthenreich und schön, giebt sie uns eine Bürgschaft des Glücks auch nur für eine Spanne Leben? — Nein, sie gleitet rasch dahin, und wie im Strome Welle auf Welle, so folgt ein Tag dem anderen Tage, und der einzige Rath, den sie uns geben kann, ist jener eines Römischen Dichters: *Carpe diem!* Fasse den Tag!

Aber die Vergangenheit?

In dem Vergangnen lebt das Tüchtige,
Verewigt sich in schöner That.

Die Vergangenheit ist es, die uns Bilder hoher und edler Thaten zeigt, wenn die Gegenwart uns verwirrt, wenn die Fernsicht in die Zukunft sich trübt und verschleiert.

Viele dieser Bilder und Thaten könnte ich zeigen und nennen, ich will mich auf eines nur, auf eine beschränken.

Unsere Loge — ist sie nicht ein in schöner That vereinigtcs Tüchtige, ein wohlbegründeter Bau des Vergangenen? Würden wir auch mit dem besten Willen im Stande sein, jetzt, in unserer nur allzuflüchtigen Gegenwart, einen solchen Bau zu begründen?

Nein, wir würden es nicht, denn ungünstig ist unsere Zeit im Allgemeinen dem Maurerthum; abgelenkt hat seinem stillen tiefen Ernst, seinen reinen Freuden, seinen bedeutfamen Formen eine Zeitperiode, die zwar ernst ist, aber ohne Tiefe, die zwar noch Liebe und Haß lehrt, aber das Gemüthsleben verspottet, und die allen Formen Kampf bietet.

Wir dürfen, können uns nicht verhehlen, daß es in den letzten Jahren anders geworden auch in unserem Bruderkreise, aber nicht besser, nicht schöner.

Die schöne That der Liebe, in der sich das Vergangene verewigt, sie ist uns, hoffentlich nicht auf immer, verloren gegangen. Nicht auf immer verloren, denn das Samenkorn der schönen That wuchert fort durch immer neue Keime, neue Anregungen.

Und so gewinnt sich das Lebendige
Durch Folg' aus Folge neue Kraft,
Denn die Gesinnung, die beständige,
Sie macht allein den Menschen dauerhaft.

Das Lebendige, das ist eben die That, die Liebesthat, die Maurerthat, die weiterwirkt durch Folg' aus Folge und sich „neue Kraft gewinnt“.

Wir würden nicht hier um unseren Altar gereiht sein, wir würden nicht aus dem Munde unseres Meisters vom Stuhl Worte der Liebe

und Weisheit vernehmen, wenn nicht die Väter diesen Bund begründet, nicht ihre Liebe in schöner That verewigt hätten.

Alles Gute, was wir im Stillen wirken, jede Wohlthat, die wir spenden, empfangen und empfinden, jede Nührung, die uns sanft bewegt, jeder Blick vom Herzen zum Herzen, jeder brüderliche Händedruck — was ist es denn? Folge aus Folge, die in neuer Kraft lebendig wird, die uns lehrt, es den Vätern gleich zu thun, auch unser Sein in schöner That zu verewigen, damit auch auf uns die Augen der nach uns Kommenden, als an einem Vergangenen, in welchem Tüchtiges gelebt, mit Liebe weilen, sich auch an uns erfreuen, erstarren.

Das wird die „Gefinnung, die beständige“ sein, die den Menschen, die uns dauerhaft macht, dauerhaft im Vorüberrollen und Vorüberstürmen des allzu Flüchtigen in Zeit und Gegenwart.

Die jüngste, so sehr bewegte Zeit erhob das Wort „Gefinnung“ zu einem Feldgeschrei, zum Stichwort im politischen Drama, zum Parteibanner, es wurde damit gespielt, wie ein Gaukler mit hohlen klingenden Kugeln Künste macht. Man sprach und schrieb so viel von Gefinnung und Gefinnungstüchtigkeit, die in sogenannter politischer Durchbildung wurzeln sollte, ohne welche auf Erden kein Heil zu finden, daß es schien, als sollten mit einem Male Glaube, Religion, Redlichkeit, Milde, Barmherzigkeit, Liebe, Treue und was sonst die Herzen der Menschen beglückt und erhoben, gar nichts mehr sein, gelten und bedeuten und nur die Gefinnung den Inbegriff aller Tugend, aller Sittlichkeit, aller Vaterlandsliebe vorstellen.

Nun, diese Gefinnung, von der schon Niemand mehr redet, in aller Geltung, — die „beständige“, von welcher Goethe spricht, die den Menschen „dauerhaft“ macht, war es nicht, denn wir haben leider gar zu Viele, die sich selbst und die Andern für außerordentlich „gefinnungstüchtig“ hielten, sich dem allzu Flüchtigen gesellen, wanken und schwanken, Farben spielen und Farben wechseln gesehen, wir haben Schauspiele mit einem zahlreichen Personal aufführen sehen, und — die Woge der Zeit hat sie hinweggespült.

Die Gefinnung, die beständige, welche unser Dichter meint, ist nicht die Aufregung, nicht der Parteikampf, nicht die Leidenschaft, nicht die Absicht, mit stürmischer oder bewaffneter Hand in die Lenkung des Staatsruders einzugreifen, sie ist einfach — die Treue.

Festhalten am einmal für wahr und recht Erkannten, Feststehen zu dem, was wir verehrten und mit Liebe auffaßten, ausdauernd auch in trüben und stürmischen Tagen, sich nicht fortreißen lassen von der Strömung des nur allzu Flüchtigen, das ist das Rechte und Echte, das Klare und Wahre, das Lebendige und das Beständige.

So löst sich jene große Frage
Nach unserm zweiten Vaterland,
Denn das Beständige der ird'schen Tage
Verbürgt uns ewigen Bestand.

Wohl Allen, die über den oft nur für groß gehaltenen Fragen der Gegenwart und über den wirklich großen um die Gestaltung unseres irdischen, ersten Vaterlandes nicht ganz die höhere große Frage nach „unserm zweiten Vaterland“ vergessen!

Dieses zweite Vaterland, der ewige Osten, liegt unserem Blick gänzlich verschleiert. — Viele giebt es, die es ganz hinwegläugnen, diese werfen die erwähnte große Frage gar nicht auf. Andere forschen und grübeln allzu ängstlich darnach, — diese quält die Frage, und das sollte nicht sein, denn der allmächtige Baumeister aller Welten schuf uns nicht, daß wir uns selbst quälen sollen.

Eine sichere Bürgschaft mag jeden Gläubiger beruhigen; und siehe, unser Dichter nennt uns diese Bürgschaft für eine Fortdauer, für ein ewiges Leben.

Denn das Beständige der ird'schen Tage
Verbürgt uns ewigen Bestand.

Wenn wir Treue halten und bewahren, wird und kann ihr Lohn nicht ausbleiben, in ihr liegt eine Bürgschaft ewigen Bestandes. — Wie herrlich stimmt mit diesem Wort unseres Dichters, den so Viele einen Heiden nennen, und dessen große Seele doch reines Menschenthum, wahres Christenthum und echtes Maurerthum erfüllten, jenes Wort, jene Offenbarungsstimme des Schülers und Lieblingsjüngers des Meisters aller Meister: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich Dir die Krone des Lebens geben!“

Getreu bis in den Tod — das ist das Beständige der irdischen Tage! Die Krone des Lebens — sie ist der ewige Bestand, für den die Treue sichere Bürgschaft leistet. Die Krone des unsterblichen Lebens! Das ist der reine, durch nichts getrübe Strahl, der dort die Brust des Sehers auf Patmos erfüllte, der aus Weimars, Deutschlands größtem Dichterstern flammte, auch über uns seine äthersche Helle niederströmt.

So wollen wir hinfahren lassen das allzu Flüchtige, an der Vergangenheit lebendiger That uns Beispiel nehmen, selbst junge Saat des Guten in die Furche der Gegenwart säen, daß sie durch Folg' aus Folge neue Kraft gewinne, und von allen Gesinnungen die uns aneignen, die uns dauerhaft macht, stärkt und stählt, die uns erhebt und zum Lichte trägt.

„Dauert nur aus und spart euch auf für bessere Zeiten!“ ruft ein Römischer Dichter; wir können ihm freudig mit unserem Deutschen Dichter Goethe antworten:

Wir wollen halten und dauern,
Fest aushalten und fest der schönen Güter Besizthum.
Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehrt das Übel und breitet es weiter und weiter.
Aber wer fest auf dem Sinn beharrt, der bildet die Welt sich.

Und nicht nur die Welt der Gegenwart, auch die Welt der Zukunft bildet sich ein fester, ausdauernder, treuer Sinn, eine beständige Gesinnung, die zum Grundpfeiler des ewigen Bestandes wird.

So habe ich mir des großen Meisters deutungsreiches Lied gedacht, so habe ich mir den leuchtenden Siebenfarbigen unsterblicher Poesie zerlegt in seine einzelnen Lichtstrahlen und hoffe, mich dennoch an ihm als an einem schönen Ganzen dauernd erfreuen zu können, als an einem Tüchtigen, das ebenfalls zu schöner That verewigt in dem Vergangenen lebendig ist und lebendig bleibt.

Dies gilt auch von Ludwig Bechsteins besten Leistungen. Als Wernhagen von Ense im Sommer und Herbst 1851 Thüringen besuchte, sandte er ihm einen Gruß und Glückwunsch aus dem Bade Liebenstein. „Der Gedanke, daß bedeutende Männer, die wir nicht von Person kennen, uns wohlwollend und freundlich gesinnt sind“, heißt es in dem Dankbillet, „hat so sehr viel Wohlthuendes und Aufmunterndes, indem er das beruhigende Bewußtsein giebt, doch nicht ganz umsonst gelebt und gestrebt zu haben. So tritt ein aus der Ferne still Verehrter uns plötzlich nahe und bietet uns die Hand, und wir grüßen ihn mit freudiger Aufwallung des Herzens. Wären Sie doch persönlich zu mir gekommen, statt nur geistig! Ich würde Sie hocherfreut willkommen heißen haben, zumal nur selten ein günstiger Zufall Männer Ihres Geistes und Rufes in die Stille unserer kleinen Residenz führt und auch diese immer rasch vorüber.“

So schrieb Bechstein kurz vorm fünfzigsten Wiegenfeste; und jetzt begeht Deutschland am 24. November 1901 die Wiederkehr seines hundertsten Geburtstages, treulich seiner gedenkend, des formgewandten Dichters, des trefflichen Novellisten und Erzählers auf dem Boden der Geschichte und Sage, wie auch aus dem modernen Leben. Daß der fleißige Sammler, dessen Märchenbücher die Herzen der Kinder gewonnen, noch besonders als Mensch unserer Liebe und Teilnahme würdig ist, beweisen hoffentlich die hier zum erstenmal gemachten Mitteilungen aus seinem eigenen Leben.

Heinrich Kruse.

Ein Wort zu seinem achtzigsten Geburtstage.

Wer die diesjährige internationale Kunstausstellung in Berlin besuchte, wird gleich rechts beim Eingang in die Skulpturabteilung eine Marmorbüste von dem Bildhauer Professor Calandrelli bemerkt und wohl auch genauer betrachtet haben: der ausdrucksvolle Kopf, an einen alten Römischen Kaiser erinnernd, ist der Heinrich Kruses, des Deutschen Dichters und Dramatikers.

„Ah, der Verfasser der ‚Gräfin‘?“ fragte meine liebenswürdige Begleiterin, eine niedersächsische Gutsbesitzerin, Freifrau v. D.

„Und vieler anderer Tragödien““, sagte ich beistimmend, „„auch heitler Fastnachtsspiele, herzerfrischender Seegegeschichten, nebenbei hervorragender Publizist, langjähriger Leiter der Kölnischen Zeitung —““

„Run“, sagte lächelnd meine Nachbarin und blickte wieder sinnend auf das Meisterwerk, „man sieht es dem gewaltigen, eigentümlich geformten Schädel mit den ausgeprägten charakteristischen Zügen wohl an, daß ein großer Geist darin wohnen muß. Also so sieht Kruse aus! Vor Jahren war ich in einer Vorstellung seiner ‚Gräfin‘, die einen bedeutenden Eindruck auf mich machte. Noch ist der Anfang mir im Gedächtnis, so frappierte er mich. ‚Vergiß ihn!‘ spricht Almuth, und Gela darauf: ‚Gern; doch sage mir auch wie?‘ Nicht wahr? das ist schön, das führt unmittelbar ein in die Situation! — Ich schäme mich, nichts weiter von Kruse zu kennen, und würde mich freuen, möchten Sie heute Abend mich ein wenig belehren.“

Wir schlenderten weiter von Saal zu Saal, tauschten unsere Meinungen über manche Gemälde aus und bedauerten, daß auch auf dem Gebiete der Kunst das realistisch Sinnliche und mystisch Überfinnliche, wie in der Literatur, immer mehr um sich greift.

„„Einen gesunden Realismus lob’ ich mir,““ sprach ich beim Verlassen der Halle, auf Kruses Büste weisend, „„wie der da ihn in seinen klassischen Stücken und köstlichen Seegegeschichten offenbart!““

„Vor allem Ihr alter prächtiger Friß Reuter!“ unterbrach mich die Baronin. „Doch, Kruse sei jetzt unsere Lösung! — Ist dies nicht ein lauschiges Plätzchen im Freien, an der springenden Fontäne, fern von der geräuschvollen Musik und promenierenden Menge auf der

anderen Seite des Bassins? Hier lassen wir uns für ein Plauderstündchen nieder!"

Gesagt, gethan. Es war ein milder Sommerabend, der Kunstausstellungspark nicht überfüllt wie sonst; die Berliner Gewerbeausstellung galt ja als Hauptmagnet für Einheimische und Fremde. Das elektrische Licht übergießte das Grün der Bäume mit magischem Glanze, gedämpft klangen die Töne der Militärkapelle über das Wasser zu uns, ab und an fauchte auf der nahen Stadtbahn ein Eisenbahnzug vorüber: — Poesie und Prosa, Idyll und Weltverkehr dicht beisammen.

Nach eingenommenem Imbiß begann meine wissensdürftige Gefährtin: „Erschien die ‚Gräfin‘ nicht anonym vor etwa drei Dezennien?"

„„Jawohl, 1868, man riet auf Beaulieu und Gustav Freytag; als Autor entpuppte sich Heinrich Kruse, der bisher noch nicht als Dichter sich bekannt gemacht hatte, nun aber die Maske fallen ließ nach der seinem Erstlingswerke zu Teil gewordenen hohen Auszeichnung.““

„Welcher Auszeichnung?"

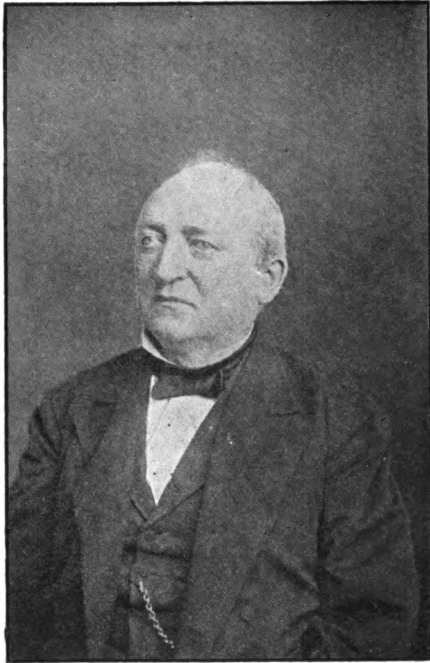
„„Der großen goldenen Medaille für Wissenschaft und Kunst. Kruse und sein Freund Geibel stritten damals, ohne es zu ahnen, um die Palme, d. h. um den Schillerpreis. ‚Gräfin‘ und ‚Sophonisbe‘ wurden von der Kommission für gleichwertig erachtet; so fand man den Ausweg, daß Geibel das Geld und die übliche Denkmünze erhielt, Kruse aber auf Antrag des Kultusministers bei Sr. Majestät dem König die große Medaille.““

„Das wunderbare Stück aus der Vergangenheit Ostfrieslands“, versetzte die lebhaft interessierte Dame, „mit dem grandiosen Frauencharakter der Gräfin Theda, scheint leider von den weltbedeutenden Brettern verschwunden zu sein.“

„„Ja und nein; neuerdings ist es gerade in Ostfriesischen Städten wieder mit lautem Beifall gegeben worden. In Norden hat das Drama dermaßen auf die Zuschauer gewirkt, daß sie den Theaterdirektor ersuchten, dem Dichter im Namen Ostfrieslands ihren warmen Dank auszusprechen. Das muß Kruse erfreut haben, denn wenigstens über einen Punkt, ob es ihm gelungen, Land und Leute richtig zu schildern, sind die Ostfriesen selbst die besten Richter.““

„Bravo!“ rief die Baronin, „ich als Hannoveranerin, Nachbarin der Ostfriesen, schließe mich ihnen an aus voller Überzeugung.“

„„Und ich als Lübecker, meine gnädige Frau, urteile ähnlich über eine andere Tragödie desselben Verfassers, die, aus der alten Lübeckischen Geschichte, den Bürgermeister Wullenweber zum Helden hat. Gutzkow behandelte den gleichen Stoff, sollte aber neidlos der naturwüchsigten Sprache, den wohlgeformten Versen, dem Reichtum der bald naiven,



Der ächte Kenner ist ein
seltner Gast,
So selten wie der wahre
Künstler fast.

Heinrich Heine.

bald großartigen Einzelzüge bei Kruse uneingeschränkte Bewunderung; freilich erachtete er das Stück für nicht bühnengerecht, was Kruse sich gesagt sein ließ; er nahm eine Umarbeitung vor, die in dritter Auflage erschien.““

„Höre ich recht?“ forschte meine Literaturfreundin. „Ein Drama dreimal gedruckt?!“

„Nun, die ‚Gräfin‘ hat sogar schon vier Auflagen erlebt. Um jedoch auf Wullenweber zurückzukommen, so gelangte derselbe gelegentlich der 750jährigen Jubelfeier meiner Vaterstadt Lübeck durch die Primaner in der Aula des Katharineums zur Darstellung mit mächtigem, nachhaltigem Eindruck. Sentenzen und Schlagworte aus dem die Lübeckische Jugend begeisternden Werke waren noch lange in Aller Munde.““

„Solche ungekünstelte, nicht gemachte, durchaus echte Teilnahme“, meinte die Baronin, „sollte doch weitere Kreise ziehen und die Bühnenvorstände zur Aufführung veranlassen.“

„Die wollen meistens mit Bitten bestürmt werden“, bemerkte ich, „was einem Manne wie Kruse widersteht, welcher seine Stücke nie den Direktionen einreichte, die bemühen sich um einen Autor nur dann, wenn selbiger eine Tagesgröße ist und bei tausenden Thalern Lantime ihnen ebensoviel und noch mehr zu verdienen giebt, just wie die Verleger ‚gangbaren‘ Schriftstellern, aber nur solchen, gegenüber. Auch kommt die Vorliebe des Publikums für das Lustspiel hinzu. Hier hat Kruse allerdings glänzende Erfolge seit kurzem zu verzeichnen —““

„Wie, er schrieb auch Lustspiele?“

„Gewiß, außer fünfzehn Tragödien ein Bändchen Fastnachtsspiele in der Manier des Hans Sachs und sieben kleine Dramen heitern, historischen Genres, welche Perlen des Humors enthalten, unter ihnen ‚Standhafte Liebe‘, ein entzückendes Kokotobild, das auf mehr als dreißig Bühnen mit lebhaftem Applaus gegeben worden ist; auch ‚Christine‘ und ‚Die Frauen von Helgoland‘ fanden Beifall.““

„Das freut mich um des Verfassers und des Deutschen Publikums willen. Mir“, seufzte die Gutsherrin, „wird wohl kaum das Glück, eins oder das andere jener gepriesenen Lustspiele zu sehen, da ich ja nur selten meinen ländlichen Besitz verlassen kann; doch lesen werde ich dieselben und natürlich auch die Trauerspiele — freilich fünfzehn?! wie Sie sagen —“

„Beginnen Sie, bitte“, ermutigte ich, „mit den heimischen, vaterländischen, wie ‚Raven Barnekow‘, ‚Wißlaw von Rügen‘ und ‚Der Verbannte‘! Die langen Winterabende lassen sich gar nicht besser und angenehmer verkürzen als durch Lektüre solcher Stücke, in denen Shakespearescher Geist weht. Vielleicht greifen Sie dann nach

und nach zu ‚König Erich‘, ‚Moriz von Sachsen‘, ‚Brutus‘, ‚Marino Faliero‘, ‚Mädchen von Byzanz‘, ‚Rosamunde‘ (die sogar ins Russische überetzt wurde), ‚Alexei‘, ‚Arabella Stuart‘, ‚Hans Waldmann‘ und ‚Nero‘, an des Dichters achtzigstem Geburtstag veröffentlicht —““

„Wie?“ fragte Frau v. D. erstaunt. „Kruse ist schon so hochbetagt? Das sah ich seiner Büste doch nicht an.“

„Ja, verehrteste Freundin, er besitzt das Geheimnis der ewigen Jugend. Am 15. Dezember 1815 zu Stralsund geboren, ein Pommer von echtem Schrot und Korn, wird unser Poet jetzt achtzig Jahre alt und ist dabei körperlich wie geistig frisch. Seine Muse erhält ihn jung oder besser, hat ihn wieder verjüngt. Da Sie sich augenscheinlich sehr für Kruse interessieren, so darf ich wohl etwas weiter ausholen. Ursprünglich Philologe, Studienfreund von Ernst Curtius und Emanuel Geibel, durch Bunfen als Erzieher der Söhne des Lords Ashley (Earl of Shaftesbury) nach London berufen, Gymnasiallehrer in Minden und 1848 als Nachfolger von Gervinus Redakteur der Deutschen Zeitung in Frankfurt am Main, brachte er neues Leben und die Kraft felsenefer Überzeugung in das Blatt. Im Dahlmannschen Hause ward er gern gesehen. Seine vollendete klassische Bildung fand in Dahlmanns alten philologischen Neigungen einen starken Wiederhall, der auf Englischem Boden gereifte Blick des jüngeren Mannes schloß sich vortrefflich an Dahlmanns Anschauungen, sie besaßen nicht allein die Grundsätze, wie Anton Springer betont, sondern auch die zähe Ausdauer in ihrer Verteidigung gemeinsam. Auch Frau Luise Dahlmann freute sich über seine prächtig geschriebenen Leitartikel —““

„Ich ebenfalls“, fiel meine Nachbarin mir in die Rede, „wenn ich auch nicht die in der Deutschen Zeitung kenne, so hat doch mein seliger Mann die Kölnische Jahrzehntelang mit Zustimmung gelesen, mir auch oft vorgelesen; und ich weiß noch, wie wir uns über den klassischen Geist, der sich darin kundgab, freuten, speziell über die hochgesinnten patriotischen Leitartikel zur Zeit des Deutsch-Französischen Krieges.“

„Ja, damals hat die Kölnische Zeitung gerade durch ihre Leitartikel segensreich für die Deutsche Sache gewirkt““, fuhr ich fort.

„Fürst Bismarck soll geäußert haben: ‚Kruse ist wieder einmal zum Küssen; er sieht für uns, wie ein ganzes Armeekorps!‘ — Doch genug, unser Thema wird allzu politisch! — Kruse zog sich nach mehr denn fünfunddreißigjähriger aufreibender redaktioneller Thätigkeit ins Privatleben zurück, nach dem stillen Bückeberg, wo er eine stattliche, in einem großen Garten gelegene Villa bewohnt und mit seiner Gattin edle Gastfreundschaft übt. Freilich, eine Zeitlang waren hier die Vorhänge her-

untergelassen, stand das Haus leer; das viele Schreiben und Lesen in einem langen, arbeitsvollen Leben hatte Kruses Augen derartig geschwächt, daß gänzliche Erblindung drohte. Eine 1890 in Göttingen vorgenommene Operation schenkte ihm, Gottlob! das himmlische Licht wieder, er kehrte zurück zu seinen geliebten Büchern und Manuskripten, sehend, um fortan mit frischer Kraft sich seiner Muse zu weihen.““

„Wie warm, wie begeistert Sie sprechen, lieber Doktor“, sagte die Baronin und drückte mir dankbar die Hand.

„Ich bin auch sein wahrer Freund““, versetzte ich herzlich,
„erinnere mich noch, als wir auf Spiekeroog zusammen in den Dünen



Heinrich Kruses Haus in Bückeburg.

schlenderten und das unermessliche Meer vor uns sahen, daß mein Heinrich Kruse jauchzte bei dem lang entbehrten Anblick und Thalatta' rief, wie Xenophon einst und seine Griechen, und daß er Abends sich nicht satt sehen konnte an dem Sternenzelt. Auf Spiekeroog und andern Friesischen Inseln schuf er seine ‚Seegesichten‘; ihnen gegenüber verstummen seine Widersacher, hier stimmen alle überein: das ist echt, so leben, streben, erwerben und sterben die Schiffer und Fischer auf den Wellen und in den Watten, am Strand, im Hafen, auf hoher See, in Hütte und Kajüte, so ist ihre derbe, gemütliche Redeweise, ihr urwüchsiger Humor —““

„Und nichts davon kenne ich bisher! Allein ich werde es nachholen“, erklärte meine Tischnachbarin, „und gewiß eine Verehrerin von Kruses sämtlichen Werken.“

„Das wird den alten Geheimrat beglücken!““

„Wen?“

„Nun, Heinrich Kruse, der zum achtzigsten Geburtstage Geheimer Regierungsrat, Ehrenbürger von Stralsund wurde, auch sonst Auszeichnungen und Überraschungen erhielt, z. B. Max Bruchs Kompositionen seiner, Kruses Lieder, unter denen das Venetianische Ständchen in Deutschland und England sehr populär ist, aus ‚Marino Faliero‘:

Wenn dich die Sorgen des Lebens bedrücken,
Steig' in die Gondel, das Liebchen am Arm.
Achte nicht auf die Paläste und Brücken,
Acht' auf die Schöne und halte sie warm.

Wellen und Winde, ihr spüret sie kaum.
Eng ist, doch traulich, der dunkle Raum,
Den nur die Sonne der Liebe bescheint,
Und wo man Thränen vor Wonne nur weint.

„Wie zart und schön und wahr!“ rief Frau v. D. „Also unser alter junger Geheimrat — auf sein Wohl!“

„Zum achtzigsten Wiegenfeste dem Nestor der Deutschen Poesie!“
Hell klangen unsere Gläser aneinander. Die Musik spielte ein durch die klare Abendluft lustig zu uns herüberhallendes Potpourri und zum Schluß gerade die Preussische Nationalhymne, in welche ich, mit etwas abweichendem Text, leise einstimmte:

„Heil, Kruse, Dir!“

* * *

Noch heute, nach weiterem Verlauf eines Lusttrums, ist der von Kaiser Wilhelm II. kürzlich mit einem hohen Orden geschmückte Greis in ungeschwächter Friihe auf dem dramatischen Gebiete thätig: davon zeugt die ergreifende Tragödie „König Heinrich der Siebente“, gewissermaßen eine Ergänzung zu den Shakespeareschen König Heinrich-Dramen.

Doch nicht nur in längst vergangene Zeiten und Zustände weiß der Dichter uns zu führen; er folgt auch mit warmer Teilnahme allen bemerkenswerten Ereignissen der Gegenwart. So hat der die ganze gebildete Welt in Aufregung versetzende, ungleiche Kampf Großbritanniens gegen Transvaal ihn zu einem Schauspiel begeistert, worin er, der sonst für England Eingenommene, volle Sympathie entgegenbringt dem Deutschen Bruderstamme der tapferen, freien Buren.

Johann Meher.

Ein Wort zu seinem siebenzigsten Geburtstage.

Johann Peter Hebel und Johann Meyer — diese zwei Namen sind unzertrennlich für mich, und das hat seinen guten Grund. Als ich, beiläufig vor fünfundzwanzig Jahren, zu Besuch im lieben Schwabenlande, dort in den „Allemannischen Gedichten“ echte Perlen einer naiven, gemütvollen und humoristischen Volkspoesie kennen lernte, schien mir, dem Hanseaten, die Schwarzwälder-Rheinische Mundart beim Lesen fast von selbst in die niedersächsische umzuschmelzen. Da erfuhr ich, daß in Kiel schon Einer nicht nur dasselbe gefühlt, sondern auch zur Wahrheit gemacht hatte: Johann Meyer. Bald lag dessen „Plattdeutscher Hebel“ in meinen Händen und bereitete ungeahnten Genuß; wiederholt las und verglich ich, erstaunte dann jedesmal, wie das süd- und norddeutsche Idiom in volkstümlicher Tonart und Ausdrucksweise miteinander wetteiferte, und glaube noch heute: gäbe es einen Gebildeten, der nichts von Hebels „Allemannischen Gedichten“ wüßte, und er bekäme nun dieselben zugleich mit den plattdeutschen zur Lektüre, er könnte schwer entscheiden, was Original, was Übersetzung.

Das macht die Seelen- und Wahlverwandtschaft beider Dichter: ihr tiefes, inniges Gemüt, ihr kindlich heiteres Empfinden, ihr Vertrautsein mit Land und Leuten, Natur, Sitten und Leben im geliebten Heimatgau, die völlige Beherrschung und leichte Behandlung ihrer Muttersprache.

Was Wunder, wenn der Wunsch geweckt wurde, mit dem Holsteinischen Hebel in Verbindung zu treten! Derselbe verschmähte nicht die ungeschminkte Huldigung eines Musensohnes, welcher mit hoher Achtung hinauffah zu ihm als Meister in Apoll, wie als Menschen.

Denn durch Kampf und Arbeit, aus eigener Kraft und Tüchtigkeit das erstrebte Ziel zu erreichen, war Johann Meyer beschieden. Am 5. Januar 1829 in Wilster geboren, nach der Einsegnung zuerst Müller, später Zimmerer, brachte der zweiundzwanzigjährige Jüngling, von Wissensdurst getrieben, es zuwege, daß er im Meldorfer Gymnasium aufgenommen wurde, im Fluge die oberen Klassen durchmachte und Michaelis 1854, nach gut bestandener Abiturientenprüfung, die Universität Kiel zum Studium der Gottesgelahrtheit beziehen konnte. Er

hat auch einmal zur Erbauung der Gemeinde gepredigt, aber darnach den Lehrerberuf erwählt, bis er 1859 die Leitung der „Fzehoer Nachrichten“ übernahm. Seine große Nächsten- und rührende Kinderliebe ließ ihn im Jahre 1862 eine bald zu höchstem Ansehen gelangte, vom Staat gern unterstützte Idiotenanstalt zu Kiel begründen, an deren Spitze er noch gegenwärtig steht, von den zahlreichen Pflinglingen wie ein Vater verehrt und geliebt, in weiten Kreisen bei Vornehm und Gering allgemein geschätzt.

Ein solcher Lebenslauf erfüllt uns unwillkürlich mit Respekt vor dem Manne, vor dem selfmade man. Und nun ist dieser obendrein noch ein Poet von Gottes Gnaden, der das alte Wort „Holsatia non cantat“ wieder einmal gründlich und glänzend Lügen straft.

Viele Tausende haben seine zwei stattlichen und starken Bände „Hochdeutsche Gedichte“ und „Plattdeutsche Gedichte“ in stillen Stunden erquickt. Davon zeugen drei Auflagen. Ja, nicht blos im schlichten, traulichen, gemüthlichen Dialekt seiner Dithmarscher Gegend, auch in der vornehmen, kunstvolleren hochdeutschen Sprache hat Johann Meyer lyrische und epische Poesien geleistet, keineswegs minderwertige, sowohl einfache, innige, sehr sangbare, daher oft in Musik gesetzte Lieder, wie prächtige Romanzen und dramatisch bewegte Balladen, deren beste — gut sind sie samt und sonders — die ergreifende Geschichte: „Cras! cras! ruft der Rabe.“ Auch in den reizenden Sinnsprüchen „Kleinigkeiten“ bewährt er sich als trefflicher hochdeutscher Reimschmied; und wie rein, sicher und gewandt er die hochdeutsche Prosa handhabt, beweisen seine dem Verständnis und Seelenleben der Jugend meisterhaft angepassten „Märchen“, würdig des berühmten Hans Christian Andersen. Ihm, seinem großen Vorbilde, widmete er zum siebenzigsten Geburtsfeste, 2. April 1875, ein gar sinniges Märchen, betitelt „Der gute alte Dichter“. Dieser selbst fand die Idee sehr hübsch: „Der Schluß des Ganzen, wo mich Ole-Luf-Die im Traume zurückblicken läßt auf mein bis dahin entschwundenes Leben, rührte mich zu Thränen. Hätten Sie mich, den alten und so kränklichen Mann, sitzen sehen, wie ich da saß, schluchzend, weinend und Gott dankend, so würden Sie darin gewiß Ihren freudigsten Dank gefunden haben.“

Aber wie es dem Rheinländischen Hausfreund mit seinen an und für sich köstlichen hochdeutschen Arbeiten erging, die überstrahlt wurden von den „Allemannischen Gedichten“, ähnlich wird, meines Bedünkens, Johann Meyer mehr und mehr volkstümlich durch seine Dialektdichtung, eben als Holsteiniſcher, als plattdeutscher Hebel.

Mit Recht erklärte Fritz Reuter, daß es selten Schriften gegeben, die ein so treuer Spiegel des Verfassers seien, wie Johann Meyers



Umpf Modarpprecht, so fenne in hont,
So klar, als berbe in blüwa Jabau,
No furdlich, so ay die in die,
Da fult wir firt, als mannt ump Labau!

Joseph Mayr.

Gebichte; aus jeder Zeile gucke sein Gesicht hervor, bald mit ernstem, bald mit schelmischem Ausdruck, und immer gesund.

Der lyrische Teil enthält das Schönste, was auf mundartlichem Gebiete in dieser Gattung geschaffen worden ist. „Vaderhus un Moder-
sprat“, „Kennst du dat Land an'n Holstenstrand?“, „Min Dörp“,
„Modergraff“, „De Scheper op de Heiloh“, „Achter'n Tappenstrich“,
„Op'n Höhnerhof“ sind friedliche und freundliche Stimmungsbilder aus
Familie und Heimat, die herzlich anmuten. Wie Musik klingen, recht
zum Singen, eine Menge kleiner Lieder: „In de Schummern“, „D du
min Blom, so rosenrot“, „Du lüttje Deern, so silgenwitt“, „Din steern-
hell blauen Dgen, wa seeg id se so geern“, „Gude Nacht“, „Weegen-
leed“, „Wit öwer de Heid“, „Günd, achter de Blompütt“; — diese
und viele andere sind komponiert worden, merkwürdigerweise aber nicht
ein kurzes, überaus neckisches Liedchen, zu dem man gleich eine Melodie
summen möchte, und das als Probe von Johann Meyers Poesie hier
Platz finden soll:

Schreeg öwer, wo de Piepen stah
In't Finsten vör de Hutten,
Dor wohnt de Dreier in de Strat
Mit frie Sicht na buten.

Zwee Finstern sünd man in de Stuv,
Vull Piepen hangt dat eene,
Dat anner is en Rosenlub,
De hört den Dreier sin Vene.

Dar seeg id se so mennig Stund
Sich öwer'n Blompütt bücken
Un an ehr'n roden Rosenmund
De roden Rosen drücken.

Un weer id ni so'n olen Dutt,
Un weer id ni Jan Meyer,
Id wull, — id seet in'n Rosenputt
Schreeg öwer bi den Dreier.

In der Handschrift unseres Dichters sieht's so aus, wie die Ab-
bildung auf der nächsten Seite zeigt.

Aus dem epischen Teil ragt vor allem hervor das grandiose vater-
ländische Zeitgemälde von Krieg und Sieg, musterhaft im abwechselnden
Versmaß und Rhythmus, „Gröndunnersdag bi Eckernför“ (5. April
1849), das, in Schleswig-Holstein mit Jubel begrüßt, den Namen des
Autors mit einem Schlage populär gemacht hat. Der Untergang des
Dänischen Orlogsschiffes „Christian VIII.“, sowie Heldenthat und Tod
des jungen, tapferen Theodor Preußer hätten nicht ergreifender ge-

Kyranng vinnar

Kyranng vinnar, me de Kinnar þreft,
þu' þu þu þu vör de þu þu þu,
þu vör þu de þu þu in de þu þu
þu þu þu þu me þu þu.

þu þu þu þu þu in de þu þu,
þu þu þu þu þu me þu þu,
þu þu þu in de þu þu þu,
þu þu þu þu þu þu þu.

þu þu þu þu þu þu þu
þu þu þu þu þu þu þu
þu þu þu þu þu þu þu
þu þu þu þu þu þu þu.

þu þu þu in þu þu þu þu,
þu þu þu in þu þu þu þu,
þu þu þu, þu þu þu þu þu
Kyranng vinnar þu þu þu þu.

schildert werden können. Nicht nur das patriotische Element, auch die rein menschlichen Motive sind auf dem stimmungsvoll abgetönten Mikielieu hier zu wahrhaft erhabenem Ausdruck gebracht:

Un schönern Dod kann't op de Welt ni geben,
As för de Leev un för dat Vaderland.

Hervorgehoben sei ferner der nicht minder herrliche historische Cyklus „Ut olen Tiden“, darunter „De Slacht bi Bornhöved“ (1227) und „De Slacht bi Hemmingsted“ (1500).

Die heiteren „Döntjes“ in der Art von Reuters „Läuschen un Himels“ sind sehr lustig, voller Witz und bekunden, daß unser Poet ebenfalls komische Stoffe gelungen zu behandeln weiß, wie in „Blimmeöm“, „Hans Hinnerk“, „Herr Pastor un sin Klas“, „Hinnerk-Ohm to Kieler Umslag“.

In einem Genre ist Jan Meyer noch ganz besonders geschickt: die Gelegenheitsgedichte glücken ihm vorzüglich; sie sind warm, lebendig und natürlich, stets der jeweiligen Situation entsprechend, und durchaus im Volkston getroffen. So zur Anwesenheit Kaiser Wilhelms I. in Kiel am

20. September 1874, aus Anlaß von Stapellauf und Taufe des Schiffes „Friedrich der Große“, die kernigen und köstlichen Strophen, welche, wie ich weiß, dem erlauchten Monarchen hohe Freude bereitet haben:

Ja, wenn de ole Friß dat wüß,
Dat Du von wegen em hier büßt,
Se keem gewiß von'n Himmel dal
Un fat Di ün, un küß Di 'mal,
Un sä: Parblö! alle Honndr!
Iß wull, dat 'd Kaiser Wilhelm weer!

Unserm vielseitig gebildeten und begabten Dichter hat auch Thalia hold gelächelt. Schon in seinen Balladen und epischen Erzählungen offenbart sich oft dramatischer Schwung und große Gestaltungskraft, wovon eine beträchtliche Reihe amüsanter Schwänke und packender Charakterbilder vollgültig Zeugnis ablegt. „Frisch, froh, fromm, frei“ — das ist auch ihre Devise; durch allerliebste Erfindung, gesunde Laune, echte Tragik, technisch gut durchgeführt und bühlenwirksam, tragen sie dem Volksbedürfnis Rechnung. In Schleswig-Holstein, sowie in Hamburg sind noch neuerdings mit Beifall gegeben worden die patriotischen Stücke „Im Krüge zu Tolk“ und „Theodor Preußer“, als Festspiele zur Erinnerung an die Zeit der Erhebung der stammverwandten Provinzen. Über die Bretter, welche die Welt bedeuten, gingen ferner mit Erfolg die Dramen „Uns' ole Modersprat“, „Lo Termin“, „En lütt Waisenkind“. Dem Leben zweier Niedersachsen, Johann Heinrich Voss und Matthias Claudius, ist der Stoff entnommen zu dem drastischen Volksstück „Dichter un Buern, oder: Im Rektoratsgarten zu Otterndorf“.

Eine wahre Begebenheit aus dem Eisenacher Idyll des größten Deutschen Humoristen behandelt der flotte Zweiakter „In Friß Reuter sinen Gaard'n, oder: Hinstörp, noch en Dahler!“ Der Verleger von Reuters sämtlichen Werken, Kommerzienrat Karl Hinstorff aus Wismar, weilt als Gast in Villa Reuter und wird, wider Willen, zu einer seltenen Munificenz bewogen. Der brave alte Postbote Steffens ist unverschuldet in Not geraten, kann sich nur retten, wenn er dem wohlhabenden Barbier Grillenberger seine Tochter Lining, die einen andern liebt, zur Frau giebt. Reuter weiß Alles. Nun trifft es sich, daß Verfasser und Verleger mit einigen Gästen, Förster Slang und Gutsbesitzer Neumann aus Mecklenburg, und zwei Rostocker Studenten, Kühahn und Hummel, auf der Gartenterrasse beim Glase Wein zusammensitzen. Da überbringt Steffens Herrn Dr. Reuter und Hofbuchhändler Hinstorff Postanweisungen auf je hundert Thaler.

Neuter (zum Briefträger). Wo veel kriegen Sei dafür?

Steffens. Im Ganzen einen Groschen, Herr Doktor, — von jedem einen halben.

Neuter. Dat is wenig genug! (Einen Thaler hinschiebend.) Hinstörp, legg 'mal en Dahler bi!

Hinstorff. Jawoll, Friß, mit Vergnügen!

Steffens (freudig). Vielen Dank auch! — Zwei Thaler! (Will gehen.)

Neuter. Holt! — Wo veel kriegen Sei denn eegentlich! id meen so in summa summarum för dat ganze Jahr?

Steffens. Ach, Herr, das ist nicht viel. Zweihundert Mark vierteljährlich.

Neuter. Ja, dat is wenig, veel tau wenig! (Einen Thaler hinschiebend.) Hinstörp, noch en Dahler!

Hinstorff (etwas befremdlich). Noch en Dahler? — Na, wenn Du dat wullt. Hier is min Dahler!

Neuter (zu Steffens). Stäken Sei't man in! — In'n öwrigen begriep id de Post doch nich. Man tweehunnert Mark vierteljährlich, — un dorbi ward em, Gott weet, wo veele Dufende alle Jahr tau'n Uldrägen anvertrut! — Wo licht kunn sick dorbi ok nich so'n Art unglückliche Leev entwickeln twischen den Dreißdräger un all dat Geld, wat em so dat ganze Jahr lanf dörch de Finger löppt! — Wat meenst Du, Hinstörp?

Hinstorff. Id? — ja — dat meen id ok!

Neuter (einen Thaler hinschiebend). Na, Hinstörp, denn man noch en Dahler!

(Stummes Spiel von Slang, Neumann und den beiden Studenten, während der ganzen Scene, wenn sie nicht sprechen.)

Hinstorff. Wat? noch en Dahler? Dat is mi awer doch en meist en beten to dull! (Unwillig, und den Thaler hinlegend.) Dar heft denn noch en Dahler!

Steffens. Gott im Himmel! Was werden meine Frau und Kinder dazu sagen?!

Neuter. Wo veele Rinner hebbt Sei denn?

Steffens. Sieben.

Neuter. Wat? siben! — (Behmüthig, langsam.) Un id heff nich een! — (In anderm Ton.) Und wo old sünd sei?

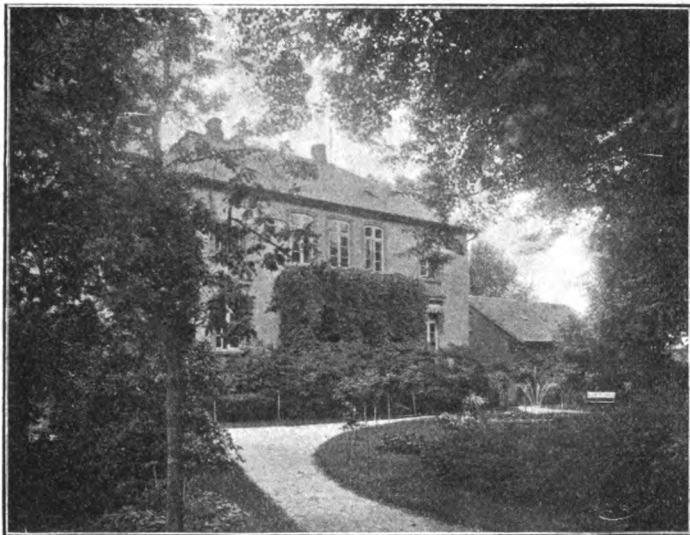
Steffens. Was die älteste, mein Lining, die ist schon achtzehn. Und das kleinste bekommt noch die Flasche.

Neuter. So veel Rinner, — un denn man tweehunnert Mark

vierteljährlich! — Dor könnt Sei doch nich mit ut! (Zu Hinstorff, und noch einen Thaler hinschiebend.) Hinstörp, noch en Dahler!

Hinstorff (macht ein langes Gesicht). Ja! — ne! ne! — Nu mutt dat doch 'mal en Gnn hebben! Gott bewahr uns, ne! wat denkst Du eenmal!

Neuter. Na, id denk: selbstverständlich, — Du leggst dar noch een bi! — (Gerührt und mit Nachdruck.) Korl, auf daß wir den Segen dieser Stunde miteinander teilen, wie den Gewinn meiner Bücher.



Johann Meyers Haus und Garten am Rondeel in Kiel.

Im weiteren Verlauf öffnen auch Slang und Neumann, ja die Studiofi ihre Börsen und opfern nach ihrem Vermögen. Hinstorff aber muß, wie Onkel Bräsig sagen würde: noblencz coblencz, noch in die Goldwährung übergehen, und wesentlich durch Neuters Edelsinn ist dem Postboten geholfen, ein glücklich liebend Paar vereint. Zum Schluß singen Alle:

Stoßt an, Fritz Neuter soll leben!
Hurrah hoch!
Der die Sterne lenket am Himmelszelt,
Der schenkt auch die fröhlichen Dichter der Welt!
Fritz Neuter hoch!

Zu diesen fröhlichen Dichtern gehört ja Johann Meyer, auch ihm gebührt ein herzliches Hoch, unser aufrichtiger Glückwunsch zu seinem

siebenzigsten Geburtstage, am 5. Januar 1899. Auf Holsteinischem Boden erwachsen, dort wurzelnd, aus ihm Saft und Kraft ziehend, hat Johann Meyers Muse in heimatlicher Mundart die schönsten Früchte dargeboten, schmackhaft, reif und in reicher Fülle. Sein Ehrenname sei und bleibe: der plattdeutsche Hebel!

* * *

Wie allgemein dieser nordalbingische Dichter geachtet und geliebt wird, gab sich an seinem Jubiläum glänzend kund. Ihn beglückwünschten Oberpräsident von Köller, Oberbürgermeister Fuß, Geheimrat von Esmarck als Vertreter der Regierung, der Stadt, der Universität, hervorragende Gelehrte und Schriftsteller, angesehenere Korporationen und Vereine, von denen mehrere ihn zum Ehrenmitglied ernannten. Eine äußerst zahlreich besuchte Festfeier in den „Deutschen Reichshallen“ zu Kiel bewies die Volkstümlichkeit des mit Recht gepriesenen Mannes.

Inzwischen hat Johann Meyer seine mit unendlicher Liebe ein Menschenalter hindurch geleitete Anstalt aufgelöst und die wohlverdiente Ruhe sich selbst gegönnt. Am Rondeel, inmitten eines schattigen Gartens ist sein Haus idyllisch belegen, das von innen wie außen als ein gar herrliches Poetenheim gelten darf. Hier schafft sein reger Geist und sein inniges Gemüt kraft der ihm von Gott verliehenen Gabe des Gesanges noch manch Schönes für Mit- und Nachwelt.

Wenn er singt:

Zwischen heut' und morgen
Oft welche Freud'!
Oft welche Sorgen
Und welch' ein Leid!

so hat er die Wahrheit dieser Worte im Leben selbst erfahren und konnte sie daher im Liede zu tiefempfundenem Ausdruck bringen. Ein treues warmes Herz spricht aus all seinem Dichten und Trachten. Darum genießt Johann Meyer auch die Zuneigung seiner Zeitgenossen weit über Schleswig-Holstein hinaus.

Heinrich Burmeister,

ein plattdeutscher Schriftsteller.

In memoriam.

Im Jahre 1877 wurde mir, der ich damals an dem nun selig entschlafenen „Plattdütschen Husfründ“ das unerquickliche Amt eines Kritikers inne hatte, ein Büchlein zugesandt: „Ohmvetter. Ein Bild aus dem Leben, von Heinrich Burmester.“ Je seltener die Ueberproduktion auf plattdütschem Literaturgebiete in neuester Zeit wirklich Vollwertiges geschaffen hat, desto angenehmer wurde ich überrascht durch die glückliche und harmonische Vereinigung von Kunst und Natur, wovon dies Idyll in Versen Zeugnis ablegte.

Es weht hier reine frische Landluft, voll Gesundheit und Kraft treten uns die Bauern entgegen, ungeschminkt, ohne Sentimentalität, in echter Volkstümlichkeit; vor allem der Held der schlichten Dorfgeschichte, der originelle Möller. Dessen Lebenslauf erzählt uns der Dichter aus seiner Jugenderinnerung:

De Sünn schien heet, de Pitt weer grot,
 Doch harr dat wieder grad teen Noth.
 In'n Schatten von den Appelbom
 Mit min Gedanken seet ik dor
 Un äwerdacht so männig Johr
 Un dröm mi 'rinne in en Drom.
 Un as ik so dor vör mi seet,
 Dunn würd dat lewig üm mi her,
 Dunn keemen dor eerst en Paar Gestalten
 Un achteranner folgen mehr
 Un deden sik vör min Og entfalten,
 As süßt du woll, wer vör di steiht?
 Denn hemt noch Een den Kopp tauhög',
 De sit all lang harr bi mi rögt,
 Un lacht mi fründlich to un mild,
 En trulich Bild, en leewlich Bild.
 Mi weer üm't Hart, as hör't en Gruß
 Von all de Leeb ut olle Tied,
 It seeg mi in min Baderhus,
 Dor wahn Ohmvetter of nich wied.
 Ohmvetter as he würd benannt,
 Un as in Dörp he weer bekennt,

So as he weer en ollen Mann
Mit Schoh un mit Kneebüßen an.
Ein Haar de weern em kridewitt,
Doch weer noch frisch he von Geblöt
Un stur un strewig up de Föt,
Un güng vör sik en fasten Schritt,
Ded he de Strat entlancken streben.
Bel ded he sehn un of beleben,
Un har Müms wat tau Leben dahn.
Doch müß em sonnerbar dat gahn.

Das Nähere erfahren wir in vierzehn Kapiteln, die ein Bildchen aus dem norddeutschen Volksleben entrollen, das überall den Stempel des Wahren, Ungefügten trägt. Herzlicher Humor erhöht unser Wohlgefallen an der kleinen Dichtung, und eingestreute melodische Lieder bringen eine freundliche Abwechslung hervor, wie:

Achter in'n Blomengorn
Bün ik so geern,
Seh in de Wolken 'rin,
Seh in de Feern,
Ja, seh in de Feern.

Lustig deit dor dat schalln,
Lustig dat klingt;
Bagels de sitt in'n Bom,
Bagels de singt,
Ja, Bagels de singt.

Sleit mi ehr Sang an't Ohr,
Sleit mi an't Hart,
Weet 'k nich as mi to Sinn,
As mi denn ward,
Ja, as mi denn ward.

Achter in'n Blomengorn
Weet ik 'ne Sted,
Sprikt to min Seel un Sinn
Just as 'ne Bed,
Ja, just as 'ne Bed.

Hier war mir die Kritik ein liebes Geschäft.

Jahre vergingen. Der „Plattbütsche Husfründ“ legte sich zum Sterben, die große plattdeutsche Bewegung, welche in dem Stuttgarter Kongreß Pfingsten 1878 ihren Höhepunkt erreichte und in Nord und Süd von sich reden machte, schloß allmählig ein. Da empfing ich Ostern 1883 aus Lauenburg eine kleine Broschüre: „Das vertommene Genie, ein Spiegelbild“, auf wenigen Blättern ein ergreifendes Gedicht in Stanzas von Heinrich Burmester, worin er seinen bisherigen schweren Lebenskampf besingt und sich selbst ein trauriges Ende prognostiziert.

Dies Büchlein gab den Anlaß, mich mit dem Autor in Verbindung zu setzen. Ich lernte nun erst dessen übrige Dialektschriften und seine persönlichen Verhältnisse kennen, welche sich gegenseitig decken: die ersteren sind ein Produkt der letzteren.

Am 10. November 1839 erblickte Burmester zu Miendorf an der Stecknitz im jetzigen Kreise Herzogtum Lauenburg das Licht der Welt. Seine Eltern waren Bauersleute. Bis zum vierzehnten Lebensjahre besuchte er die Dorfschule und bestimmte sich nach der Konfirmation fürs Schulfach. Er machte im Präparandeum, dem jetzigen Seminar, zu Ratzeburg einen zweijährigen Kursus mit bestem Erfolge durch, um darauf an der dortigen Vorschule des Gymnasiums eine mit 162 Thalern 16 Schilling Landesmünze dotierte Stellung zu bekleiden, wovon 52 Thaler für Schulmiete und Feuerung abgegeben werden mußten. Dies Gehalt reichte selbst für die bescheidensten Anforderungen des täglichen Lebens nicht aus. Der junge Mann wanderte nach Hamburg, unterrichtete hier mit pädagogischer Begabung an mehreren Privatschulen und besuchte zugleich das Real- und akademische Gymnasium, Abteilung für Lehrer. Schon lange hatte er sich mit dem Erlernen der alten und neuen Sprachen befaßt und bezog, einem heißen Wunsche folgend, im Herbst 1863 die Universität. Drei Jahre lag er fleißig den Wissenschaften ob, vorzüglich der Linguistik, in Kopenhagen, Jena, Kiel, und ging später auf Anraten der Aerzte wegen eines Brustleidens zur Jurisprudenz über. Gänzlich fehlende Subsidien zwangen ihn bald zum Aufgeben dieses Studiums, und die inzwischen eingetretenen staatlichen Umwälzungen ließen ihn, den hauptsächlich autodidaktisch Vorgebildeten, nicht wieder dazu kommen, sein Studium von Neuem aufzunehmen. So begannen denn die Hauslehrerjahre auf Lauenburger und Mecklenburger Gütern, bis es ihn abermals nach Hamburg trieb, wo ihm jetzt zum ersten Mal die Sonne des Glücks zu lächeln schien: er ward Korrektor an dem Altonaer Merkur und sollte schon in die Redaktion eintreten, als plötzlich diese altberühmte norddeutsche Zeitung bankerott machte. Die ausgezeichnetsten Zeugnisse verhalfen zu keiner andern Existenz. Trübe Zeiten voll bitterer Erfahrungen und schwerer Entfagungen folgten. Wir finden ihn schließlich am Amtsploß im Städtchen Lauenburg ums liebe tägliche Brod die Filzpantoffelmacherei betreiben: ein zweiter Hans Sachs. Da gelang es mir, in Verbindung mit Freunden der plattdeutschen Sprache, den hartgeprüften Mann und begabten Dichter nach Berlin zu ziehen und ihm vorläufig eine zwar bescheidene, aber doch auskömmliche Stellung zu verschaffen.

Wie es ihm ferner erging, werden wir noch sehen und wenden uns zuvor seinen Schriften zu.

In ihnen hat Heinrich Burmester die Eindrücke und Erfahrungen seiner Lehr- und Wanderjahre niedergelegt. Nur das, was er selbst zum Teil durchgemacht und erduldet, was er mit eigenen Augen beobachtet und mit eigenen Ohren gehört hat, suchte er poetisch zu gestalten. Darum wirken seine Schöpfungen unmittelbar auf den Leser. Nie überschreitet er die begrenzte Sphäre, welche dem Plattdeutschen nun einmal gezogen ist; und daß er sein heimatliches Idiom anwendet, dazu war er der Bauerssohn, der Dorfschulmeister befähigt, wie vor ihm nur Fritz Reuter. Mit diesem unvergleichlichen Meister unserer Baltischen Dialektdichtung hat Burmester überhaupt die meiste Ähnlichkeit, zumal in der humoristischen Auffassung der realen Verhältnisse des kleinbürgerlichen und bäuerlichen Lebens und der idealen Behandlung der Stoffe. Doch ist er zu sehr und zu ausgeprägt Original, um ein Nachtreter und Nachbeter Reuters genannt zu werden.

Gleich sein 1872 gedrucktes Erstlingswerk „Arm un Riek. Ein Bild aus dem Leben, in Niedersächsisch-Lauenburgischer Mundart“ zeugt von einem nicht gewöhnlichen Talent. Als Motto ist passend Oliver Goldsmiths Ausspruch im Vicar of Wakefield gewählt: The poor have the endless satisfaction of knowing what it was once to be miserable, when crowned with endless felicity hereafter.

Der gedrückten Lage des vierten Standes will Burmester eine zu dichterischer Behandlung geeignete Seite abgewinnen, und das gelingt ihm mit entschiedenem Glücke. Man liest es auf jedem Blatte, in jeder Zeile, daß der Verfasser die Mißverhältnisse des Landes kennt, aus dem er seine Charaktere gegriffen, und daß er genau Bescheid weiß, wie traurig es mit der sozialen Frage, mit dem recht- und schutzlosen Tagelöhner gegenüber dem privilegierten Grundbesitzer bestellt ist oder zum mindesten damals bestellt war. Reuter hat in „Kein Hüfung“ dasselbe Thema behandelt, dramatischer und herzerreißender, gewaltiger und heroischer, in den Farbentönen gesättigter, in den Accenten der Leidenschaft kraftvoller. Und doch darf sich Burmesters „Arm un Riek“ daneben wohl sehen lassen, das mit sittlichem Ernst die offenbaren Schäden rügt und in mild verführender Weise heilt.

Mit großer Schärfe wird uns der stolze übermütige Gutsherr Drenthahn geschildert, der aus einfacher Familie stammend jetzt nur nach dem „von“ strebt, der sich dadurch des Adels würdig zu zeigen sucht, daß er die Tagelöhner schindet und ihre Menschenrechte mit Füßen tritt, daß er in rohem Uebermuth zu Pferde über ein armes Kind hinwegsetzt, unbesorgt um Leben und Gesundheit desselben, daß er in toller Jagdlust Hasen und Füchse heßt, gleichviel ob Roß und Reiter den Hals brechen. Ihm zur Seite ein Geistlicher, der wohl die christliche Lehre, die christliche Liebe aber gar nicht kennt, der eben so wie der Auditor

am Patrimonialgericht es mit dem Gutsbesitzer hält, dessen Brot er iszt, der den Tagelöhnern, welche sich einfallen lassen, einmal am Sonntage für sich zu arbeiten, den Landdragoner in ihre Rathen schickt und ihnen Brüche und Kirchenbusse auferlegt. Der privilegierten Ungerechtigkeit steht der arme Tagelöhner Dreckhahn schutzlos gegenüber. Er ist mit dem Gutsherrn verwandt; die Großväter waren Brüder, der eine ist zu Stand und Ehren gelangt, der andere in den einfachen Verhältnissen eines Schäfers verblieben. Mit jeder Generation ward die Kluft größer, schon in der zweiten dem Armen sogar der ehrliche Vatersname genommen. Der gefügige Pastor änderte im Kirchenbuche Drenkhahn in Dreckhahn, und so blieb es. Den Dreckhahn der jüngsten Generation verfolgt der Gutsherr aufs Feindseligste. Es ärgert ihn die Verwandtschaft mit der „Ranaille“; er entzieht ihm, wie's dort „Ordnung und Schick“, den größten Teil des Lohnes, als er nach einer schweren Krankheit schwach bleibt, überträgt ihm absichtlich zu harte Arbeit, verhöhnt ihn aufs Gemeinste und läßt ihn schließlich ganz unbegründet auf den einfachen Verdacht hin Monate lang als Dieb im Gefängnisse sitzen, damit er ihm nur aus den Augen kommt. Es kümmert ihn nicht, ob die Frau des Mannes verzweifelt, ob die Kinder in Hunger verderben; gegen seinen Willen erhält seine gutmütige Gemahlin die Armen. Endlich im Herbst läßt man Dreckhahn frei, da ihm nichts zu beweisen ist, an demselben Tage, an welchem Herr Drenkhahn mit seinen adeligen Gutsnachbarn eine Hekzjagd abhält. Eben holt dieser zum Schläge, der den Reineke treffen soll, aus: da scheut das Pferd und wirft den Reiter ab, der im Bügel hängen bleibt und von dem Rosse geschleift wird. Ueber den Weg geht's, welchen der alte Dreckhahn entlang schreitet. Ihn hat alle Mißachtung und Mißhandlung nicht zum Haß gegen seinen Peiniger bringen können. Er sieht, daß dessen Leben in Gefahr, springt zu, hält das Pferd an, welches wütend mit dem Vorderbeine ausschlägt und ihm die Brust zerschmettert. Er ist jetzt frei von allem Elend und Jammer, dem der Herr noch zuletzt die Schande zugefügt hat. Was sollte er auch da noch auf der Welt? — Unter der sorgfältigen Pflege seiner Gattin erholt sich der Gutsherr langsam wieder, doch als ein anderer Mensch ersteht er von seinem Krankenlager. Aus seinen Fieberphantasieen können wir schließen, was in seinem Inneren vorgegangen ist. Das Gut übergiebt er bald seinem Inspektor Willrodt, den wir als einen braven Mann kennen gelernt haben. Er selbst zieht sich in die Stadt zurück und sucht sich in seiner wunderlichen Art den Menschen nützlich zu machen, um alte Sünden zu büßen. Seiner Gemahlin verwehrt er nicht mehr wohlzuthun. Und die arme Familie des Tagelöhners, dessen Unschuld nach dem Tode durch einen Zufall klar an den Tag gekommen

ist, wird von der neuen Gutsherrschaft unterstützt, daß die Frau, welche an Gott und der Welt verzweifelte, aufs Neue Hoffnung und Lebensmut fassen kann. So wird Alles in natürlicher, ungezwungener Weise zu einem versöhnenden Ende geführt.

Dies der einfache Gang der Handlung in dem epischen Gedichte. Dr. Ernst Rautenberg lenkte seiner Zeit die öffentliche Aufmerksamkeit auf dasselbe im Hamburgischen Korrespondent. Leider verhallte seine warme Empfehlung ziemlich ungehört. „Mit großem Geschick“, sagt der seine Beurteiler, „weiß Burmester uns in den ersten Abschnitten in einzelnen Bildern die Sachlage vorzuführen; zu wenig schnell fortschreitend, fast zu breit scheint uns nur hier an einzelnen Stellen die Darstellung von Nebenpersonen und Situationen, wozu der Verfasser durch sein unterschiedenes Talent im Detail zu malen verführt sein wird. Doch werden sicher die Leser auch gern derartige retardierende Schilderungen hinnehmen, unter denen sich einige recht gelungene Naturgemälde befinden. Zart und gemütvoll ist das Leben in der Natur aufgefaßt, das geschieht mit der jedesmaligen Situation in Einklang gebracht ist. Und gerade durch die behagliche Breite des Anfanges gewinnt die rasche Entwicklung an Kraft und Wirkung.“

Es hält schwer, aus dem Epos einige Proben zu geben. Der schönen Episoden sind gar viele. Erschütternd ist die Armut geschildert, die in des Tagelöhners Drechhahn Kathe herrscht. Wovon soll seine arme Frau den Hunger der zahlreichen Kinder stillen? Ihr schneidet es durch das Herz, als der kleine Krischan ruft:

„Mi, Mutter, mi en Vodderbrot!
Giv mi of een, it harr noch nix!
Mi of!“ un kriggt dat Jaulen fix
Un weent sik allbeid Baden roth,
Un höger ward dat Hart em pudern,
Unümmer starker ward he snudern,
Bet he denn eerst sik 'mal verpuß. —
„Min Kind, it hew nich mehr to Gus,
Hüt Middag kannst vellicht wat kriegen.“
Un deih't of dörch de Seel ehr sniegen
Un sneert ehr Hart un Vost tofamen,
Se kann nich wieder 'rümmer kamen,
Denn kamt 'mal dei un denn 'mal dei,
So geih't entlang de lange Reih',
Un dei nix kriggt, dei hett dat Quern.
Un deih't ehr ton Erbarmen duern,
Un ward' ehr swönnner as to swor,
Denn kriggt se't heel so sonnerbor
Un bitt tohopen mit de Thänen
Un ward sik bör ehr Godheit schämen,

As weer s' to weet. — Un Dörten söhlt,
 Dat of bi ehr dat wöhl't un wöhl't,
 Un't ward in Eiw un Mag' ehr knurren,
 Doch is se still un deiht nich murren,
 Se denkt doran nich wieder 'mal,
 Se sett sik bi lütt Krijschan dal:
 „Wes still, min Broder, swieg man still,
 Un lat dat Weenen wesen fix,
 Wenn wi nig hewwt, denn eet wi nig;
 Unj' Mudder is't of nich nah Will,
 Wenn s' blot man herowen ded to lewen,
 Denn würd s' uns of to eeten gewen.
 Nu kumm, Krijschan, un doh dat dohn!“
 Un strakt em äwer Kinn un Backen
 Un ward bi em herümmer snaden:
 „St plüdt di of 'ne Bodderblom,
 Un sünd dor vel, weißt, wat 'f denn doh?
 Denn ma' di of 'ne Red dorto.“

Dörten zeigt auch ferner eine rührende schweesterliche Fürsorge für ihren jüngsten Bruder. Wie der Gutsherr hoch zu Roß über ihn voll Mutwillen wegsprengt, da schreit sie auf:

„O Gott, o Gott, o heww Erbarm'n,
 O, dat de Herr dat doh'n mügg!“
 Un kümmt nah em un strakt em äwer
 Un fat em üm mit allbeid Arm'n:
 „Min Krijschan, heft di heel versehrt?
 Dröp he di of? Dröp di dat Perd?
 Min Krijschan-Broder, segg,“ un deiht
 Un strakt an em herüm un eid
 Em wedder 'mal de lütten Backen,
 Un ward bi em herümmer snaden:
 „Du büst of jöt, min Broder, segg!“
 Un eid an em un krigg't torecht,
 Dat in sin Ogen kamt de Thran'n
 Un he bi lütten ween sik ut
 Un ween halfwegs de Angst herut.
 Un mit em deit s' nah Hus 'ran gahn.

Der Gegensatz von Arm und Reich, der Konflikt zwischen dem Tagelöhner und dem Gutsherrn, gelangt im sechsten Kapitel zu besonders ergreifender Darstellung. In Fieberphantasieen liegt Krijschäning auf dem harten Lager, immer noch das schauerhafte Bild vor Augen, wie der Reiter auf einjamem Felde über ihn hinwegsetzt. Freilich hat er den Knaben äußerlich nicht beschädigt, aber der gewaltige Schreck beb't durch die Seele des Kleinen fort. Als nun Vater Drechhahn um ärztliche Hülfe bittet, wirft ihn sein Brodherr höhnisch die Stiege hinab. Doch wir wollen die Personen selbst reden lassen:

Gaedery, Was ich am Wege fand.

10

„O Herr,“ seggt he un seggt noch 'mal,
„Dat Kind dat litt so'n gruglich Dual,
Half as in'n Slap, half as in'n Drom
Lopt em de Thranen dal in Strom,
Un deiht in Sweet un Angst sit baden
Un kann sik in sin Seel nich raden,
As wenn em bed' de Nachtmord rieden,
So deiht dat Kind unsäglich lieden.
Denn röpt he: Vader, help he mi!
Un red ins 'mal von Weg un Hedder
Un Vader, Vader, röpt he wedder,
Un ritt de Herr hier of vörbi?
Un't is, as schull dat Kind vergahn.“ —
Dat weer sin Wart, he harr dat dahn,
He weer dat west, as Herr von't God.
Weer't Lebenslust? weer't Newermoth?
O ne, dat weer en Galgenstück,
Mit Föten perb' he Minschenglück. —
„Wat will He denn? wat is Em nu?
Wat deiht so'n Sat mi denn angell'n?“ —
De Anner tikt em an so schu:
„O Herr,“ seggt he, „dohn S' man nich schell'n,
Ist harr woll geern den Dokter hatt!“ —
„Den Dokter, seggt He? Hä? wat, wat?
Worum nich twee tauglit, un mehr?“
Un sleit so'n gell Gelächter an:
„So sehn wi ut, dor kamt wi her!
Wat He sit nich inbilden kann!
Den Dokter! ha, He harr woll Lust!
Dat fehl noch just!
Worum nich glif of den Aftaten?
Dei kann de Sat doch beter faten!
Ist kenn Em woll un Sin Berlangen.“
Un lacht em höhnschen in't Gesicht:
„Meent He, dat kunn bi mi verfangen?
Ha, ha, so wid sünd wi noch nicht!“
Un spiet em vör de Föt un geiht
De Deel denn wedder up un af. —
Un löp em of hendal de Sweit,
Dil Dredhan wischt un wischt em af
Un deiht sik faten as Een kann:
„O Herr,“ seggt he, „ist bidd Se man,
Un wat Se meent, dat is mi fern,
Ist bidd Se, Herr, man för dat Kind,
O Herr,“ seggt he, „dohn S' mi't nich wehrn,
Dat Kind dat litt son gruglich Dual.“
As slög en Weder up em dal
Mit Hagelstossen, Storm un Wind,
As slög de Blitz em un de Lucht,

So johr de Herr em an un schüll :
„Wat meent He denn, wat Em woll dücht?
Wat will He mit Sin Narrenpuzen?
Doh ik mi blot mit Em gedüll'
Un heww nich eenmal von Em Nutzen!
So'n Kerl, de nich sin Arbeit kann,
De nich to brufen is as Mann,
De lang verlahmt is an sin Glieder,
So'n Kerl is He, dat He dat weet,
So'n Kerl is He!“ — Un deiht denn wieder
De Deel ins 'mal herümmer wannern
Un matt de Höll em glöhnig heet
Un kümmt toglit of up de Annern:
„So'n Lumpenbolk, so'n Pack un Quarf,
Dat nich sin Arbeit doh'n mag
Un fullenzt 'rüm den heelen Dag,
An Löhning mehr un immer mehr
Dat is dagdäglich ehr Begehr,
Un holt sik nich 'mal hen to Kart,
Un lopt, dat weet der Deuster hal!
Den Kopmann noch de Dör'n dal,
Nah Stadt herin un wedder 'rin
Steiht ehr de Giffel un de Sinn
Un horckt nah jeden Klättersnack
Herüm un hewwt den Kopp vull Grill'n
Un weet ehrn Giffel nich to still'n,
So is dat Volk, so is dat Pack,
Un ehrlich is keen Genzig mehr!
Haha, haha! dor kielt wi 'rut,
Dor kam wi her!“ —
Oll Drenthahn hal noch eenmal ut
Un wiisch den Sweet sik ut Gesicht:
„Ne, Herr, o ne, so is dat nich,
Noch sünd s' vull Kraft, noch sünd s' vull Moth,
An Hänn un Fötten frisch un stark
Un sünd noch in ehrn Harten god
Un doht ehr Deel un doht ehr Wart;
Un find sik Een von mine Art,
De nich kann in de Keeg mit fort
Un de för vull nich mehr deiht gell'n,
De Herr dei weet, he ded se stell'n
Laurügg in Deputat un Lohn,
As Ordnung hier dat is un Schick.“ —
Herr Drenthahn smitt em to en Blied,
En Blied so sühnisch un gell von Hohn,
Un haarig deiht he wieder schell'n.
„Ob ik dat weet un will dat weeten,
Dat kümmt mi alleen, dat is
Min Sat un deiht Em niz angell'n.

Noch bün it Herr un bün't gewiß,
Und wenn He meint, He kann't vergeten,
It will Em lehr'n Wies' un Art!"
Un gifft em 'n Tritt
Un packt em an un stött un smitt
Em ut de Dör, — un he is fort.

Ja, die lebensvollen Gestalten dieser Handlung empfinden wir persönlich, und unsere Sympathie und Antipathie begleiten lebendig ihre Worte und Thaten.

Während Fritz Reuter seine Schulmeisterzeit zu beschreiben beabsichtigte, aber es leider beim Entwurf bewenden ließ, hat Burmeister seine Schulmeisterzeit poetisch verwertet. Doch führt er nicht sich selbst ein, sondern er überträgt die gemachten trüben Erlebnisse und Erfahrungen auf den „Schulmeister Klein“. Unter diesem Titel erschien das Epos 1873 zu Hamburg beim Verfasser, gr. Pulverteich 52, also im Selbstverlage! Als Motto ist Ciceros berühmtes Diktum vorangesezt: *Quaeramus, ubi maleficium et est et inveniri potest.*

Schon hieraus ersehen wir, daß wir es mit einer Art von Tendenz-Gedicht zu thun haben. Wir würden aber fehlgreifen, würden wir eine Streitschrift *pro domo* vermuten. Für den Schullehrerstand ist allerdings Partei genommen, indes für den armen, gequälten, gehetzten, hungernden Dorfschulmeister. Die Weise, wie der Leser für die Sache erwärmt wird, ist dabei so innig, zart und weich, daß ich nicht anstehe, das kleine Epos als eines der besten in der plattdeutschen Lyrik hinzustellen. Der Kampf des armen Dorfschullehrers mit dem Leben, mit den starrköpfigen Bauern, mit seinem Gewissen und seiner Pflicht, und last not least mit seinem Pastor, der ihn nicht bekenntnistreu genug findet, Alles das wird ebenso drastisch als lebenswahr geschildert.

Wenn die Not am größten, ist Gott am nächsten. Doch bei dem beklagenswerten alten Präzeptor Klein will dies tröstliche und köstliche Glaubenswort nicht in Erfüllung gehen. Hunger haust in seiner Wohnung, der Tod klopft an die Thüre, seine treue Lebensgefährtin liegt auf dem Sterbebette. Da entschließt er sich schweren Herzens, die Hülfe seines geistlichen Vorgesetzten anzurufen. Dieser läßt sich gerade sein opulentes Frühstück trefflich munden, als der alte Mann bei ihm anklopft:

Herinne kümmt uns' Lehrer Klein,
Das arme Dorfschulmeisterlein,
Herinne kümmt he an sin' Stoc,
Mit heel un deel verletzten Noo,
Dat Angeficht so blaß un bleef,
As ut en Graff en grugen Spöf,

De Ogen vull von Sorg un Gram,
Vull Angst un vull bescheiden Scham.
„Herr Paster,“ seggt Schaulmester Klein,
„De Störung möten S' mi verzeihn,
Ik kam man blot, to bidden Se,
De Hunger deiht doch gar to weh,
De Winter is so stark un kold,
Mi fehlt an Torf un Fűrholt,
Min Fru is krank, siw Kinner noch lütt
Un Allens lerrig in de Pütt.
Un denn, Herr Paster, is de Mag'
Dat ganze Jahr min grötste Plag',
Se weeten't, wat ik hewwen doh,
Gen Schepel Land un eene Koh
Un grade dörtig Dahler rund!
Ach Gott, so geiht dat in de Mund
Man ümmer von de Hand herin,
Wo schull dat anners möglich sin!
Nu is un wohrt dat all so lang,
Dat mine Fru so swach un krank,
Herr Paster, nehmen S' mi't nich scheev,
In Anbetracht dat mine Noth
Is gröter noch as gar to grot,
Doh ik't min' Fru un Kind to Leev,
Dat ik dat Visitatorium
Wull bidden üm 'ne lütte Summ,
Dat mügg mi doch, üm blot to lewen,
Siw Dahler Uennerstützung gewen.
Nu kümmt mi ümmer so dat vör,
Wenn Se för mi recht gode Wör'
Inleggen beden in de Saß,
Denn würd gewiß se lichter maßt.“ —
So dacht he dat, as he dat mein.
Du armes Dorfschulmeisterlein!
He kümmt di neger, dat geiht an't Mager,
He bringt di wieder up den Draff,
He is ja to de Herren Swager
Un is mit ehr in Betterschaft.
So lang' he denn nah'n Kütenkopp,
So wied harr he de Bagels op,
Un anter em, nah Presterart,
Mit hogen Ton un Bibelwort:
„Wie, wie? wie kann Er so was hoffen?
Noch kam's nicht zur Erledigung,
Die Untersuchung steht noch offen,
Und Er hofft auf Entschädigung!
Zudem ist es die alte Klage,
Man hat davon nur Müh' und Plage.
Hat Er vergessen, wie sie spricht,

Die Heilige Schrift? Das weiß Er nicht?
Der Mensch lebt nicht vom Brot allein!“ —
„Ach ja, Herr Paster,“ stamert Klein
Un geht bet an de Stubendör
Un gramwelt 'rümmer nah de Wör':
„Wenn't uns nich fehlt an dröges Brot,
So lied wi lang noch keene Noth,
Denn Bodder is 'ne düre Saß,
De ward bi uns nich äwerstrakt,
Adjäs, Herr Paster.“ — Un he geiht,
Un all sin Kummer un sin Leid,
Wat he all drög so lange Lied,
Un all sin jahrenlange Fliet
Treck nochmals vör sin Geist entlang. —
Ach Gott, un sine franke Fru!
Se höll to em so fast un tru,
Se harr so männig kolle Nacht
Mit Scheer un Nadel set'n un wacht
Un nahm'n von em de grötsten Sorgen
Un harr 'ne Freud den annern Morgen
För em — un nu? — so dohn se wanken
Dörch Kupp un Hart em de Gedanken.
O Gott, deihst du din Segenshänn
So heel un deel denn von mi wenn'?! —
Unümmer gröter ward sin Schritt
Unümmer rascher Tritt ün Tritt.
He kümmt to Hus — dor steiht de Dod
So wiß, mit Dgen holl un grot
To Föten ehr, un deihst sik kund
So bleef un witt up Kinn un Mund.
As müß se sik noch verden 'mal,
So geiht de Vost ehr up un dal
Un röchelt swor. — Dunn ward se still,
Se seggt noch 'mal: „As Gott dat will.
He kann't un mag't tom Vetern wenn'.“
De Mack is kold un stieb de Hänn,
Sei föhlt, nu ward't nich lang mehr wohn.
De Lütten kamt heran verfrorn,
De Näs' so roth, de Baden blag
Un heel noch lerrig Liw un Mag'
Un staht un weent. — Un mit en Blick
Vull Leeb se alltojam ankitt
Ton letzten Mal in dissen Leben.
Dunn sackt torügg se still un eben,
Ehr Seel de weer to Gott entswunn',
Se harr ehr Leiden äwerwunn'.

Hoffentlich wird dies tiefenste Bild aus dem Landleben in der Wirklichkeit nur vereinzelt dastehen: die Zeit hat den Bann, der über der

traurigen Existenz der Dorfschulmeister lag, gebrochen und Wandel geschaffen zum Besseren. Aber trotzdem wird die Dichtung ebenso wenig veralten wie die Schilderung des Tagelöhnerstandes, sondern Jeden interessieren, der Sinn und Verständnis für die Sittengeschichte unseres Volkes besitzt. Was den Geistlichen betrifft, so ist mir, Gott sei Dank, ein solcher, wie er hier vor Augen tritt, noch nie begegnet; er bildet jedenfalls eine Ausnahme und vermag nicht die unvergeßlich schönen Eindrücke zu verwischen, welche ich gerade in Deutschen Pfarrhäusern auf dem Lande empfangen habe.

Im Laufe der Jahre verfaßte Burmeister auch eine Reihe kleinerer plattdeutscher Gedichte ernsten und heiteren Genres, die er 1881, während er in Fizen bei Büchen das Scepter als Dorfschulmeister schwang, sammelte und unter dem Titel „Landstimmen“ im Selbstverlage herausgab. Die Auswahl hätte strenger sein können, Spreu findet sich hier unter dem Weizen. Allein Poesieen wie „Mudder an de Weig“, „De arme Mann“, „De Düwelsdief“, „De Schepelhoctied“ gehören zu dem Schönsten, was im Dialekt geschrieben ist. Sie treffen den Volkston aufs Glücklichsste und tragen wohl zur Bereicherung der plattdeutschen Literatur bei.

Ähnlich wie es mit Fritz Reuter der Fall, gelangte auch Heinrich Burmeister verhältnismäßig spät zur Prosa, zur Abfassung eines Romans und schoß gleich mit dem ersten Werk dieser Gattung den Vogel ab. Selten ist mir eine Geschichte oder Novelle vorgekommen, die so echt plattdeutsch in jedem Ausdruck und so treu in der Auffassung der bäuerlichen Zustände ist, wie „Harten Leina“. Sprachforscher und Kulturhistoriker können viel daraus schöpfen. Zur Erklärung des Titels sei erwähnt, daß „Harten Leina“ ein gewisser, bestimmter Begriff ist, der sich überall im Volksmunde — ebenso wie Reverenzen sin Kind; achter äwer, seggt Kamin! — wenigstens in nordalbingischen Gauen vorfindet. In Kiel sangen ehemals — und singen vielleicht noch heutigen Tages — die Studenten:

Harten Leina, min Deern!
 Harten Leina, min Deern!
 Harten Leina, Harten Leina, if seh di so geern!
 Harten Leina, kumm 'rut!
 Harten Leina, kumm 'rut!
 Du büst ja un blüwt ja min jöte Brut!

„En Spegel för Land un Lüd“ nennt der Verfasser seinen ersten Roman in zwei Bänden, und diese Bezeichnung trifft vollkommen zu. Neben dem über seinen Stand gebildeten, ja gelehrten, dabei pädagogisch und praktisch tüchtigen, viel Kreuz und Leid unverschuldet

duldenden Schulmeister Schulz, dem tragischen Helden, in welchem Burmeister sich wiederum selbst mit seltener Objektivität und Porträtähnlichkeit abkonterfeit, erweckt unser Interesse vorzugsweise der Etatsrath und Amtmann Posschl, eine Figur, die zwar an den Amtshauptmann Weber in Reuters „Franzosenlid“ erinnert, aber doch durchaus original ist. Wo immer dieser gerechte, ehrenhafte, joviale Greis auftritt, zeigt er sich als ganzer Mann und guter Mensch, den wir lieb gewinnen, bei dessen Tod und Begräbnis wir nicht ohne Rührung bleiben können. Thränen der Trauer treten uns unwillkürlich in die Augen, wie Thränen der Heiterkeit der alte Herr uns kurz zuvor entlockte in der letzten, von ihm abgehaltenen Holzauktion, Meister Sjegrim gegenüber. Das ist eine Scene von herzlichem, harmlosem Humor, würdig eines Jean Paul, eines Fritz Reuter, eines Wilhelm Raabe, eines Julius Stinde.

Das Buch steckt überhaupt voll von charakteristischen Typen, so das Liebespaar: Harten Leina, des stolzen Bauervogt Harten zu Putershagen prächtige Tochter, und der wackere Nachbarssohn Fritz Knickrehm, sein Adoptivvater, ein echter Deutscher Bauer, dessen Originalität gelegentlich einer Audienz beim Kriegsminister ganz köstlich zur Geltung kommt, Kleinknecht Lüttjochen, dem der Kobold im Nacken sitzt, die Lazmafersch, eine Wahrsagerin und Kupplerin von reinstem Wasser, der ebenso pfißige wie rachsüchtige Gemeindevorsteher Plumm Sinnit, der ehrwürdige Küster und Organist Magnus, der hochmütige Probst, Konsistorialrat und Kreis Schulinspektor D. theol. Abraham, der beschränkte Pastor Michel Bohm samt seiner hochnäsigen Frau Agnes — die letzteren mit vieler Ironie fein ausgeschnittene Silhouetten. Scharf beobachtet und treu abgezeichnet sind nicht nur die genannten, sondern auch die übrigen, meist markigen, indes nicht immer sympathischen Gestalten, zart und poetisch die schönen Naturgemälde, trefflich gelungen die reizenden Episoden aus der Tierwelt, realistisch wahr, schlicht und ungeschminkt die sozialen, ländlichen Sitten und Vorurteile, die frohen wie trüben Ereignisse im Dorfe.

Der Verfasser schrieb mir bei Uebersendung des Manuscriptes: „Alles darin ist Zug um Zug dem Leben abgelaußt. Ich habe es natürlich nicht ganz unterdrücken können, wenn ich so sagen soll, einige Liebe auszuthemen, aber keine Persönlichkeiten sind gemeint, sondern bloß Zustände und Verhältnisse und diese mehr in zu mildem, als zu grellem Lichte vorgeführt. Bei dem Ganzen hat mir vorgeschwebt, ein Stück wirklichen Volkslebens, einen Volkspiegel, in einen Zeitraum von ungefähr drei Jahren eingefast, darzustellen.“

Wesentlich gewonnen hätte wohl seine Darstellung, wenn die an sich einfache, aber spannende Handlung von vornherein nicht etwas

breit angelegt und, bisweilen in Wiederholungen sich ergehend, zu weitläufig ausgemalt worden wäre; ein gewisses gemächliches, bequemes, langsames Erzählen ist freilich dem Plattdeutschen eigen, auch im Charakter der niederjächsischen Bauern begründet.

Nach „Harten Leina“ folgte „Hans Höltig“. Auf demselben Boden erwachsen, zeigt diese gemüthliche und gemüthstiefe, mit wo möglich noch mehr Wärme des Vortrags geschriebene Historie größere künstlerische Gedrungenheit und Geschlossenheit. In dem Helden hat Heinrich Burmester sich abermals abgespiegelt, von neuen Gesichtspunkten aus; sein Leben war ja leider überreich an Elend und Widerwärtigkeiten jeder Art. Stellenweise nimmt sein ernstes Loos eine dramatische Wendung, die unser innigstes Mitgefühl wachruft. Während sein anderes Ich in dem ersten Roman weder Glück noch Stern hatte und, von Wenigen beweint, stirbt, hält Hans Höltig den Kopf hoch und geht nach harten Kämpfen aus der Katastrophe als Sieger hervor. Geradezu erschütternd geschildert ist der Nachts auf der Landstraße am Bauer Knaak verübte Raubmord und der dem unschuldig in Verdacht geratenen Höltig gemachte Prozeß, die Anklage, Verurteilung und Leidenszeit. Unheimlich wirkt die dämonische Natur des Wilddiebes Wölker. Alle sonstigen Gestalten fesseln durch drastische Wahrheit, entzückende Frische oder auch Komik, zumal der „gebildete“ biedere Schneider Wittfaut mit seinem klassischen Wiffingsch, ein köstliches Seitenstück zu Reuters Küster Suhr, dessen beständige Sehung des Konjunktiv statt des Indikativ wohl einer gewissen Schüchternheit entspringt. Viele Einzelheiten überraschen durch besondere psychologische Feinheit in der Charakteristik, zum Beispiel die Probepredigt des Kandidaten Kamm, das Kartenschlagen der Zigeunerin, das Bibellefen der alten Mutter Höltigs, sein Warten auf dem Landratsamt, die Beschaffung des Heimatscheins beim Magistrat einer kleinen Mecklenburgischen Stadt.

Auf der Höhe seines Könnens erblicken wir Burmester in dem Roman aus der Gegenwart „De Kawerslud“. Zwei lange befreundete, begüterte Bauernfamilien, deren Höfe dicht nebeneinander liegen, verfeinden sich durch die leidige Politik, speziell durch die Wahlagitation des gewissenlosen, heuchlerischen, halbgebildeten Abgeordneten ihres Kreises, Kommissionsrat Snars; aber nach schwerer häuslicher Trübsal versöhnen sich beide, und Sohn und Tochter hüben und drüben heiraten sich. Wohlthuend erwärmt die Erscheinung des milden, verständigen Landpfarrers, im Gegensatz zu dem pietistischen Adjunkten, der schließlich auch ein Geistlicher von gesunder Frömmigkeit zu werden verspricht.

Einen Begriff von Burmesters Erzählerkunst in seiner Prosa mögen ein paar Proben geben.

Gleich der Anfang ist originell:

„Ut de Gegenwart steiht up dat Titelblatt von dit Bof, un dor-
nah kunn ik also frisch in't Geschirr 'ringahn un kunn anfangen un
seggen: To Besenhorst weer dat, oder of: To Grambeck up de Dissen-
schol is dat west — denn as de Meckelnbörger ehr Offenschol to Swaan
hewwen, so hewwt se's bi mi to Lann' to Grambeck, wenn dit of man
en bescheiden Dörp mit 'ne lütte Kapell, worin de Dörpsprester to
Gudow all Johr dreemal to predigen hett, un Besenhorst is
in't oll Sassenland Lauenborg ebenso bekannt, as Slutup bi de Lübecker,
nämlich of von wegen den Dörpsbullen un dat Halversupen —; so un-
gefähr also kunn ik anfangen un denn tosehn, dat ik mi hendörch arbeit
un toleht den Sluß tofaten freeg. Ik ward dat äwer leiwter nich dohn,
denn mit so'n Böferschriewen is dat 'ne eegen Sat, dormit kann Gener
sin' besten Fründ vör'n Kopp stöten un vertörn. Uem nu Keinen to
nah to treden, so bemark ik in vörut, dat ik hier nich äwer Büjum
oder Teterow, äwer Schilda, Schöppenstedt un Mottenborg schriew, un
dat Burtehude, wo de Hunn mit'n Steert bellen, nich gemeent is. Min
Feld un Gebiet liggt in'n Gegendeel dor, wo Hans un all' Mann un-
bekannt un nich to Hus is, dat liggt, üm dat so vel zierlicher uttodrücken,
im Lande des Dichters, im Reiche der Phantasie, un en Kreis Raspelluhn,
mit den ik dat hier to dohn heww, giwt dat in Wirklichkeit gor nich.“

In Wirklichkeit ist das Herzogtum Lauenburg der Ort der Hand-
lung und die Zeit die Gegenwart.

Um wieder ins Abgeordnetenhaus gewählt zu werden, hat der so-
genannte liberale Kommissionsrat Snars Himmel und Hölle in Be-
wegung gesetzt, besonders im Kirchspiel Duadenbeck, wo bisher sein kon-
servativer Gegenkandidat die Stimmen erhielt. Die Schilderung der
dort nun stattfindenden Wahlversammlung kann sich freilich mit Fritz
Reuters vom Rahnsstädter Reformverein in der „Stromtid“ nicht messen,
schon weil kein Dunkel Bräsig mitwirkt, indes entbehrt sie nicht einer
außerordentlichen Lebendigkeit und Wahrheit und ist keineswegs ohne
Witz und Satire:

„As de Herr Kommissionsrath keem, müßt de oll Buervagt Peyn
em tonächst Bericht maken, un denn säd he: Man muß die Sache klug
anfassen; nehmen wir den Herrn Gemeindevorsteher zum Vorsitzenden,
er fühlt sich dadurch geschmeichelt, und unser bisheriger Gegner tritt
auf unsere Seite.' He harr nich falsch berekent. As Rasbohm den
Vörstik freeg, verget he sin' Nixastigkeit, de he so lang jümmer föhlt
harr, freeg Kurafsch, smeet sik in de Bost 'rin un würd oghenschienlich
en halwen Kopp länger, as he sünst all weer, so dat he up eenmal

ärwer de ganze Versammlung wegkfen kunn, as Saul ärwer de Kinner Israël, noch to viel he annerthalf Jöt höger stünn, as de Annern. ‚Lüd un Kinner‘, säd he denn, ‚hier schall wat vör sit gahn, hier schall ‚ne Versammlung wesen, un nu maht nich so’n Larm; ik bün de Herr Gemeindevorsteher!‘ — ‚Hochdütsch reden!‘ röp em ‚ne Stimm to. ‚Ja, eerst könn’n!‘ röp ‚ne anner von achter her. Dat weer ja Spott, un de Herr Gemeindevorsteher weer de Mann, de dat grad inseh’n kunn, dorgegen müßt he angahn; he füng also up Hochdütsch an, un indem he dorbi de Klingellock rög, de he eerst vergeten harr, säd he: ‚Ich erkläre Sie hiermit die Versammlung für veröfnet!‘ — »Bravo!« schallt’ dat in’n Saal. ‚Meine Herrens‘, säd he denn, indem dat he von fröher ut ‚ne anner Versammlung den Indruck harr, dat diff’ Wör jümmer seggt warden kön’t, ahn’ Jemand dormit to nah to kamen, un dat se sit jümmer schön anhört un utneimt, ‚meine Herrens‘, säd he also nochmal, keel dorbi den Herrn Kommissionsrath in de Dgen, nid em fründlich to un säd: ‚ich gebe Sie das Wort‘.

Wenn un’ Herrgott von’n Hemen dal kamen weer un harr ropen: ‚Herr Kommissionsrath Snars, Deine bisherige Halbheit soll von Dir genommen werden, ich will mich zur Ruhe setzen, Du sollst von jetzt an Gott auf Erden sein und die Welt regieren!‘ denn harr he in sin’ Freud nich verblüffter warden kunn, as he’t nu ut Angst würd. Sünst harr he dat Reden von sin’ Frunn besorgen laten, un de harrn sit jümmer redlich un recht dorin deelt; he sülben kunn’t nich, he kunn blot snacken, schull he reden, denn kreeg he’t vörweg all mit de Angst, un sin’ Grockfarv in’t Gesicht nehm en lütten gelinn’ Anstrich von Zuckerföt an; denn güngen sin’ Gedanken mit em dörch, sin’ Begriffsvermögen würd en Hupen Wirrwarr, sin’ Kenntniss’ leeten em in Stich, de hochdütsche Sprach, mit de he sünst eenigermaten fardig würd, würd em tom Marterstieg, he verwessel Bestimmtheit un Möglichkeit mit enanner, un nah den Grundsatz ‚Abwechslung erfreut‘ oder, as de Gelehrten seggt ‚Delectat variatio, steht schon im Horatio‘, mirte un mischte he grad so as jener Berliner Schosterjung jümmer an de verkehrt Stell un kreeg kum en vullständigen Satz fardig.

As he also nu up eenmal vör dat Brett stellt weer un all de Dgen up em seh’n, as wenn se seggen wullen: nu is’t Tid, nu red’ un lat ’mal hör’n, wat du kannst, un wies’, wat du büst, denn wenn wi di in ’n Landdag wählen, willen wi of wat von di hewwen! dunn seh he in, dat he üm de Sat nich hen kunn, he tröck ganz verlegen dreemal an sin’ Begarr, de he grad smök, host’ en por Mal un säd denn: ‚Meine Herren, unvorbereitet wie ich bin‘, — »Bravo!« — ‚will ich mir erlauben, Sie auf meinem Programme zu ver-

weisen.‘ — »Bravo! bravo!« — ,Sie kennen es aus der Allgemeinen Raspelluhner Landeszeitung, und indem es Alles befragt, so brauche ich nichts weiter zu sagen!‘ — »Bravo!« röp Schofter Wübber so lut, dat se em alltohop hören kunn’, denn he meen, wiel he för Buervagt Beyn schofter, so müßt he sik bi den Herrn Kommissionsrath Snars melden. ,Meine Herren‘, säd de Herr Kommissionsrath denn wieder, ,um Sie aber nicht die Gelegenheit entgehen zu lassen, die Sie haben uns auszusprechen zu lassen über den wichtigsten Tagesfragen, bitte, interpellieren Sie mir! Herr Wübber‘, wenn’ he sik an den Schofter, ,wollen Sie den Anfang machen?‘ — De verfehr sik, as wenn he dat grot Loos gewunn’ harr un wüßt in disse Lag gor nich, wat he anfangen schull, bet Rätther Sandmann to em säd: »Swager, Du schallst wat seggen, de Herr Kommissionsrath will Din Meenung hören!« Nun keem Schofter Wübber to Besinnung, widd up sin’ Platz en poor Mal hen un her, jnell denn up eenmal to Höch un säd: ,Wenn ik wat seggen schall, süh, denn will ik man seggen, dat dat weck giwt, de meenen, in de Welt schall Allens ümkehrt warden, un dat Uennerst kann nah baben un dat Bäwelfst kann nah ünn’ nahmen warden; äwers süh, dat is nich an dem, denn wat uns’ Herrgott den Offen heit as Sahlledder up den Buckel wassen laten, dat to Schäft to bruten, dat is nich an dem. Un wenn weck seggen, dat Kofledder gefünner is as Kalfledder, un hollen dat dormit, denn will ik dat nich seggen, äwers wenn se seggen von de Smiedigkeit un Unnehmlichkeit, süh, denn is dat nich an dem. Un wenn Schofter Dackstein to Galenbeck seggt, he höllt dat nich mit de hölten Binnjahlen, denn is dat nich an dem, denn ik heww noch eerst vör’n Dage acht en Poor von sin’ tom Befahlen hatt, un leeg nix anners in as Späh’n un denn noch so’n Dann’-Tüg; süh, dat’s nich an dem.‘

Schofter Wübber sweeg, un de Herr Kommissionsrath Snars harr dormit en grot Gebiet vör sik, äwer dat he sik utlaten kunn. He drümf also toerst den Nest von sin’ Grock ut, un denn füng he an: ,Meine Herren, es hat joeben ein Mann aus dem Volke heraus zu uns gesprochen, ein Mann, der sich redlich und recht mit seine Hände ernährt.‘ — »Bravo!« — »Alle Achtung«, säd Discher Helms ut’n Dörpen, »he giwt em, wat em bikümmt.« — ,Meine Herren, dieser echte Volksmann hätt in seine Rede Sie Gesichtspunkte vor den Augen geführt, die als Interesse des Einzelnen mit dem Gesamt-Volkswohle auf das Engste verknüpft zu werden uns erscheinen können.‘ — »Bravo! bravo!« — ,Meine Herren, das Gebiet der Industrie, auf dem wir hiermit kommen, ist ein großes, und geht das weiter, als Sie denken. Ich will nicht von Sie alle plädoyiren und Keinen nicht zu nahe kommen, aber es ist doch wohl Manche,

mang Sie, der den Begriff von diesem Gebiete anders auffassen thäte, als wir und nach dem Standpunkt der modernen Bildung aufzufassen für richtig halten, indem sich das weiter ausgedehnt hat, und will ich man sagen, so ist unser Herr Vorredner ein leuchtendes Exempel von Beispiel, daß die Industrie hier unter Sie festen Fuß gefaßt hätte, indem er hier schon, wie ich erinnern kann, lange Jahre zu wohnen das Vergnügen hat.' — »Bravo!« — »Ja, Vergnügen heww wi all männig Mal von em hatt«, röp Discher Helms, »denn he kann heel possierlich wesen.« — »Meine Herren, säd de Kommissionsrath wedder, das ist aber nicht, auf dem es ankommt; vor allen Dingen kommt es darauf an, diese Industrie, die der geehrte Herr Vorredner in einzelne charakteristische Züge uns so plastisch, gleichsam xylographisch aus Holz geschnitten und in Stein gegraben vorgeführt hat, in dem richtigen Verhältniß und Maaße zu dem Gesamt-Volkswohle oder, um Englisch zu sprechen, zu der Kommünwelt' — womit he wahrschienlich the commonwealth meen' — zu stellen, und bitte ich Sie darum, überlassen Sie uns das, denn dafür werden wir schon sorgen'. — »Bravo!« schallt' dat von den Eiden. »Junge, wat kann de Kerl reden!« säd Buer Hagen, »so vel harr ik em gor nich 'mal totrut«. — De Herr Kommissionsrath nickt den Vörsitter to, un de Gemeindevörsiteher Kasbohm slög mit de Hand up'n Disch, anstatt mit de Klock to lüden, un säd: »Meine Herrens, is dor noch Ein mang Sie, der sich mit den Herrn Kommissionsrath bemengen will?« — Buer Ballermann mell' sik, he wull reden. »Herr Ballermann von unten aus' Dorf hätt's Wort!« — »Ja, dat Wort heww't nu«, säd Buer Ballermann, »äwers nu red; dat is man nich so, as heww de Deern up'n Schoot un küß ehr nich; dor hört 'ne stark Natur to, üm dat to könn'! Na, as ik man seggen wull, Herr Kommissionsrath, wenn wi dat nu so kriegen, as Se dat meenen, un ik will nich seggen, dat Se keen Meenung hewwen,« — »Ja«, füll Buer Hagen em in de Red, »'ne Meenung hett he.« — »Ja«, säd oll Rätther Steffens, »alle Achtung vör den Mann, so wat hört wi nich all Dag!« — »Herr Kommissionsrath«, säd Buer Ballermann denn wedder, »wenn wi dat nu Allens so kriegen, as Se meenen, seggen S' 'mal, weckeen betahlt denn de Kosten dorvon?« — »Die etwa entstehenden Mehrkosten werden repartiert werden', säd de Herr Kommissionsrath. »Dat's god«, säd Rätther Sandmann to sin' Kawer Ballermann, »dat Du em dor glif nah fragt heft, sünst kamen se nahstens uns dormit.«

So weer de Sak denn afsdahn, un nu dreng sik dor en Mann bet vör, de all längere Tid den Finger to Höch hollen harr, as wenn he wat wull. He seh man bleek ut, dreeg' 'ne Brill un makt' den Indruck, as wenn he noch nich all to old weer; in de Hand höll he en Taschenbof,

un dorin harr he sik so lang' Notizen maakt. »Ich bitte um's Wort!« röp he.

Ik sülsen, nämlich de Mann de dit Bok schriewt, heww 'mal 'ne Volksversammlung mit biwahnt, un dat ward it wohrschienlich min Lebenlang nich wedder vergeten. Dat weer 1865 oder so 'rüm, nah Dag un Stunn' kann it dat nich mehr genau angewen, it weer dunnmals Student in Kiel, un an de Gejchicht is nix erfunn: — De oll König von Dänemark, Friedrich de Söbente, weer in November 1863 storwen, de negt Krischan weer König worden, un Sleswig-Holstein un Lauenborg weern dörrch den Krieg von Oesterriek un Preußen gegen de Dänen von Dänemark loskamen. Dat is ja Allens befannt, un heww it nich nödig, dorvon to vertellen. Also dunnmals weer't. De Sleswig-Holsteiner, wat ja jezt as de sülvigen Provinzler min speziellen Landslüd sünd — dunnmals weer de Sak noch nich klar — de Sleswig-Holsteiner also harrn dat scharp up den Augustenborger affehn, un namentlich weern dat de Kieler, de stark in de Angelegenheit maken dehn. Dat weer denn 'mal Abends, dat in en von de grötsten Danzsaals 'ne Volksversammlung afhollen würd, üm 'Resolutionen über die künftige Gestaltung des Vaterlandes', womit se Sleswig-Holstein meenen, bi Lampenschien an't Dagslicht to bringen. Dor weern velleicht eenige Dufend Mann tosamem, un 'ne Keeg Redners, nämlich mehr Aktaten, en Prester un ok en Scholmeister leeten sik hören un söchten dat Volk för ehr Ansichten to gewinnen. As denn de Resolutschonen affat weern, so wüllen se't hewmen un so schull't wesen un anners güll dat nich, un wat sünst noch all, un se denn juft in den Globen, se harrn ollig wat utricht, utenanner gahn wulln, dunn leet sik dor von achter her 'ne Stimm' hören, as se mi in min Leben noch nich wedder vör Ohren kamen is. De Luft zitter un bew dorvon, de Wänn' dröhnen, un Allens höll den Athem an, stünn still un kunn nich von de Stell, so harrn se sik verfehrt. Wi sülsen güng't nich anners, it leet mi heel verwunnert üm, un grad achter mi stünn en Mann, den it kum bet an de Schullern rak — NB. it heww dat Maat to de Gard un weer to dunnmalige Tiden all eben so grot as nu —. Dis harr also sin gehörige Läng', weer dorbi stark un kräftig un seh' juft so ut, as wenn he so'n Dugend gadlich Kerls sik üm de Rippen slan' kunn; sünst güng he up Hölentüffel, dreeg Jack un Büxen un leet as en Arbeitsmann. »Ja«, röp he also, »ja, dat is all recht god, wat Ji seggt, äwers wenn't nu losgeiht, gah't Ji denn ok mit?« un dorbi droh he mit sin' Fust, as wenn he ehr glif 'mal wiesen wull, wecken he weer. — Dat weer äwers nich nödig, denn all de Herren, de vörher de Mund so vull nahmen harrn un so vel to seggen wüßten, as wenn se ganz Dütschland sik üm de Hand wickeln un de Welt as so'n Dutten in de

Tasch stecken kunn', de harrn kum sin Frag' hört un sit dorbi den Kerl en beten genauer anseh'n, as se 't för 't Best inseh'n, sit up un darvon to maken. De ganze Versammlung folg ehr nah, un in een Ogenblick weer de Saal so lerrig un still, dat man 'ne Mus harr ünner'n Fotboden pipen hörn kunn't. —

As de Herr Kommissionsrath Snars un also seh', wer sit to't Wort meld harr, dunn harr he gor keen Tid mehr, he mak't Anstalten, eben so ilig ut'n Saal to kamen, as't de Kieler Herren dahn harrn, äwers he schull dorin keen Glück hewwen. »Lopen S' nich weg«, säd de oll Buerbagt to em, »un bliwen S' hier!« — —

Diese Episode ist so recht aus dem Leben gegriffen, wie Jeder zugestehen wird, der die hier geschilderten Kreise kennt.

Nicht nur um seines künstlerischen und kulturellen Wertes sowie moralischen Gehaltes willen wurde grade aus diesem Werke Burmesters, dem letzten, welches er der Welt schenkte, ein Abschnitt mitgetheilt, sondern auch, weil dasselbe ihm leider zum tragischen Verhängnis werden sollte, trotz des übereinstimmenden Lobes bei der Kritik, trotz der lebhaften Befriedigung, womit das Buch kein Geringeres las als unser Altreichskanzler Fürst Bismarck, bekanntlich ein hervorragender Kenner der plattdeutschen Sprache und Literatur, der plattdeutschen Eigenart von Land und Leuten, seit seinem Besiz von Friedrichsruh ganz speziell der Persönlichkeiten, Zustände und Verhältnisse im Herzogtum Lauenburg. Bismarck erklärte: „Burmesters ‚Mawerslüd‘ sind mit einer großen Klugheit geschrieben“. An dem Humor und der Satire erfreute er sich so sehr, daß er bei der Lektüre sich oft vor Lachen schütteln mußte. Aus der Umgebung des Fürsten erfuhr der Verfasser Folgendes: „Seine Durchlaucht hat selbst aus Ihrem Buche in seiner Familie eine halbe Stunde Abends vorgelesen, während ich anwesend war, es hat ihm sehr gefallen. ‚Der Oberförster Lange muß doch auch ein Exemplar haben! — Ranzau‘, wandte er sich an seinen Schwiegersohn, ‚verschreibe sofort ein Exemplar!‘ Einige Tage nachher hat die Frau Fürstin es persönlich gebracht.“

In „Mawerslüd“ hat Burmester mit unerschrockenem Freimut gewissermaßen sein politisches Programm niedergelegt und mit guter Laune, aber auch ätzender Laune das etelhafteste Treiben von Politikern gegeißelt, welche ihren nackten Eigennuz in den patriotischen Mantel hüllen, auch wo er in den Farben des Liberalismus schillert.

Natürlich rief diese Geschichte aus der Gegenwart bei einem bestimmten Anhange in seiner Heimat eine unauslöschliche Erbitterung, ja Haß gegen den „hohhaften und böartigen“ Autor hervor. Als

seine Gönner ihn gar von Berlin aus einluden, um die Leitung der Allgemeinen Lauenburger Landeszeitung zu übernehmen, da wurden dieselben bald gewahr, wie der Wind wehte, und flauten allmählig ab. Weihnachten 1886 war Burmeister dem Sirenenruf gefolgt — zu seinem Unglück und Untergange. Die kleine, bescheidene Stellung in Berlin,



Heinrich Burmeister.

welche ihm wenigstens sein täglich Brod gewährte, aufgebend, unvorsichtiger Weise, ohne sich irgend etwas schwarz auf weiß garantieren zu lassen, rein in blindem Vertrauen, so kehrte er nach Lauenburg zurück. Von Tag zu Tag, von Monat zu Monat harrete er auf die definitive Ernennung, auf Gehaltszahlung, wurde statt dessen dilatorisch behandelt. War man klar darüber geworden, daß ein so edel und frei

angelegter Geist auf die Dauer sich nicht in das Joch einer Partei spannen lassen könne, die ihre Grundsätze aus dem Preßbureau bezog? oder war er verleumdet? Kurz, er erhielt weder die Redaktion noch den verheißenen Lohn. „Als Burmester“, so schrieb mir später einer seiner treuesten Freunde, „mich besuchte, war er der Verzweiflung nahe und äußerte: ‚Wie oft zieht mich das Wasser an!‘ Ich bemühte mich ihn zu trösten, aber mittellos geworden, konnte ich nicht helfen, wie mir das Herz auch blutete.“

Ja, zu spät erfuhr ich, damals mehrere Jahre auf Studienreisen im Auslande, von all diesen Vorgängen. Burmester selbst hatte sich wahrscheinlich vorgenommen, mich mit dem ungeahnt glänzenden Aufschwunge in seiner bisher trostlosen Laufbahn zu überraschen; und als nun wider Erwarten die ihm gemachte Zusage immer nicht in Erfüllung gehen wollte, da mag er wohl sich gescheut haben, mir davon zu schreiben. Kurz, als die Kunde mir zu Ohren kam, war schon für ihn fast Alles verloren, seine Not aufs Höchste gestiegen. Ich half redlich nach meinem schwachen Vermögen, hoffte, ihm eine neue Existenz in Berlin wieder zu verschaffen. Inzwischen waren seine Entschädigungsansprüche bis ans Reichsgericht gegangen; dasselbe hatte im Januar 1889 sie als unbegründet zurückgewiesen; — jetzt, nach dreijährigem qualvollem Hangen und Bängen suchte und fand der Unglückliche seinen Tod in den Fluten der Elbe. Sein Leichnam wurde am 24. April auf dem Kirchhof zu Boizenburg in aller Stille bestattet, aber bald exhumirt, weil Zweifel an der Identität verlauteten. Geladene Zeugen wohnten dem düstern Akt bei, rekonoscierten die Leiche als diejenige des Schriftstellers Heinrich Burmester; so konnte sie denn wieder in die Erde gesenkt werden.

Mit Selbstmordgedanken hat der wahrhaft Bedauernswerte sich wohl lange getragen. Er prophezeite sich ein tragisches Ende in dem anfangs erwähnten hochdeutschen Gedicht, welches mit den Versen schließt:

Es kann der Genius, mag es ihm frommen,
Mag er daran auch selbst zu Grunde gehen,
Mit seiner Kunst nur fallen oder stehen.

In „Hans Höltig“ fragt er: „Wer hett sülvst sin Schicksal in de Hand? un wer kann weeten, wat em am nächsten is?“ In „Harten Leina“ schildert er das Begräbnis eines armen Selbstmörders und dazu die Stellungnahme der Geistlichkeit und sagt vom Schulmeister Schulz: „He harr furchtbar üm de Existenz to kämpfen, un 'ne bang' Ahnung stünn em vör de Seel.“

Gegner der Orthodogie, schlicht gläubig und fromm — viele Beweise wahren Christentums enthalten seine Bücher, vorzüglich die „Ravers-

lud“ —, von reinsten Idealen erfüllt, eine durchaus rechtliche Natur, ein schöner Kern in rauher Schale: das war Heinrich Burmester.

Leider ließen ihn sein stark ausgeprägter Gerechtigkeitsfimmel, sein starres Rechtsbewußtsein nicht schweigen, wo es die Weisheit geboten hätte; jede Diplomatie verabscheuend, stieß er häufig an, brachte er sich selbst um manche verheißungsvolle Aussicht einer besseren, würdigeren Zukunft. Die bescheidensten persönlichen Ansprüche und Lebensbedingungen versagte ihm ein neidisches Geschick, sowie die pekuniären Früchte seines fleißigen, talentvollen literarischen Schaffens.

So erfaßte ihn völlige Verzweiflung. Er endigte sein unglückseliges Dasein, nicht aus Schwachheit, sondern aus überdachter Klugheit, überzeugt, daß der Zustand, in welchem uns Niemand schaden und Nichts unsere Ruhe stören könne, für ihn der glücklichste sei.

Doch genug über diese Nachtseite des Menschenlebens, die Geisterstunde mit ihren ewig unenträtselten Schauern!

Ähnlich wie bei Heinrich von Kleist darf man auch von Heinrich Burmester gestehen: es ging streng in ihm her, er war wahrhaft und litt viel.

Unwillkürlich fällt uns hier des Dichters Wort ein:

Was mein armes Herz verlangt,
Was es zittert, was es banget,
Weißt nur Du, nur Du allein.



Bismarck un de Lauenborger Buern.

Aus dem Nachlaß von Heinrich Burmester.

Wi schreewen achtheihnunnert un so 'rüm. Dat oll Dütsche Waderland seet wedder in'n Sadel, un de Mann, de dat fardig bröcht harr un nu Dütschland rieden leet, weer Bismarck.

It segg blot Bismarck, denn wenn't of noch mehr mit son' Namen givt, is doch man blot Gen, wat Bismarck is. Uterdem weer he denn of eben eerst Fürst worden, un bekannt weer he to de Tid mehr as de isern Graf, wobi de Gen sit dit un de Anner dat vörstell un de Drüdd em gar för en Föerfreter höll. He harr dat Wort seggt von Blot un Fsen un von de wullen Uennerjack, de Gen' eerst jümmer so fretig an'n Liew is, äwers sit nahstens ganz god anlett, un wat sünst noch all. Un Frankriek harr he en „Kappzaum“ anlegt un harr ehr grad fiv dusend Milljonen aftappt. — „Wo vel makt dat?“ säden de Buern hier in'n Lann', „so vel kann en Minsch ja woll gor nich uttellen?“ un maktten grot Ogen, wischten sit de Näs' af un kunn' nich begriepen, dat de Welt noch jümmer bestahn ded.

Denn heet dat: „Nawer, heft Du't all hört?“ — „Ne, wat denn?“ — „Na, nu segg Gen an! Büst in'n Lann' un weest nich, wat jekt Allens angahn kann un of vör sit geiht?“ — „Wat is denn los?“ frög de Anner. — „Se, wat is los! Hör to: Dor weer de Rühker Buervagt, de harr siet ollen Tiden von sin Hus ut 'ne Wisch up de anner Sid von de Stefniß liggen, un de Staat ober de hoge Obrigkeit harr wedder een up sin Sid. För dis makt dat nix ut, wonehm de Wischen leegen, för den Buervagt äwers heel vel, denn de wüßt jümmer nich äwer dat Water to kamen.

As de nu seeg, woans Bismarck de Welt regeer un Preußen arrondeert ober rund makt harr, schreew he em so un so, un dat he sit of geern arrondeeren wull. Bismarck säd: „Die Sache soll untersucht werden; un een! twee! drie! weer se ünnersöcht, un de Rühker Buervagt harr sin Wisch vör de Dör.“ — „Dat lett sit sehn!“ säd de Anner. — „Wat wull dat nich!“ antert de Gerst. „Wat keen Gen hier för möglich hollen harr, dat kunn Bismarck soglik fardig kriegen; ja, de Preuß! de Preuß! den' kümmt dat gor nich up an; wenn't sin mutt, stellt he de Welt up'n Kopp un bliwt sülwost up de Föten bestahn.“

So würd in'n Lann' vertellt, äwers dat schull noch anners kamen.

Gens Dags schentt' Kaiser un König Wilhelm an sin truen Deener, Reichskanzler von Bismarck, den groten schönen Sassenwald ton Fürstentum, un Bismarck weer Herr up sin eegen Grund un Boden un keem nah Friedrichsruh.

Preußen harr he arrondeert, nu wull he sik sülvst of arrondeern. Up de Holsteinisch Sid un grad an de Scheid von'n Sassenwald liggen hart an de Bill entlang mehr Göder oder Höw', un dorup harr he't affehn, harr den Anfang maht, se antoköpen, un stümm, as seggt würd, noch wieder in Uennerhandlung.

Dat weer denn so'n schönen Sünndagmorgen. De Sünm schien fründlich von Hemen hendal, de Bagels sungen in de Böm, un allerwegens wies sik Lust un Leben in de Natur.

Fürst Bismarck weer in Friedrichsruh, siet ehrgistern Abend weer he dor, so würd up de Dörper vertellt.

„Mudder, wat meenst Du, willen wi den Mann nich of 'mal sehn?“ — „„Dat uns““, säd se. De Knecht müßt anspann', un to Wagen un to Fot güng dat nah Friedrichsruh.

Bismarck seet grad in sin groten Lehnstohl, smök sin Pip Toback un regeer to glicker Tid, as Minister von Lauenborg un Preußen, disse beiden Staaten, as Reichskanzler dat Dütsche Riek un, wiel unsen Herrgott sin Will dat weer, eegentlich de ganze Welt; worut äwers nich to sehn weer, ob em de Pip Toback mehr behag' oder dat Regeern mehr Spaß maht'.

Als he denn einmal to Höcht keet un sin Dgen dörch't Finster gahn leet, seh' he, dat sik buten vör sin Palleh 'ne ganze Keeg Minschen ut de Uemgegend ansammelt harr, üm em in ehr Art un Wies' ehr „Huldigung“ — min leew Leser, dit is hochdütsch, de Plattdütsche hett keen' Utdruck dorvör, de seggt blot: wi wull'n em 'mal sehn — dortobringen.

Bismarck harr all männig'n Kampf döchtkämpft un harr sik all vel gefallen laten müßt, worüm schull he sik dit also of nich gefallen laten? Un dit gefüll em, un een! twee! dree! weer he buten vör de Dör. — „Guten Morgen, lieben Leute!“ — „„Gu'n Morgen! Morg'n! Mor'n! Herr Fürst!““ un Hänn' un Mützen bewegen sik in de Luft.

All de Annern vöran un ganz to vörn stümm oll Buer Schomaker ut Kräpelschagen.

De harr de Mod an sik, dat he sin eeken Krückstock gewöhnlich verdwäß achter äwer sin Rüggen led un em vörn an jede Sid dörch den Ellbagen steekt, so dat he just so leet, as wenn he in't

Jüd spannt worden weer un Lasten schuben schull. De harr also de Hänn' nich glik frie un kunn in de Gewinnigkeit den Got nich 'rafkriegen; as he denn doch so wied keem, swent he em dreemal achter her, güng dree Schritt bet vör un säd: „Gu'n Morgen, Herr Fürst! schön gu'n Morgen of! Wi wullen Se Ehr edles Antlitz of 'mal sehn. — Kinners!“ dreih he sik nah de Annern üm, „famt bet 'ran! Zi seht ja, he deiht keenen Menschen wat! Ja, Herr Fürst!“, säd he denn nochmal, „wull it man seggen, wi wullen blot Se Ehr edles Antlitz of 'mal sehn. Nu, Kinners!“, wenn' he sik wedder nah achter to, „west keen Bangbüxen! Zi seht ja, he deiht Jug nix! — Ja, Herr Fürst!“, säd he denn wieder to Bismarck, „wat de dor is!“, un dormit wies he up Möller Mettelmann, „is nu of Een von Se Ehr, is Pächter up Se Ehr Numöhl, un de Anner, de bi em steiht, is sin Swager Unger ut Escheborg, de de Fru ut Hogenhorn hett. — Kinners!“ wenn' he sik wedder an de Lüd, „west doch nich so bang un famt bet 'ran!“

Fürst Bismarck harr all vel Menschen kenn' lehrt, äwers so Een weer em noch nich vörkamen.

He wenn' sik heel högliche üm un röp nah Hus 'rin un sin Fru to: „Johanna, komm doch 'mal heraus, hier kannst Du ein Original sehn!“ — De Fru Fürstin keem of tom Vörschien, un Bismarck wenn' sik wedder an de Buern. „Wo sind Sie denn her, mein lieber Mann?“ frög he Schomaker. — „Ja, weeten S', Herr Fürst, it bün ut Kräpelschagen, wat dor an de Chaussee un an Se Ehr Feldscheid liggt,“ un dormit wies he nah de Richtung 'räwer. — „So, also aus dem Dorf, wo die schönen Häuser sind?“ — „Ja, Herr Fürst, dat seggen S' woll, schön Hüser hewwt wi, un wat dor inhört, hewwt wi ja of to. Wenn S' mi de Ehr 'mal andohn wulln un mi besöken dehn, kunn't Se mit en Fröhstück upwohrr. Frisch Bodder, söt Melk, Schinken, Eier, eegenbacht Brod un wat sünst so henhört, äwers Geld können S' nich bi uns befehn!“ Dormit slög he sik up de Hosentasch, schürd mit den Kopp, un indem he en recht sötsuer Gesicht maken deh, säd he nochmals, „ne, Geld hewwt wi nich!“ — „Aber ich sollte meinen“, antert Bismarck, „wo so schöne Häuser sind, da sollte auch Geld zu finden sein?“ — „Ne, Herr Fürst, dat hewwt wi hadd“, säd Schomaker un schürd wedder mit den Kopp, un indem he dorbi woll doran denken mügg, dat Lauenborg of sin Lasten dorfür freeg un nich weniger as twee Milljonen Dänsche Dahlers betahlen deh, dormit de Inwahners wedder en Vaterland hewwen, so sett he hento: „Dat hett de Preuß uns all afhalt,“ süng dorbi an to smunzeln un slög sik wedder up de Büxen, „dat hett de Preuß uns all afhalt!“ — Bis-

marck lach un wenn' sit an sin Fru: „Johanna, was sagst Du?“ — „'s ist köstlich“, säd de Fru Fürstin un lach of.

In disse Wies' gäng de Uennerhollung wieder, as Buer Schomaker up eenmal aslent: „Se, Herr Fürst, as ik man seggen wull, dat Se sit allereert un up de anner Sid an de Bill wieder anköfft hewwen, dorvon will ik nix seggen.“ — „Ah! Sie meinen, daß ich meine Besizung zu arrondieren suche.“ — „Ja, allarmeern oder bombardeern, 't is ganz egal, wenn man wat bi 'rut künmt; sünst wi nenn' dat afrunn', un so wat, wat sin Willigkeit hett un god afrund is, dat nimmt sik jümmer schön ut; so is't mit de Perd of. — Dat mit Se un den Rühher Duervagt hett mi god gefallen, un se seggt in'n Lann' ja allerwegens so. Awers, Herr Fürst, as ik man seggen wull, dat Se sit Silk bi Reinbek toköfft hewwen, dor heww ik nix bi intowenn'; dat mag ja düer nog wesen un't is god mit betahlt, man dat mag ja gahn. Dat anner, Schönau, je, je,“ — „säd he, led' de Näs in Foltten, krag sik mit de linke Hand achter't Ohr, „je, je, 't is düer, heel düer, Herr Fürst! äwers de Lag, segg ik, de Lag, de mütt dat dohn; dat liggt Se to god, un so mag't ja angahn, sünst ik sülvst weer dor nich up dal gahn.“ — „Hm!“ säd de Fürst, „und was halten Sie von Mühlenbeck?“

Mühlenbeck liggt mit de annern Höw' as so to seggen in een Keeg, bet nah Trittau hento, un wiel sik bet hierher de Cimbrische Mittelrücken, de ja dorför bekannt is, dat he heel vel to wünschen äwrig lett, utdehnen deiht, so hett de Hof of sin Deel dorvon aftregen. Sand, vel Sand, fleigen Sand! säd ik to mi, as ik vör Johren 'mal sülvst 'räwer keem; un 'ne Haud Schap, de mi vör Dgen keemen, dehn mi uprickdig duern, wiel se ehr Nohrung gar to kümmerlich söken müßten. Dormit will ik äwers nich beseggt hewwen, dat de Hof nich of betere Lännerieen hett, as ik se grad an de Landstrat heww to sehn kregen. — In ollen Tiden leeg hier 'mal en Nonnenkloster, äwers eens Dags treckten de framen Swestern af un bugen sik in Reinbek an. Nahstens hett de Hof vel Herren hatt, un as Fürst Bismarck nah Friedrichsruh keem, denn leeg de Sat so, dat de Besidder wedder verköpen wull.

As Buer Schomaker also nu nah Mühlenbeck fragt würd, sett he sin klöfft Gesicht up, wat he harr, würd ganz pffiffig utsehn un spinteleer mit den Blick in sin Dgen, as wenn he andüden wull, he tunn woll wat seggen. „„Se, Herr Fürst““, säd he denn, „„von de annern Beiden will ik nix seggt hewwen, äwers hier bliwen S' weg!““ — „Und warum meinen Sie das?“ — „„Se, dor is noch keen Minisch up storben.““ — Bismarck hör hoch up un schien nich recht to begriepen, wonehm de Anner up dal wull, denn säd he: „Aber dann muß es dort ja sehr gesund sein!“ — „„Se, Herr Fürst,““ säd Schomaker un

füng en beten an to smunzeln, „„dat seggen Se woll, äwers se lopt vörher man jümmer wedder weg!““ — Nu harr Bismarck em verstaht: „So!“ Dormit wenn' he sik wedder an sine Fru un frög: „Johanna, was sagst Du?“ — „'s ist gar zu köstlich!“ antert de Fru Fürstin un schien vel Behagen an de Sak to hewwen.

Demm keem de Affscheidung.

„„Oh, Herr Fürst, noch een Wort!““ röp Buer Schomaker. Bismarck törn en Ogenblick. „„As it man seggen woll, so'n Mann as Se siind, de hett woll of in de Welt sin Ansechtungen, äwers bliwen S' hier man jümmer bi uns, wi dohn Se nix, ne wi dohn Se nix!““

Bismarck lach heel fründlich, nickböpp un güng sine Fru nah un to Hus 'rin.

En por Johr dorup weer Fürst Bismarck in Bad Nissingen, um sik en beten von all sin Anstrengungen un Koppterbreken, wat he harr, to verhalten un wat för sin Gesundheit to dohn, as up eenmal de Kunnt' dörrch de Welt leep, se harrn up em schaten.

„„Wat heww it seggt?““ säd Buer Schomaker to Kräpelschagen, as he 't of to hören kreeg un schürkopp jümmer hen un her. „„Dor heww wi dat nu! Harr he nich bi uns bliwen kunnt, de oll Türbü? wi dohn so wat nich! — De oll Türbü?““, säd he denn nochmal in en Ton, as wenn 'ne Mudder ehr Kind en Börwurf maken un doch to gliker Tid seggen woll: lat man god sin, Du büst doch min Best, ja min Allerbest büst Du! — „„St heww em't god nog seggt, äwers wen nich to raden is, den is of nich to helpen; harr he nich bi uns bliwen kunnt? wi dohn so wat nich!““

Vel Bileid würd den Herrn Reichskanzler in diß Veranlassung utspraken, von allen Eiden un Ecken un Kantten, von Hoch un Niedrig, von Arm un Riek in'n ganzen Dütschen Waderland un doräwer 'rut würd em betüigt, wat se von em hüllen un wat he ehr werth weer. As he äwers to hören kreeg, woans Buer Schomaker em sin Bileid utspraken harr, schall em dat nich am schlechsten gefallen hewwen. —

De Johre güngen hen. Fürst Bismarck weer wedder up sin Besigung in Friedrichsruh, matt' sik Bewegung un leet sik de frisch un schön Waldbluff to god kamen.

Da keem he up sin Spazergang of in de Gegend nah dat Kartdörp Brunstörp hento. Hier klüngen de Kartentlocken un lüden gor so trurig, so dat de grot Mann, de den Kopp so vull un so vel to dohn un to denken harr, up eenmal still stünn un nah Brunstörp 'räwer hörch.

As he demnächstens to Hus keem un to Disch güng, frög he: „Es gingen vorhin in Brunstorf die Kirchenglocken, wer mag dort begraben sein?“

Landvogt Jakobsen ut Swartenbet, Een von sin Stammgäst, wüßt Bescheed: „„Durchlaucht, der alte Bauer Schumacher in Kröpels- hagen hat es sich entsagt. Das Dorf ist dort eingepfarrt, und wie ich gehört habe, so ist er heute beerdigt worden.““

„Johanna, hörst Du?“ wenn' de Fürst sit an sine Fru, „unser alter Freund Schumacher ist gestorben.“ — „Ja, ich hab's gehört“, säd de Fru Fürstin un würd heel nahdentlich. „So geht Einer nach dem Andern dahin“, säd Bismarck un würd of heel nahdentlich.

Un wiel ik sülvst nu of heel nahdentlich worden bün, so sett ik nig mehr hento un äverlat min leewen Leser äwer dat, wat ik hier vertellt herom, glikfalls nahtodenten.

Bismarck und die plattdeutsche Sprache.

„Man hat sich neuerdings des Plattdeutschen vorwiegend in humoristischer Absicht als Schriftsprache bedient; indes ist eine solche Verwendung nicht erschöpfend. Es sollte eine ernsthafte plattdeutsche Prosa geben. Welch' erhabene und großartige Wirkung noch jetzt dem niederdeutschen Dialekt zur Verfügung steht, weiß jeder, der den Bundeseid kennt, den die Buren vor ihrem Kampf mit den Engländern schwuren. Es ist eine echte Helden Sprache. Bismarck und Moltke konnten sich, wenn sie wollten, in ihrer gemeinsamen Muttersprache, auf Plattdeutsch, mit einander unterhalten; und diese Sprachbrüderschaft beider Männer ist kein zufälliges Symptom; wie aus der Mutterlauge der Kristall, so schlägt sich aus der Muttersprache der Geist nieder und wirkt weiter.“ Der für das Niederdeutsche sehr eingenommene, die Pole des niederdeutschen Wesens und Charakters: Festigkeit und Freiheit, Kunst und Politik zum öftern berührende Verfasser von „Rembrandt als Erzieher“, Julius Langbehn, hat diese Bemerkung gemacht; er führt — unter Berufung auf Lessings Wort: „Zu Hamburg erst habe ich den Reichtum der Deutschen Sprache kennen gelernt“ — weiter aus: „Dieser Reichtum geht zweifellos auf die nahen Beziehungen der dortigen Sprechweise zum Plattdeutschen zurück. Es könnte nicht schaden, wenn mit dem niederdeutschen Geist auch etwas niederdeutsche Sprache in den Schatz der heutigen Deutschen Bildung überginge. Wie Luthers befreiende That der oberdeutschen, so vermöchte und verdiente wohl Bismarcks einigende That der niederdeutschen Sprechweise in Deutschland ein Vorrecht zu vindizieren. Lessing nimmt zwischen Beiden eine Mittel- und Übergangstellung ein; der Hamburger Dramaturg war ein akklimatisirter, Bismarck ein geborener Niederdeutscher. Die Getreuen zu Feber halten ganz besonders zum Reichskanzler; es giebt vielleicht ein geheimes tieferes Band, das die Bewohner der Deutschen und außerdeutschen Nordseeküste mit dem Träger der Deutschen Nationalitätsidee verbindet.“

Darin liegt gewiß viel Wahres. Bekanntlich fühlte der gewaltige Staatsmann, in dessen Adern ja das Blut jener Ahnen floß, denen der Bauer nachrühmt: „Noch lang' nich genog, seggt Bismarck“, dessen Wiege ja auf altmärkischem Boden stand, wie er denn auch auf der väterlichen

Scholle und auf der Schule in plattdeutscher Umgebung heranwuchs, sich zum niedersächsischen Stamm besonders hingezogen; ihm gehörte er von Geburt und nach seiner ganzen Individualität an, und er hegte für seine Kernnatur, Eigenart und Sprache stets eine sichtbare Vorliebe.

„Dat walt Gott un tolt Ijen!“ Diesen Wahlspruch der alten Rugier machte sich wohl Keiner besser zu eigen, als Deutschlands eiserner Kanzler, der nur Gott fürchtete. Das Idiom seines Landes, seiner Kindheit aber blieb ihm unverloren durch alle Wandlungen seiner glänzenden Laufbahn.

Hat er doch oft, nach fremdsprachlicher Konversation und Korrespondenz, nach anstrengenden Staatsgeschäften als Minister, zur Aufheiterung und Erholung, frei von konventionellem Zwang, aus urdeutschem Gemüt, die vertrauten Laute seiner Heimat in der Unterhaltung mit engeren Landsleuten bevorzugt oder an mundartlicher Literatur sich erfreut und besonders gern Fritz Reuters Werke gelesen oder von seiner den Dialekt gleich ihm trefflich beherrschenden Gemahlin Johanna, aus dem Pommerschen Geschlecht derer von Puttkamer, sich vorlesen lassen. Die spezifisch plattdeutsche Persönlichkeit trat noch mehr zu Tage unter den Wipfeln des Sachsenwaldes. Aus der Jugendzeit klingt manch plattdeutscher Kernspruch des Junkers Otto an unser Ohr; Graf Bismarck im Mannesalter hat sich ebenfalls hin und wieder eines kräftigen plattdeutschen Wortes bedient; und der greise Fürst ergriff jeden sich bietenden Anlaß, um auch nach außen hin die Zugehörigkeit zum Volk der Sassen zu betonen.

Verschiedene charakteristische Redewendungen und Äußerungen im Idiom, sogar gelegentliche etymologische Erörterungen und Untersuchungen findet man in meiner, nach dem Heimgange des großen Kanzlers erschienenen Gedenschrift „Fürst Bismarck und Fritz Reuter“ (Bismarck, Hinstorffsche Hofbuchhandlung, 1898). Doch ist damit das Wissenswerte auf diesem Gebiete noch nicht erschöpft. Die ebenfalls nach seinem Tode veröffentlichten Quellenwerke von Busch, Benzler und Poschinger enthalten hierfür weitere Beweisstücke, echte Goldkörner, die in ihrer Gesamtheit ein ziemlich vollständiges Bild vom plattdeutschen Bismarck geben.

Noch zu seinen Lebzeiten, 1878, kam ein originelles Buch heraus: „De plattdütsche Bismarck. Dat is Bismarcks Leben un Dachten, mit Döntjes un Niemels darto. Vertellt van'n ohlen Jäger in'n Lüneborger Haidbuuren-Klubb. Ruutgeeven van Willem Schröder.“ Der vielgenannte, neuerdings mit Unrecht als solcher angezweifelte Verfasser von „Swinegels Wettloop“ plaudert im Vorwort: „Warüm in de plattdütsche Spraak? Et giwt in Dütischland naheto tein Millionen

Minschen, de plattdütsch spräket, för de, wenn se oof dat Hochdütsche in'r School lernt un in Schrift un Rede meistendehls anwendet, dennoch jümmer dat Plattdütsche ehr eegentliche Moderspraak un Hartenspraak is un bliwt. In ganz Norddütschland bewist sich dat Plattdütsche togliet as de echte Volkspraak. De Buur un Buurfroo spräket ünner sich wie mit ehre Kinner un Deensflüd plattdütsch, de Schipperstand, de Kleenbörger, de Soldat, de ut jenen Landesdeelen to'r Fahne kummt, in de Kaserne, wie an't Lagerfüür, se all spräket plattdütsch mit ehres Glieken, wenn se ehr Hart utschütten . . . Wiel nu awer disse Volksklassen dejenigten sünd, in welfen de echten germanischen Tugenden noch to Huuse sünd, so herow ick dit Boof in de plattdütsche Spraaek schrewen. Denn damit disse Millionen ehren Bismarck — de ja 'oof in'n plattdütschen Lande geboren is — so fennen lernt, wie he is as Ünnerdahn, Staatsmann, as Ehemann, Vader un Huusherr, un dat se so em leew gewinnt von Dage to Dage mehr, dat se sich sülvst et segget un ehren Fründen et toropet: „Wi alle mötet un wüllt fast to usen Bismarck stahn, denn damit stahet wi togliet fast to usen Kaiser!“ Dissen Gedanken wull ick mit mien Boof tonächst in alle plattdütschen Harten nähren un stärken.“ — Erwähnenswert ist daraus u. a. die Episode, wie der Kanzler, in Barzin spazieren reitend, Dorfjungen beim Plündern seiner Obstbäume bemerkt, die Davonfliehenden einholt und mit der Reitpeitsche über dem Rücken regaliert: „Dat is nich wegen Zu Dewerien“, sprach er, „sundern wiel Zi utkniept un mi ohlen Mann de Last maakt, Zu nahtojagen.“ — Im Herbst bei der „Austköst“ pflegte der Fürst wohl ein Tänzchen zu wagen, wobei seine Großmagd einst so flott mit ihm herumwalzte, daß ihm beinah' die „Büste“ ausging und er nachher scherzte: „Noch keine Großmacht hat mich so zu schwenken vermocht, wie meine Großmagd,“ ein Ereignis, das in Lied und Bild verewigt, sogar dramatisiert worden ist in einem plattdeutschen Schwank: „Nawer Bismarck oder eine diplomatische Großmagd.“ — Welche Beliebtheit er von jeher bei seinen Leuten genoss, beweist ein früherer kleiner Vorfall. Als Deichhauptmann die überschwemmten Elbufer besichtigend, hatte er sich zu weit hinausbegeben und wurde von einem herzu-eilenden Bauern gebeten, ihn „Huckepack“ durchs Wasser tragen zu dürfen. „Aber, lieber Bütsch, ich wiege 182 Pfund!“ — „„Oh, schadt em nich““, antwortete jener, „den gnäd'gen Herrn dragen wi all mit Freuden, un wenn he of tweehunnert Pund wägen ded.““ — Als Bundestagsgesandter in Frankfurt am Main verschmähte er es nicht, — was dort Aufsehen erregte — zu Fastnacht nach heimischer Sitte unter seine Dienerschaft „Pannkauen“ auszuteilen.

Im November 1850 wurde Bismarck gleichzeitig als Landwehr-

Offizier zu seinem Regimente und als Abgeordneter zu der bevorstehenden Kammeression einberufen. Nach einer Randbemerkung im Manuskript seiner „Gedanken und Erinnerungen“ beabsichtigte der Fürst an dieser Stelle ein Erlebnis einzuschalten, dessen er wiederholt in seinen Tischgesprächen gedacht hat. Als er sich auf dem Wege nach Berlin befand, stieg ein Pommerscher Schulze zu ihm in den Postwagen. Das Gespräch lenkte sich selbstverständlich bald auf die politischen Ereignisse. Als der Schulze von der Einberufungsordre hörte, fragte er ganz naiv: „Wo steiht de Franzos?“ und war sichtlich enttäuscht, daß es diesmal nicht gegen die Franzosen gehen werde.

Leutselig, wie Bismarck nun einmal war, liebte er es, sich mit dem Landvolke im geläufigen Platt zu unterhalten. Hier zwei Beispiele: „Na, sied Ji nu wedder ganz up dem Tüge?“ rief er einem Bauern in Barzin zu, der nach überstandener Krankheit wieder seinem Ackergeschäfte oblag. „„Ja, ja““, meinte der Alte dankend, „„Sei füllen man of hier bliewen, denn würd'n Sei noch 'mal so frisch!““ — „Ja, wer't so hewonen künnt, as Ji, un lümmer tau Barzin sin, dat glöw id woll“, schloß Bismarck das Gespräch. — Auf seinem Stammgut Schönhausen kannte er, nach langer Zwischenzeit, alle Bauerhofbesitzer wieder und bewies sein gutes Gedächtnis dadurch, daß er eine alte Frau, mit der er, da sie beide Kinder waren, gespielt hatte, sofort mit ihrem Mädchennamen „Fiken“ (Friederike) anredete. Auf einem Spaziergange durchs Dorf eilte nämlich die Bäuerin, freudig überrascht, auf ihn zu und streckte ihm die Hände entgegen mit dem Gruß: „He, Otto, Sei sünd ja'n rechten groten Mann worden!“ — „„Ja, Fiken““, versetzte der Fürst, der die einstige Spielgefährtin trotz der ungeheuren Veränderung sogleich rekonozitierte, „„ja, Fiken, un Du büst ja 'ne recht staatsche Fru worden.““ — „Da hebben Sei recht, Otto“, rief die Alte mit kräftigem Händedruck, stolz, auf den ersten Blick wiedererkannt zu sein.

Außer der obigen Schröderschen Schrift ist bereits 1869, direkt im Auftrage des damaligen Bundeskanzlers, recht eigentlich seine Liebe zur „Modersprat“, seine Wertschätzung derselben bekundend und welche Bedeutung er ihr beimaß, ein „Plattdütsches Volksbok“ von einem Anonymus (Dr. Friedrich Dörr) herausgegeben worden, eine Sammlung „ole un nie Rimels un Bertellen“, worin wir „an Sted vun en Börwort“ in wortgetreuer Übersetzung lesen, was Graf Bismarck zu Ahrensburg im Holsteinischen am 30. Dezember 1868 kurz und bündig erklärt hat: „Wi hier in Norden vun Dütschland söllt uns dubbelt bewußt sin, dat wi Bröders sünd mit unse plattdütsche Sprak, de sid hentrect vun Holland bit to de Polsche Grenz. Wi sünd et uns of bewußt, wi hebbt et uns fröher man nich seggt.“

Wenn er im Abgeordnetenhanse, 1863, hervorhob: „Ich bin stolz darauf, eine Preußische Sprache zu reden, und Sie werden dieselbe noch oft von mir hören“, so bedeutet hier „preußisch“ dem Sinne nach so viel wie „plattdeutsch“, das heißt: deutlich, offen, aufrichtig, unumwunden, wenn's sein muß: geradezu, derb, grob.

In den nun folgenden Auslassungen beschränkte ich mich vorzugsweise auf die dreißig Jahre von 1866 bis 1896.

Im Herbst 1866 weilte der große Staatsmann als Gast des Fürsten Putbus auf Rügen. Dort passierte es ihm, daß ein Schiffer ihn fragte: „Wer sünd Sei denn?“ und auf die Antwort: „Bismarck!“ wutentbrannt von dannen fuhr mit dem Ausruf: „Ach wat, naren Sei mi doch nich!“ — Das Gespräch streifte die Sitten und Gewohnheiten der Inselaner, besonders der Mönchguter. Befasß dort ein Mädchen, so erzählte ein Teilnehmer der Tafelrunde, Arnold Wellmer, eine Hütte oder auch nur ein Heringsboot eigentümlich, so durfte es sich selbst einen Mann wählen; die „Frijagd“ — die Jagd auf einen Freier — begann damit, daß eine blaue Schürze vor die Hausthüre gehängt wurde, hinter die die Schöne sich stellte. Die heiratslustigen Burschen gingen dann in ihrem besten Putz vorüber, bis der Rechte kam; da lief die Freijägerin geschwind hinaus, schlang ihre Arme um seinen Hals, — und nach drei Wochen war Hochzeit. Doch dieser eben so einfache, wie ehrliche Prozeß endete nicht immer glücklich, wie das folgende kleine, von Bismarck mit Interesse angehörte Gedicht zeigt:

Min blage Schört hängt vör de Dör,
Dat hett min Mutter dahn,
Mi is dat Hart so weit un swer;
Un möt gepuht hier stahn.

Ich schul woll dörch de Dörenrik,
Min Mutter steiht bi mi.
Bel Burschen in ehrn Sünndagsblik
Gahn an de Schört vörbi.

Arm Niklas deiht so trurig gahn —
O, dörfst ich 'rut in Hast,
De Arm' um minen Leevsten slahn —
Min Mutter hölt mi fast!

De rife Michel stolzt heran —
Min Mutter stött mi 'rut —
Dat Hart so weh — in'n Dog de Thran
— Un ich bün Michels Brut!

„Die uralte Geschichte, die immer neu bleibt, also auch schon auf dieser von der Kultur so wenig beleckten Erdscholle . . . O weh! Tout

comme chez nous!“ bemerkte Bismarck und fügte hinzu: „Sie sprechen das Plattdeutsche aber sehr geläufig!“

„Es ist meine Muttersprache, Excellenz“, antwortete der also Belobte. „Französisch und Englisch kann man wie ein Franzose und Engländer sprechen lernen, aber das Plattdeutsche muß man schon beim ersten Fallen üben.“

In jenen Tagen auf Putbus, beim Mahl, erzählte der Graf: „Ich war in der Schlacht von Königgrätz in der Suite des Königs; und gar oft waren wir mitten im Gewühl des Kampfes. Um Mittag trat eine momentane Windstille im Draußen der Schlacht ein: der Kronprinz wurde auf dem Schlachtfeld erwartet, mit Sehnsucht erwartet. Und er rückte mit seiner Armee heran, gerade zur rechten Zeit! Unsere plattdeutschen Soldaten nannten ihn fortan auch nur ‚Prinz taur rechten Tid‘.“

Eine andere historische Reminiscenz betrifft den Herzog Friedrich von Augustenburg. „Der Augustenburger hätte es besser haben können“, äußerte Bismarck am 31. August 1870. „Ich wollte ursprünglich nicht mehr von ihm, als was die kleinen Fürsten 1866 abtreten mußten. Er aber wollte gar nichts hergeben. Ich erinnere mich: bei der Unterredung 1864, da nannte ich ihn zuerst Hoheit und war überhaupt artig. Als ich ihm dann vom Kieler Hafen sprach und er von unseren Forderungen nichts wissen wollte, nahm ich ein anderes Gesicht an. Ich titulierte ihn jetzt Durchlaucht und sagte ihm zuletzt ganz kühl, plattdeutsch, daß wir dem Rücken, das wir ausgebrütet hätten, auch den Hals umdrehen könnten.“

John Booth aus Flottbek registriert in persönlichen Erinnerungen den Original-Ausspruch folgendermaßen: Im Jahre 1892, zur Kur in Riffingen, kam der Fürst auf die Schleswig-Holsteinische Frage: „Meine Verhandlungen mit dem Herzog Friedrich führten zu gar keinem Ziel. Mein letztes Wort will ich Ihnen, da Sie es verstehen, in Plattdeutsch sagen: ‚Wi hebbt dat Rücken utbröd (ausgebrütet), wi wöllt em nu of den Hals afdreihn‘.“ Derselbe Gewährsmann überliefert Bismarcks Äußerung (ungefähr 1880): „In seiner Muttersprache muß man sich vollkommen ausdrücken können, was verhältnismäßig nur Wenigen gegeben ist“, und fügt hinzu: „Dies führte auf die bekannte Geschichte mit dem Russischen Gesandten Baron Budberg, die Bismarck bereits während des Französischen Krieges seinen Leuten erzählte. ‚Der Holländer Baron Schimmelpenninck wollte holländisch schreiben, ich hätte ihm plattdeutsch geantwortet, — obskure Sprachen habe ich mir verboten.“

Überaus heiter sind drei Anekdoten aus dem Jahre 1870. Prinz Albrecht und Prinz Friedrich Karl von Preußen waren im Januar bei Prikerbe an der Havel zur Jagd; auch Bismarck sollte daran teilnehmen. Nachmittags lief die Depesche ein: „Der Kanzler kommt!“ Zugleich Anfrage, welcher Weg ist der beste? Es war ein strenger

Winter, die Landstraße hoch mit Schnee bedeckt, fast unfahrbar, dagegen die Havel fest gefroren. Der Bürgermeister schlug vor, daß Priizerber Einwohner sich melden möchten, den Weg mit Fackeln zu beleuchten. Auch Ackerbürger Thiems stellte sich und erhielt den vorgeschobenen Posten als der Vorderste. Der Wagen des Bundeskanzlers war nicht der einzige, der sich an diesem Abend über die Havel in Bewegung setzte. „Is Bismarck drin?“ schrie Thiems dem ersten Wagen oder Schlitten zu. „„Nee,““ klang es heraus. So ging es wiederholt. Thiems wurde schon ärgerlich. Da nahte von fern noch eine Kutsche. „Is Bismarck drin?“ rief Thiems zornig. „„So,““ scholl eine Stimme, „wat willen Sei denn?“ Ein Kopf neigte sich aus dem Fenster, Thiems leuchtete ins Gesicht und erkannte die von den Lithographien her auch ihm vertrauten Züge des Kanzlers. „Rüchten sall ic Sei.“ — „„Wi hebben all genug Licht. Smieten Sei dat Ding in'n Schnee un stiegen Sei in!““ Thiems ließ sich nicht bitten, warf die Fackel fort und stieg ein. Am Ort nun, vor dem Gasthof, beugen der Bürgermeister und seine Umgebung tief den Rücken zur Erde, als die Kalesche vorfährt. Doch wer ist der Mann, dem diese tiefste Reverenz gilt? Nicht Seine Excellenz von Bismarck, nein, Ackerbürger Thiems! Er war zuerst ausgestieg. — „„Nu laten Sei mi of 'mal 'rut!““ ruft endlich ungeduldig die Stimme des Erwarteten aus dem Wagen.

Im Herrenhause zu Barzin waren die Baumeister Bötkmann und Ende aus Berlin eingetroffen wegen Ausbau des Schlosses. Der Fürst empfahl Sparsamkeit, da die Besizung ihm bisher mehr kostete, als einbrachte, freilich mit einer Ausnahme, einer Papiermühle an der Wipper, und soll dazu Folgendes erzählt haben: „Eine armfelige Wassermühle brannte nieder; ich kaufte dem Eigentümer, um ihm wieder aufzuhelfen, das Grundstück und die Gerechtfame ab, ohne zu wissen, was ich damit anfangen sollte. Als ich mir das erstandene Besiztum ansehe, frage ich einen dort beschäftigten technischen Arbeiter halb im Spaß: „Na, god Fründ, wat mein'n Sei woll, woto weer de Geschicht' hier woll to brufen?“ — „Je, Dörchläuchting, ic heww mi dat so dacht, dat würd dat Best' sin, wenn Sei da wedder 'ne Möhl henbugten; ic mein' äwerst — verstahn Sei mi recht — nich 'ne Kurnmöhl, ne, dat nich, ic mein' so'n Holtmühl, as ic s' disse Dag', as ic minen Broder da achter Schlawe besökt heww, seihn deb. Dat Ding hett de Behrend in Röslin bugt, un't is ein, wo Poppier un Holt up mahlt ward.“ Der Mann meinte eine Holzschleiferei zu der Papierfabrikation. Er brachte mich auf einen vortrefflichen Gedanken. Es entstand die Papiermühle, die sich gut rentiert.“

Ein plattdeutsches Kernwort war für den Fürsten Bismarck oft die Würze der Unterhaltung bei Tafelfreunden, die Pointe seiner Rede bei ihm dargebrachten Huldigungen und feierlichen Ansprachen. So klang sein Toast zur Hochzeit seiner Tochter Marie mit dem Legationsrat Grafen Runo von Ranzau in ein Hoch auf die Verbindung beider Familien aus: Bismarck und Ranzau, von ihnen gelte der Wahlspruch Schleswig-Holsteins: „Up ewig ungedeelt!“

Die Devise dieser meerumschlungenen, stammverwandten Provinzen betonte er wiederholt. Als Plöner Gymnasiafen auf einer Turnfahrt im Mai 1893 nach Friedrichsruh kamen, durften sie in Bismarcks Ruf einstimmen: „Unser gesamtes Deutsches Vaterland — up ewig ungedeelt, wie man in Holstein sagt — es lebe hoch!“ Und als zwei Jahre später in demselben Monat Scharen von Schleswig-Holsteinern ihn dort begrüßten, dankte er ihnen in einer bedeutsamen — auch heute noch aktuellen — politischen Rede: „Ich habe mir gesagt, wenn wir die Herzogtümer nicht besitzen und erwerben, dauernd, so werden wir nie eine Seemacht werden können; die Herzogtümer und die Flotte sind unzertrennbar von einander, sie gehören zusammen, außerdem die Bevölkerung mit der sympathischen plattdeutschen Sprache niederdeutschen Ursprunges, sie gehören zu uns. Ich habe vor der ersten Eröffnung der Frage durch den Tod des Königs von Dänemark im November 1863 gleich die Überzeugung gehabt und vertreten, amtlich vertreten: ‚Dat möt wi hebbent.‘ Hoffend, daß ihm dafür wohl von den Schleswig-Holsteinern in ihrer Heimat, in ihren Herzen, Absolution erteilt worden sei, schloß er: „Wenn diese Bevölkerung einmal ihre Wahl mit Sachkunde getroffen hat, dann hält sie auch fest; und deshalb ist es mir nicht zweifelhaft, daß das ‚Up ewig ungedeelt!‘ sich nicht bloß auf Schleswig-Holstein, sondern auch in Zukunft auf das gesamte Deutschland immer mit Erfolg in Anwendung bringen läßt.“

Der ihm von der Stadt Altona überreichte Ehrenbürgerbrief enthält in der Bordüre aus Eichen- und Lorbeerblättern die Inschrift: „Up ewig ungedeelt“.

Der Deputation von Ostfriesen erwiderte der Altreichskanzler im Mai 1895: „Unsere früheren Beziehungen waren ja nur ein Ausdruck der Zusammengehörigkeit, die von Natur zwischen allen Deutschen oder doch mindestens zwischen der niederdeutschen Bevölkerung der Seeküsten, was man hier ‚de Waterkant‘ nennt, jederzeit bestanden hat. Wir sprechen alle dasselbe Plattdeutsch mit wenig dialektischem Unterschied in Ostfriesland und in Hinterpommern. Wir sind aber lange getrennt gewesen durch politische Grenzen und durch die Cimbrische Halbinsel. Es ist erfreulich, die Zeit zu erleben, daß die Verbindung beider Meere her-

gestellt ist durch Eröffnung des Kanals zwischen Nord- und Ostsee.“ Nachher sagte er noch zu einem Schleswig-Holsteiner: „1848 haben wir uns von Preussischer Seite nicht immer recht geschickt hineingemischt, aber schließlich ist es doch gegangen. Das alte plattdeutsche Sprichwort hat sich bestätigt: ‚Et möt doch woll warden.‘“

Gerade gelegentlich der Huldigungsfahrten niedersächsischer Abgesandten nach Friedrichsruh, meist zum Geburtstag des Fürsten, kam „unf' oll Modersprat“ besonders zur Geltung. Im Mai 1891 hatte Bismarck beim Empfang einer Deputation aus dem neunzehnten Hannoverischen Wahlkreis Rehdingen-Neuhaus, die von ihm die Übernahme des Mandates erbitten wollte, erklärt: „Die Ehre schätze ich doppelt hoch, nicht allein als Ihr Deutscher Landsmann, sondern auch als Ihr plattdeutscher Nachbar; ich bin im plattdeutschen Lande geboren und erzogen.“ Hierauf berief sich nun, im November, eine Abordnung des plattdeutschen Vereins aus Braunschweig bei Überreichung des Ehrenmitgliedsdiplomes. „As wi in Bronswoyk lesen deen, Dörchlaucht hadden seggt, Sei weeren of en Plattdütschen, denn kloppte et ösch under'n Postdauke höger. Wenn wi ösch sau in user leiven Sprake underholt, denn sau is et, as hören wi use Boröldern tau ösch spraken, or seihn wi se sitten under öhren Eiken un in Fre'en biratsla'en. Düsse Eiken erinnert ösch awer noch an eine Dütsche Eike, de allewiele noch steit. Dat is use Först Bismarck! Dat sünd Sei! De Wörteln darvon gahet eben sau wiet, as öhre Tölgens, se stahet in guten un fasten Bodden, un disse Bodden heet — Volksleewe!“ Der Fürst fragte, nach seiner Dankagung das auf dem Diplom in Silberarbeit ausgeführte Wappen von Braunschweig betrachtend: „Wo is denn dat Bird?“ Nach der Antwort, daß das springende Sachsenroß ein anderes Wappen sei, kam Bismarck auf die Niederdeutschen zu sprechen und äußerte, daß der Wandertrieb der Niederdeutschen im Gegensatz zu der Seßhaftigkeit der Oberdeutschen stets ein stärker gewesen sein. Schon in der frühesten Zeit seien die wandernden Stämme fast nur plattdeutsche gewesen. Die Oberdeutschen hätten im ganzen still gesessen, nicht so die großen Deutschen Wandervölker Goten, Burgunder, von denen zwar wenig Spuren erhalten seien. Was aber erhalten, sei plattdeutsch: die Bandalen, auch die kleineren Stämme, Rugier, Heruler, vor allen die Franken. Auch jetzt scheine der Trieb, nach Amerika auszuwandern, in den plattdeutschen Bezirken viel stärker. Es thue ihm leid, daß er nicht von Jugend auf mit diesen Sachen sich habe wissenschaftlich beschäftigen können, die oftmals mehr Interesse für ihn gehabt hätten als die hohe Politik. Er verstehe die plattdeutsche Sprache noch immer sehr gut, habe er doch bei seinen Spielen mit den Dorfkindern früher Platt-

deutsch als Hochdeutsch gelernt. Auch halte er das Plattdeutsch noch immer lieb und wert und unterhalte sich sehr gern darin.

Doch ist es ihm einmal begegnet, als Jüngling, beim unfreiwilligen Zuhören lebhafter Hin- und Herrede, daß „sin leim Modersprat“ ihm „böhmisch“ oder „spanisch“ vorkam, worüber die jüngst veröffentlichten köstlichen Briefe an seine Braut und Gattin, welche sonst nichts auf Plattdeutsch Bezügliches bieten, folgende Zeilen aus Greifswald vom 29. September 1838 mitteilen: „Man hört bei Tisch alle die wohlbeleibten Figuren mit rothen Gesichtern, dicken Händen und beneidenswerthem Appetit, die ausschließlich nur von Ackerbau und Kornhandel sprechen; obgleich sie alle erschrecklich schreien und heftig dabei gestikulieren, verstehe ich doch selten, was sie sagen, da man allgemein platt spricht, und sehr schnell, so daß ich nur mitunter etwas wie Raps, Hafer, Arbsen, Sämaschine, Dröschchen, Pummerische Last und Berliner Schäpel unterscheide; das höre ich denn mit sehr verständiger Miene, denke darüber nach und träume Nachts von Dreschhafer, Mist und Stoppelroggen.“

Seitdem war mehr als ein halbes Säkulum vergangen, aus dem von landwirtschaftlichen Dingen träumenden jungen Menschen der größte Deutsche Staatsmann geworden, welcher nun als der Alte im Sachsenwalde wieder der Kultur des Bodens sein Interesse zuwandte und die Politik thunlichst mied. Als den von all seinen hohen Ämtern Zurückgetretenen gleichwohl die Schmähungen einzelner Parteien verfolgten, erinnerte er sich der ersten Wahlversammlung, die er einst besucht hatte, wo bei seinem Eintritt der Ruf erscholl: „Hä, nu kümmt Bismarck, hä!“ Auf diese Leute gelte der alte plattdeutsche Spruch:

Wat je wöllt, dat hewwt se nich,
Un wat se hewwt, dat wöllt se nich.

Gottlob! erkannte das Volk in seinen besten Schichten die unvergänglichen Verdienste des einzig Einigen gebührend an. So brachten am Abend vor seinem fünfundsiebenzigsten Wiegenfeste dreitausend Hamburger dem Fürsten einen Fackelzug in Friedrichsruh. „Für heute“, rief der Gefeierte, „schließe ich mit dem plattdeutschen Wort, das gewiß wahr ist: ‚So vel Hurrah hett Friedrichsruh sin Dag nich hört!‘“

Das war im Jahre 1890. Im Jahre 1891, als ihn der Kriegerverein aus Osten zum Ehrenmitglied ernannte, freute er sich ganz besonders über die sein fromm-tapferes Wort „Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt“ besingenden Widmungsverse:

Wat noch nimmens harr 'ruistudeert,
Hett uns un' oll Kanzler lehrt —
All un' Dütschen in de Welt:
Unse Sat is god bestellt;

Denn wi brukt vör gor keen een,
As uns' Herrgott bang to we'n.
Fürst von Bismarck hett dat seggt,
Un he harr noch jümmer recht.

So steht ebenfalls auf dem ihm vom Hamburger Kriegerverband verliehenen Ehrenmitgliedsdiplom.

Der Verfasser, Diederich Hahn, hat auch im November 1891, als die fürstliche Familie wieder von Barzin nach Friedrichsruh übersiedelte und den Weg über Berlin nehmen mußte, bei der Durchfahrt auf dem Lehrter Bahnhof die folgende plattdeutsche Begrüßung vorgelesen:

Fürst von Bismarck, lange Johren
Sall de Herrgott Di bewohren!
Di erhollen jung an Noth,
Denn hett Dütschland keene Noth.
För dat niee dütsche Riet
Weerst un blivst Du Damm un Dief.

In seinem Dank betonte Bismarck, daß ihn vornehmlich die letzte Strophe sympathisch berührt hätte, da er ja ehemals Deichhauptmann gewesen wäre.

Im Juli 1892 sagte der Altreichskanzler in Kissingen zu einem Rostocker, der Grüße aus Mecklenburg übermittelte: „Rostock ist ja nicht weit von Friedrichsruh. Wi spräkt of Platt.“ — „En bannigen Riet!“, meinte der behäbige Dbotrit, als der Fürst vorbei war.

Am 19. März des nächsten Jahres empfing Bismarck drei Herren aus seinem Wahlkreis. Die Gespräche bei Tische trugen einen mehr familiären Charakter, wobei das plattdeutsche Idiom eine große Rolle spielte und der Wirt in fröhlicher Laune in Pfälzischem Wein das Wohl seiner lieben Wähler von der „Waterkant“ ausbrachte.

Am 18. Juni, bei der Huldigung der Mecklenburger, trank der Fürst auf die Gesundheit seiner Gäste und schloß mit dem nieder-sächsischen Spruch:

Uns' wohl un kein' üwel,
Wer dat nich will, is en Düwel!

Mit diesem scherzhaften Citat, das allgemeine Heiterkeit und stürmisches Hurrahrufen zur Folge hatte, leerte der alte Herr sein Glas.

Im Mai 1896 erfreute ihn abermals eine Abordnung aus Mecklenburg und überbrachte eine verkleinerte Nachbildung des dem Großherzog Friedrich Franz dem Zweiten im Schweriner Schloßgarten gesetzten Monumentes. „Ich habe in Mecklenburg auch persönlich viele Freunde und Jugendbekannte gehabt“, erzählte der Fürst. „Die ganze nieder-

deutsche Bevölkerung, die plattdeutsch spricht, umfaßt unsere alten Provinzen so gut wie Ihr Land. Wi spräkt datfüllwe Plattdütsch.“

Den Braunschweigern, die ihm ihre Ehrerbietung bezeigten, erwiderte er dankend: „Mir ist die Begrüßung des Braunschweigischen Landes in meiner Eigenschaft als Utmärker noch besonders wertvoll. Als Nachbarländer sprechen wir in der Heimat dasselbe Platt, bei dessen Tönen ich an der Elbe geboren bin.“

Die Getreuen in Jever, jene weltbekannt gewordene Tafelrunde, die dem Kanzler ihren Dankeszoll durch 101 Ribizeier an seinem Geburtstag seit 1871 darbrachte, meist mit niederdeutschem Geleitspruch, hatten zum 1. April 1894 folgendes Gedichtchen beigelegt:

Wenn Kiewitt kümmt, matt wi uns prat
To Börjahrsfaat,
Un bitt't üm moi Jahr.

Wenn Kiewitt röppt, denkt wi an Di
Un dankt wi Di
För mannig moi Jahr.

Wenn Kiewitt leggt, denn griep't wi to
Un gratuleert un wünscht darto
Di mannig moi Jahr!

Darauf erging nachstehende Antwort: „Die plattdeutschen Begleitverse erhalte ich stets mit besonderem Vergnügen und habe in diesem Jahre das lange nicht gehörte Wort ‚moi‘ darin wieder begrüßt, das mir aus einer Reise durch Holland und Friesland lebhaft in Erinnerung ist und sich in Pommern in der Form ‚moilich‘ oder ‚mojelich‘ wiederfindet.“

Im edlen Wettstreit mit den Getreuen von Jever sandte ehemals ein benachbarter Ziegeleibesitzer alljährlich seinen Tribut zur Ribizeierspende unter Hinzufügung eines „Rimel“ mit der Unterschrift „oll Bur“ anonym ein. Leute im Ammerlande vervollständigten das Lieblingsgericht durch ihren „berühmten Swiene-Schinken“, gleichfalls mit plattdeutschem Gruß, welchen der Verfasser „im Auftrage von vele Westerstädter un för sich sülvst“ unterzeichnete und hinzusetzte: „Wenn He keen Ammerlandsch Plattdütsch kann, denn wend He sich man an den Sternkiefer Tiegen; dat is mien Landsmann.“

Alle diese und ähnliche Beweise ungeschminkter und ungekünstelter Volkstreue bereiteten dem dafür sehr empfänglichen Fürsten rechte Freude. Mehrfach veranlaßten ihn einzelne charakteristische Dialektausdrücke zu ernst- oder scherzhaften Auseinandersetzungen. Gelegentlich betrieb er, wie bereits angedeutet worden ist, kleine Sprachforschungen; und der

Englische Maler Richmond berichtet, daß er ihm einst einen Vortrag über die Deutschen Dialekte gehalten habe.

Himmelfahrt 1894 erschienen Mitglieder der Holsteinischen Militärvereine. Bismarck durchschritt die Reihen der alten Krieger und bediente sich wiederholt des Plattdeutschen; so äußerte er gegen einen Stehoer, der auf die Erkundigung nach dem Alter seiner Vaterstadt mit Stolz versetzt hatte: „Über tausend Jahre, Durchlaucht!“ mit zweifelnder Miene: „Is dat nich to veel?“ Einen älteren Biedermann, dessen Garderobe in ihrer schmucklosen Einfachheit mit dem Vorhemd aus schwarzem Stoff und der altväterisch-schwarzen Halsbinde, mit der glatt rasierten Oberlippe und dem das volle rote Gesicht fraisenartig umrahmenden grauen Bart seinem Besitzer einen seemännischen Anstrich gab, fragte er: „Sie haben wohl bei der Marine gedient?“ Aber die Antwort lautete: „Nein, Durchlaucht, zu Lande,“ was den Fürsten zu dem Geständnis veranlaßte: „Ich hätte Sie nach der ‚Waterkant‘ taxiert.“ Ein anderer, nach dem Jahrgang seiner Dienstzeit befragt, erwiderte „1848/50“ und setzte, zur Charakterisierung seiner Landsmannschaft, hinzu, er stamme aus der Gegend, wo man „Jungs, holt fast!“ zu sagen pflege.

Am ersten Juli unternahm der in Hamburg tagende Journalisten- und Schriftstellerverband einen Ausflug nach Friedrichsruh. Zu einem Teilnehmer, der aus Thüringen hergekommen war und sich als Sachse bezeichnete, bemerkte Bismarck: „Sachsen ist eigentlich nur hier, wo man plattdeutsch spricht; aber Thüringen ist auch nicht übel.“

Ein Jahr später, als Verehrer aus dem Königreich Sachsen ihn besuchten, betonte er bedeutungsvoll: „Übrigens, meine Herren, ich habe vier Sachsen hier am Tische und höre keine Spur von Dialekt, das giebt doch auch zu denken. Mein Bruder, der nur ein Semester in Leipzig studiert hatte, sprach das schönste Sächsisch noch ein halbes Jahr weiter.“

In einem Artikel „Der Achtzigjährige im Sachsenwalde“ lesen wir eine Stelle, die sich auf die fürstlichen Förster bezieht. Dabei findet man folgende Anekdote: Der Fürst beabsichtigte anfangs, die Forsthüterei auf der ehemaligen Kupfermühle eingehen zu lassen, und erklärte das dem Inhaber des Postens. Aber da fand der Herkules des neunzehnten Jahrhunderts seinen Überwinder. „He wull mi verdriven“, sagte der alte Brandt, „äwer id säd to em: Herr Bismarck, säd id, id stah up minen Kunterrakt. Id heww en Kunterrakt, dat id hier Tidewens bliwen kann. Da säd de Herr Bismarck to mi: Wenn Sei en Kunterrakt hewwen, denn kann id da nix gegen maken, denn bliwen Sei da wahren, so lang’ Sei lewen.“ Diese Geschichte ist aber unrichtig.

Brandt besaß keinen Kontrakt, hatte auch kein Bedürfnis, sich auf solchen zu stützen; er hatte bei der ersten Begegnung mit seinem Herrn die mündliche Zusage erhalten, daß er dort bis an sein seliges Ende wohnen bleiben könne. Darin bestand sein Kontrakt, worauf er sich allerdings der Forstverwaltung gegenüber berief.

Authentisch ist dagegen das nachstehende Geschehnis: Einst kündigte der Barziner Gutsherr einem seiner Pächter, weil derselbe dem Trunk ergeben war, die Entlassung an. „Ne, Exlenz, darut ward mir!“ meinte der Mann, „ic' heww minen Kunterrakt.“ — „„Ich werde Sie zwingen.““ „„Na, dat will'ck 'mal seihn!“ — Er behielt die Pacht, trank jedoch keinen Tropfen mehr über den Durst.

Der 24. April 1895 vermehrte die Zahl der für Bismarck zum achtzigsten Geburtstage bestimmten Huldigungen. Er empfing aus Braunschweig Vertreter des plattdeutschen Vereines, die eine Miniaturnachbildung des von Heinrich dem Löwen 1166 errichteten Denkmals überbrachten, mit einem in Wechselrede vorgetragenen plattdeutschen Poem. Der Fürst äußerte auf die eigenartige Begrüßung eingehender denn je zuvor seine Gedanken über das Niederdeutsche: „Ich bin den Kinderjahren zu fern getreten und habe zu selten seitdem Plattdeutsch gehört und gesprochen; ich kann deshalb in dem heimischen Idiom, dem ersten, das ich auch als kleiner Junge gehört und gesprochen habe, nicht so geläufig antworten. Es geht mir mitunter, wenn ich mit den Leuten im Walde platt reden will, daß ich in ausländische Formen, englische und verwandte, gerate, und daß die Leute mich etwas verwundert ansehen; aber das alte Gefühl der plattdeutschen Gemeinsamkeit habe ich immer behalten. In meinem Geburtsort Schönhausen spricht man gerade so wie Sie das Braunschweigische Platt; es ist von dem Hamburger etwas verschieden, aber auch von Hinterpommern. Ich wollte nur erwähnen, daß in meinem Geburtslande, in der Altmark, der nieder-sächsischen Dialekt vorherrschend ist. Ich fühle mich immer heimisch berührt, wenn ich Plattdeutsch lese und höre, und ich bedauere, daß die Sprache, in der vor dreihundert Jahren gedruckt wurde und alle unsere Urkunden geschrieben waren — ich habe noch eine plattdeutsche Bibel in Barzin liegen aus dem sechszehnten Jahrhundert —, daß die so allmählig abkommt. In meinen jungen Jahren sprach man namentlich in Vorpommern auch noch in gebildeten Kreisen stets plattdeutsch, auch bei Tisch in der Konversation; und die feinsten Damen, die im Winter in der Residenz lebten, sprachen auf dem Lande ein geläufiges Platt. Das ist auch nicht mehr und schwindet mehr und mehr. Hier hält es sich noch, hier findet man noch Leute, die es verstehen und sprechen. Es ist mir immer angenehm eine solche Begegnung. Auch ganz wohl-

gebildete und wohlgekleidete Damen habe ich hier gefunden, die mir nur plattdeutsche Antworten gaben, wenn ich nach dem Wege fragte, früher, wo ich hier noch nicht Bescheid wußte. Es ist gar nicht lange — hundert Jahre — her, da war das Plattdeutsche in dem Braunschweigischen Lande bis in die höheren Kreise verbreitet. Das ist auch mir aus einer Äußerung von Friedrich dem Großen erinnerlich, der von Generalen der damaligen Zeit sprach und sie nannte: „Mine Herren Lüde“. Die Generale müssen so zu ihm gesprochen haben, und Friedrich der Große hat diese plattdeutsche Bezeichnung der Armee in einem Französischen Briefe angeführt. Das läßt darauf schließen, daß die Generale plattdeutsch gesprochen haben. Es hat mich frappiert; aber der Brief Friedrich des Großen existiert, und Friedrich hat wohl Platt verstanden, aber sich gewiß nicht so aus eigener Empfindung ausgedrückt.“

An demselben Tage war auch eine Deputation aus Köln gekommen. Bei der Tafel brachte der Fürst den Trinkspruch aus: „Maaf Köln!“ und fuhr fort: „In das Hoch nehmen wir wohl unsere plattdeutschen Nachbarn aus Mölln, Lauenburg und Braunschweig mit auf, denn die Kölner gehören doch auch mit zu dem plattdeutschen Gebiet. Die Grenze geht zwischen dort und Bonn.“

Alle diese Mitteilungen fallen in das Jahr 1895, das überhaupt für den Fürsten Bismarck ein gesegnetes plattdeutsches Jahr war. Als Cigarren herumgereicht wurden, sagte er: „Wenn ick roken schall, denn möt ick 'ne Pip hemwen.“ Steiermärker hatten einen Pokal gestiftet, aus dem er auf das Gedeihen der grünen Steiermark und Österreichs trank, beim Niedersetzen des Humpens äußernd: „De Win is god.“ Als gegen Ende des Mahles der Fürst die Klänge hörte, die den Aufmarsch der Innungen begleiteten, fragte er den Grafen Kanizay: „Mut id 'rut?“

Einmal kam das Gespräch auf Musik. „Ich bin von Haus aus nicht unmusikalisches“, bemerkte Bismarck, „ich war als Korpsstudent sogar Vorsänger, häufig genug habe ich meinen Bundesbrüdern das ‚In einem fühlen Grunde‘ anstimmen müssen.“ — „„Kennen Durchlaucht die pädagogische Version dieses Liedes zum Schulgebrauch:

Mein Onkel ist verschwunden,
Der dort gewohnet hat?““

„Ganz recht!“ lautete die lachende Antwort, „ich kenne auch noch eine andere Lesart:

De Dümel hett em halt.“

Dieser Rück Erinnerung an die flotte Zeit des Bruders Studio möge noch folgende angereicht werden. Bismarck hatte Besuch aus Berlin und erklärte: „Das Berliner Deutsch, von Gebildeten gesprochen, halte ich

für das beste, es zeigt am wenigsten Dialekt.“ Auf den Einwurf, daß der reine Berliner Jargon für Fremde etwas Aggressives habe, sagte er: „Mir hat er wenigstens eine Mensur eingetragen. In Göttingen gebrauchte ich einst in einer Gesellschaft von Hannoveranern die Wendung: ‚Jck ooch.‘ Es wurde mir bedeutet, daß ‚ooch‘ keine Berechtigung habe, es hieße ‚auch‘ oder plattdeutsch ‚ok‘. Ein Wort gab das andere, bis diese linguistische Frage nur noch durch Anwendung der Schläger entschieden werden konnte.“

Übrigens verstand er, der während der Hälfte seines Lebens „Köln an der Spree“ bewohnt hat, die Sprechweise des richtigen Berliners gründlich und freute sich bei der Lektüre von Julius Stindes humor- und gemütvollen Büchern der Wilhelmine Buchholz ganz speziell „der genauen Wiedergabe des Dialektes“.

In seinen plattdeutschen Ausprüchen lernen wir den Menschen Bismarck kennen in seiner ganzen Kernigkeit, in seinem treuen Heimatgefühl, in seinem behaglichen Humor und in seinem tiefen Empfinden. Ja, auch ein reiches, weiches Gemüt besaß der gewaltige Riese. Schöner, schlichter hat er es kaum je bezeugt, als einst durch ein paar plattdeutsche Worte. Ein Hoch in Friesischer Mundart wurde auf ihn ausgebracht, es schloß mit dem Verse:

„So lang' in uns dat Hart noch fleit,
So'n Leeb un Tru ot nich vergeiht,
Durchlaucht schall lewen!“

Da drückte der greise Fürst tief gerührt dem Sprecher die Hand und wiederholte mit bewegter Stimme:

„Ja, so lang' dat Hart noch fleit!“

Fürst Bismarck und Fritz Reuter.

Wenn wir vom eisernen Kanzler singen und sagen, dann steigen ernste Gedanken und große Erinnerungen auf und mächtige weltgeschichtliche Gestalten und Geschehnisse. Aber auch der Frohsinn fehlt nicht; ein Humorist meldet sich zum Wort, der gar manches liebe Mal die Sorgen von der Stirn des Staatsmannes zu scheuchen und ein Lächeln um seine Lippen zu zaubern verstanden hat: Fritz Reuter.

In meinem den Manen des ersten Deutschen Kanzlers gewidmeten Gedenkblatt „Fürst Bismarck und Fritz Reuter“ (Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung) sind die Beziehungen Beider geschildert. Zur Ergänzung biete ich hier nun einige weitere, vorwiegend heitere Beiträge.

Es war im Jahre 1835. Der junge Auskulturator Otto von Bismarck hatte als Protokollführer beim Berliner Stadtgericht eines echten Spree-Atheners Ausfagen niederzuschreiben, der sich aber in so ungehörlichen Redensarten erging, daß Bismarck ihm zurief: „Herr, mäßigen Sie sich, oder ich werfe Sie hinaus!“ Der vorsitzende Stadtgerichtsrat bemerkte darauf im trockenen Amtston: „Herr Auskulturator, das Hinauswerfen ist meine Sache.“ Als nun des Protokollisten Geduld wieder auf eine harte Probe gestellt wurde, drohte er dem Berliner, mit einem Blick auf seinen Vorgesetzten: „Herr, mäßigen Sie sich, oder ich lasse Sie durch den Herrn Stadtgerichtsrat hinauswerfen!“

Diese hübsche Anekdote wurde 1855 in dem von Reuter redigierten „Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Pommern“ gedruckt, und zwar in der folgenden lustigen Fassung:

„Un, Herr Burmeister, dat's nich wohr!“ rief Schuster Draht.

„Un dat's doch wohr, Herr Burmeister!“ rief die Schneiderfrau Flicker dagegen.

„Un Du lüggst, as Du dat Mul updeihst! Un Du kannst de Wohrheit nich seggen, un wenn't of Din eigen Borthheil wier!“ schreit Draht.

Die Schneiderfrau Flicker holt jetzt aus den Rüstkammern ihrer Streiftüchtigkeit und Kampfbegier das größte Geschütz von Schimpfworten und schleudert es auf den unglücklichen Schuster, bis es dem anwesenden Polizeidiener passend scheint, sich mit seiner Autorität einzumischen.

„Wenn Sei nich ogenblicklich dat Mul hölt, denn ward ic Sei 'rute smieten, Fru Flicken.“

„Greif“, sagt der Bürgermeister, „wie kann Er sich unterstehen, sich in Sachen zu mischen, die nicht seines Amtes sind? Das Ausschmeißen ist meine Sache!“

Die Verhandlungen gehen ihren Gang weiter, bis die Lebhaftigkeit der Parteien wieder jenen Grad von Heftigkeit erreicht, den man im gewöhnlichen Leben durch „gegenseitiges Aussehlen“ zu bezeichnen pflegt. Das Polizeigewissen des zur Ruhe verwiesenen Greif regt sich. Diesen Auftritt, diese Verhöhnung aller Autorität kann er nicht länger ertragen. „Wenn Si nu nich ruhig sieb“, ruft er entrüstet, „denn ward ic Jug von den Herrn Burmeister 'rutsmieten laten!“

Ein sowohl Bismarck wie auch Neuter bekanntes „Läuschen“ ist alten Ursprungs. Einst wurde an der fürstlichen Tafel Schweizerkäse herumgereicht und dabei die Frage aufgeworfen, ob Käse zum Wein passe. „Gewisse Sorten zu gewissen Weinen“, entschied der Hausherr. „Ich erinnere mich, daß in der Zeit, wo in Pommern tüchtig getrunken wurde, die Raminier am schärfsten tranken. Da hatte einmal Einer von Stettin Wein bekommen, der ihm nicht schmecken wollte. Er schrieb dem Kaufmann deswegen. Der aber schrieb ihm zurück:

„Get Käj' tau Win, Herr von Ramin,
Denn smect de Win,
Wie in Stettin of tau Ramin!“

Das hat auch Fritz Neuter gewußt. Dr. Scheven in Teterow schickte mir vor Jahren eine Postkarte: „Beim Glase Rothspohn sitzend, fällt uns eine kleine Historie ein. Friging war in Stettin und hatte Wein probiert und gekauft. In Neubrandenburg mundete ihm die Marke nicht so, wie dort. Er schrieb dem Weinhändler einen energischen Brief. Antwort:

„Get Du man Käj' tau Dinen Win,
Denn smect hei Di wie in Stettin!“

Diese Anekdote erzählte Neuter selbst an meinen Vater.“ — Ich möchte hierzu bemerken, daß der Mecklenburgische Humorist jene Erfahrung hoffentlich nicht für seine Person gemacht hat, ebenso wenig wie unser Altreichskanzler, sondern, gleich ihm, den charakteristischen Vorfall und Vers einmal gehört und als hübsche Schnurre „Ich will Jug vertellen“ mit Behagen wieder zum Besten gegeben haben wird.

Von seinem Volkshumor giebt Bismarck in seinen Reden dann und wann amüsante Proben, so in der Reichstagsitzung vom 26. März 1886 über das Branntweinmonopol: „Der Trunk ist recht eigentlich —

ich spreche immer nur von den Provinzen, die ich kenne — in den Städten zu Hause, wird dort ausgebildet, mit Bier großgezogen und endigt mit Branntwein. Er wird auch da mit viel mehr Rücksicht behandelt. Ich habe einmal einen Offiziersburschen sagen gehört: Ja, wenn es den Herren 'mal passiert, dann heißt es: ‚sie sind heiter gewesen‘, und trifft es unsereinen, dann heißt es: ‚Das Schwein ist besoffen.‘“ Diese vom hohen Hause mit Heiterkeit aufgenommene Pointe mag Bismarck aus genannter Quelle geschöpft haben oder im allgemeinen, wie Fritz Reuter, aus dem Volksmunde; es ist aber auch möglich, daß der Fürst die signifikante Unterscheidung aus dem Läusehen „De Umnerscheid“ selbst noch im Gedächtnis hatte mit dem Schluß:

„Er ist besoffen, Er ist duhn,
Was soll ich mit so'n Schweinhund thun?“ —
„Je, gnäd'ge Herr, dat seggen Sei woll,
Dat sünd so'n Saken“, seggt de Oll.
Wenn unserein 'mal grad nich steiht
Un sück 'mal einen tügen deiht,
Denn heit dat glit: „Er Schweinhund, Er!“
Doch wenn so'n börnehm gnäd'ge Herr
Sick 'mal en rechten Dücht'gen tügt,
Denn heit dat blot: „Wir waren sehr vergnügt!“

Im ersten Bande der „Gedanken und Erinnerungen“ berichtet Bismarck, wie er, zur Zeit der Verständigung Österreichs mit Preußen gegenüber Dänemark, mit Wrangel, der von an den Galgen gehörenden Diplomaten an König Wilhelm unchiffriert bespiciert hatte, in Konflikt kam. Der Fürst erzählt weiter, daß einst bei einer der vielen festlichen Gelegenheiten, wo sie Tischnachbarn waren, der Feldmarschall, verschämt lächelnd, ihn anredete: „Mein Sohn, kannst Du gar nicht vergessen?“ Ich antwortete: „Wie sollte ich es anfangen zu vergessen, was ich erlebt habe?“ Darauf er nach längerem Schweigen: „Kannst Du auch nicht vergeben?“ Ich erwiderte: „Von ganzem Herzen.“ — Diese Geschichte erinnert an das, was Onkel Bräsig in „Ut mine Stromtid“ dem Kaufmann Kurz zu Gunsten seines Sohnes sagt; er mahnt ihn an seine eigene Sünde, nämlich an die Hosen, die Kurz ihm verkauft hatte, und die nicht die Farbe hielten: „Sie wollen den jungen Burschen, der Ihr geborener Sohn is, nich die Dummheiten vergeben und vergessen? . . . War das nich 'ne pure Slechtigheit von Sie, mich mit der Hose 'rumlaufen zu lassen, un Sie wußten, daß sie roth wurd, un hab' ich Ihnen das nich vergeben un vergessen? Vergessen zwarsten nich, denn ich habe eine starke Erinnerungskraft für das, was passiert ist. Aber Sie brauchen das dem jungen Menschen auch nich zu vergessen, Sie sollen ihm das man vergeben.“

Gaederk, Was ich am Wege fand.

Wenn im Anfang der Erzählung „Ut de Franzosentid“ der prächtige alte Amtshauptmann Jochen Weber geschildert wird: „Up sin breide Stirn stunn schrewen, un ut sin blagen Ogen kunnt Ji lesen: Kein Minschenfurcht, woll äwer Gottesfurcht!“ — wem erschiene es da nicht sehr wohl möglich, daß Bismarck bei seinem berühmten Ausspruch vom Jahre 1888: „Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt“ just nicht an Livius oder Konrad von Würzburg, an Racine oder Ernst Moritz Arndt dachte, die sich einmal ähnlich ausgedrückt haben, wie Büchmanns „Geflügelte Worte“ melden, sondern eher an Fritz Reuter?

Geheimrat Aegidi, erstaunt über Bismarcks Belesenheit und universales Wissen, erhielt einst auf die Frage: „Wie haben Durchlaucht das Alles gelernt?“ die Antwort: „Das verdanke ich einem alten Onkel!“ Und nun erzählte der Fürst von diesem Sonderling, der sämtliche Werke von wirklicher Bedeutung anschaffte, die er als junger Mensch in Schönhäusen mit Feuereifer studiert habe. Solche Universalität konnte zum Polyhistor schulen, nur nicht den Otto von Bismarck; er trug in sich die Gestaltungskraft, jedes Wissen in ein Können umzusetzen. „Grau, teurer Freund, ist alle Theorie, und grün des Lebens goldner Baum.“ Eine solch' universelle Künstlernatur war auch Fritz Reuter; von ihm existiert ein ähnliches Geständnis in einem plattdeutschen Briefe: „Dat Beste in mine Bäuser stammt woll von mine ollen Tantens her.“

Die Getreuen in FEVER wandten einst den Titel eines Reuterschen Romans auf den Fürsten an, indem sie zum 1. April 1879 ihre Ribitz-eier mit folgendem Geleitspruch versahen:

Bi all den Striet um Stür un Toll
Sollt wi't doch mit dat Monopoll:
De Kiewits-Eier, Hundert un Een,
Blivt för „Dörchläuchting“ ganz alleen.

Zuweilen zitierte Bismarck Redensarten Reuterscher Gestalten. Bei der Hulldigung der Mecklenburger zu Friedrichsruh im Juni 1893 betonte er: „Mecklenburg hat Anteil an der Deutschen Einigung. Nehmen Sie an, daß wir Anno 1815 bei Waterloo nicht gesiegt, daß wir den alten Blücher nicht gehabt hätten. Auch damals bei Blücher is de Mecklenborgsche Fixigkeit nich utblewen.“ Natürlich schwebte ihm Bräsig's Äußerung von der „Fixigkeit“ vor. Seine Gemahlin wußte in den Werken des Humoristen nicht minder gut Bescheid. Der mit der fürstlichen Familie befreundete frühere Deutsche Botschafter in Rom, Robert von Keudell, teilte mir mit: „Ich habe geglaubt, in den von der Fürstin öfters gebrauchten Wendungen ‚Darin bin ich Dir über‘ und ‚ich bin die Nächste dazu‘ Spuren Reuters zu erkennen. Der Fürst hörte



Fritz Rauten

Nach einer Bleisfederzeichnung von Theodor Schloepke.

solche lächelnd an; sie waren ihm also auch geläufig. — Daß sogar Kaiser Wilhelm I. sich einmal eines Zitates aus der „Stromtid“, und zwar jener drolligen Lieblingsphrase der lütt Frau Pastor, Bismarck gegenüber bedient hat, erzählte der Reichskanzler bei einer Abendunterhaltung im Dezember 1890: „Ein kleiner Prinz, der seit 1848 über die Schwäche der Preussischen Regierung gegen die Revolution den Dienst als Gardeoffizier quittiert hatte, verfolgte die Berliner Staatsleitung mit Haß, ja, er ging so weit, vor König Wilhelm zu treten und gegen mich Klage zu erheben, daß ich Seiner Majestät nach dem Leben trachte. Eines Tages sagte mir der alte Herr: „Wissen Sie, Bismarck, was Prinz*** behauptet? Sie hätten Attentatsgelüste gegen mich. Nun, das ist ja wahr: Sie wären der Nächste dazu!“

Reuters wurde u. a. den 9. Januar 1871 in einem Gespräch von Bismarck gedacht, welcher äußerte: „Ja, „Aus der Franzosenzeit“, das ist sehr hübsch, aber es ist kein Roman.“ Man nannte die „Stromtid.“ „Hm“, sagte er, „dat is, as dat Ledder is. Das ist allerdings ein Roman, Manches gut, Anderes mittelgut; aber so, wie der Bauer geschildert ist, so sind sie wirklich.“

Immerhin nur ein bedingtes Lob. Doch selbst über Goethe lautete Bismarcks Kritik streng. „Na“, versetzte er zu Abeken, „von Goethe schenke ich Ihnen drei Viertel. Das Übrige freilich — mit sieben oder acht Bänden von den vierzig wollte ich wohl eine Zeitlang auf einer wüsten Insel leben.“

Jedenfalls bereiteten ihm, wie er selbst gestand, Reuters „naturwüchsig“ Geschichten „viel Vergnügen“, als „alte Freunde“ hieß er die ihm vom Verfasser 1866 zugeschickten Bücher willkommen. „Ich erinnere mich an Bismarcks wiederholt mir gegenüber ausgesprochenes lebhaftes Interesse für Fritz Reuters geistiges Werk“, schreibt mir der in der fürstlichen Familie damals verkehrende Generalkonsul Georg von Dörzen, „und wie sehr er durch die Zusendung seiner sämtlichen Schriften erfreut worden. Zum letztenmal hörte ich Bismarck über Reuter an seinem Mittagstische sprechen, als ich nach dem Attentate den Fürsten in Rissingen aufsuchte. Er las damals „Ut mine Festungstid“.“

Von ganz hervorragender Bedeutung erscheint Bismarcks Ansicht über Reuter und die Burschenschaft. Auf der zweiten parlamentarischen Soiree zu Berlin, am 12. März 1877, machte der große Staatsmann das politisch höchst interessante und für seine eigene Person sehr charakteristische Geständnis: „Gegen das Berliner Obertribunal herrschen noch alte Vorurteile aus der Zeit der Burschenschaft-Untersuchungen, wo unsere obersten Gerichtshöfe so oft ungerecht waren. Wer liest nicht mit inniger Teilnahme Reuters Schilderungen des Zuchthauslebens der

Burschenschafter? Es hing an einem Haar, so wäre ich auch zur Burschenschaft gegangen und dann gewiß auch verurteilt worden.“ Einer ihm zum fünfundsiebzigsten Geburtstag gratulierenden Deputation der Burschenschaft dankte er mit den Worten: „Das Jahr 1815 ist unser beiderseitiges Geburtsjahr. Beide haben wir, die Burschenschafter und ich, das Gleiche erstrebt: die Einigkeit Deutschlands. Das ist erreicht worden.“

Bei seinem Aufenthalt zu Jena, im Sommer 1892, äußerte der Fürst: Thüringen habe in der vergangenen Zeit unter der Zerrissenheit am meisten zu leiden gehabt, darum habe auch hier der Einheitsgedanke früh starke Wurzeln geschlagen. Seinen Ausdruck habe er bereits in der Gründung der Deutschen Burschenschaft gefunden, einer edlen, wenn auch damals noch verfrühten Bestrebung für die Deutsche Einheit. Gerade in Jena sei dieser Gedanke immer lebendig geblieben, dieser Gedanke, dessen Verwirklichung er Zeit seines Lebens seine ganze Kraft geweiht habe. — In längerer Rede erwähnte er, wie er 1832 die Universität bezog mit mehr burschenschaftlichen, als landsmannschaftlichen Empfindungen, daß es äußere Umstände waren, die ihn davor bewahrten, in die späteren Gefahren der burschenschaftlichen Thätigkeit verflochten zu werden. „Es war doch damals auf dem Märktischen Sandboden das Gefühl der Deutschen Nationalität nicht so absolut fremd, daß nicht ein irgendwie lebendiger Geist in seinem Sinne empfunden und gewirkt hätte.“

Auch nicht auf dem Mecklenburgischen, wo ein lebendiger Geist, wie der Bürgermeistersohn aus Stavenhagen, ebenso dachte, vollends, als er in dem nämlichen Jahre, da der Märktische Junker die Universität Göttingen bezog, nach Jena ging.

„Wenn Einer Augen hat zu sehen, so wird er zwischen den Zeilen meiner Schreibereien herauslesen müssen, daß ich immer Farbe gehalten habe, und daß die Ideen, die den jungen Kopf beinahe unter das Weil gebracht hätten, noch in dem alten fortspuken“, gestand der ehemalige Burschenschafter und berühmt gewordene Volksdichter seinem — noch jetzt am Leben befindlichen — Leidensgefährten von der Festung Silberberg, dem greisen Geheimen Justizrat Franz Rudolf Wachsmuth zu Croffen, im August 1864. Schon sah er frohgemut die frischen Keime zu einem neuen Kaiserreich unter dem Schutz und Schirm Preußens; er erkannte, was man bisher nicht wußte, schon damals auch die außerordentliche Bedeutung des leitenden Staatsmannes. Diese geschichtlich wertvolle Nachricht verdanke ich dem früheren Finanzminister von Miquel, der bereits 1862, auf dem ersten norddeutschen Nationalvereinstag zu Lübeck, den „Literaten“, wie Neuter in der Teilnehmerliste bezeichnet wird, als Parteigenossen kennen gelernt hatte. „Wir freundeten uns sehr an. Ich gewann

den trefflichen Menschen sehr lieb," schrieb mir der inzwischen heimgegangene Johannes von Miquel. „Fritz Reuter war durchaus kein politischer Mann, aber ein Deutscher Patriot durch und durch, mit sehr gesundem politischen Verstand. Ich erinnere mich, daß, als ich als Referent des Ausschusses auf der Nationalvereins-Versammlung in Eisenach, im Herbst 1864, mit Entschiedenheit die Preußische Zentralgewalt gegenüber den mehr Gewicht auf eine Nationalverwaltung legenden Süddeutschen in den Vordergrund stellte und sogar wagte, leise auf Bismarck mitten in der Konfliktzeit hinzuweisen, was viel Entrüstung erregte, Fritz Reuter mir seine volle Zustimmung ausdrückte und alles andere für ‚Kaff‘ erklärte.“ Das ist gewiß von hohem historischen Interesse. Bisher datierte man die Genesis seiner offenkundigen Bismarck-Anhängerschaft bekanntlich vom Herbst 1866, also zwei Jahre später, nach dem ruhmreichen Feldzug und Friedensschluß.

Daß für Deutschland ein ganzer Mann not sei, hatte er übrigens schon früh erkannt. Im Anfange der fünfziger Jahre verfaßte er ein politisches Gedicht, eine Schilderung unseres Vaterlandes, wie es durch den Bundestag 1815 konstituiert worden war. Wie nachmals in Bismarck, erblickte Reuter damals in Ernst Moritz Arndt den herbeigesehnten Niesen. „Das Deutsche Haus“ betitelt sich diese im dritten Bande meines Buches „Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen“ veröffentlichte Dichtung, ein sehr drastisches, satirisches Spiegelbild der ehemaligen kleinstaatlichen Zustände. Der am Schluß erscheinende Baumeister könnte sehr wohl Bismarck sein, ahnungsvoll vorausgeschaut, so trefflich paßt die Darstellung auf ihn, der als Göttinger Bruder Studio bei einem fröhlichen Kommerz in der Korpskneipe „Zum Deutschen Hause“ gesagt hatte: „In zwanzig Jahren ist Deutschland einig, ich biete fünfundzwanzig Flaschen Sekt.“ Während des Deutsch-Französischen Krieges erzählte er von dieser Wette und meinte: „Das Merkwürdigste ist, daß ich schon im Jahre 1833 den Gedanken und die Hoffnung gehabt haben muß, was jetzt mit Gottes Hilfe wahr geworden ist, obwohl ich damals mit den Verbindungen, die das wollten, nur im Gefechtszustande verkehrte.“

Also der Korpsstudent von Bismarck und der Burschenschaftler Reuter dachten das Nämliche, zu gleicher Zeit, der zukünftige große Politiker und der zukünftige große Poet. Originell ist, wie Letzterer sich auch als Prophet bewährte: er schickte Ausgang desselben Dezenniums ein dreiaktiges Originallustspiel in die Welt: „Die drei Langhänse“. Eine und dieselbe Person in drei verschiedenen Positionen verursacht komische Konfusionen. Was beispielsweise der Oberförster Langhans befürwortend dem Rentamtmanne Langhans unterbreitet, sendet der Rentamtmanne Langhans mißbilligend dem Justitiar Langhans, und der Justitiar Lang-

hans schildert auf beide. Das amüsante Stück wurde mit Neufache und Helmerding in den Hauptrollen wiederholt am Königstädtischen Theater zu Berlin aufgeführt. Das war 1858. Sehr wahrscheinlich diente diese Neutersche Idee dem „Kladderadatsch“ zehn Jahre später zu einer Illustration: „Die Tripelgänger“, Bismarck in seinen drei Eigenschaften als Ministerpräsident, Bundeskanzler und Minister von Lauenburg. Die humoristische bildliche Darstellung des dreifachen Bismarck erläuterte der darunter stehende, im Hinblick auf Reuters „Drei Langhänse“ um so interessantere Text:

Der Minister-Präsident

überreicht dem Bundeskanzler eine Ausführung darüber, daß der Minister von Lauenburg auch einen Theil der Staatsschuld für die Provinz übernehmen müsse.

Der Bundeskanzler

theilt dies Schriftstück dem Minister von Lauenburg zur Erörterung seiner etwaigen Bedenken dagegen mit.

Der Minister von Lauenburg

findet die Zumuthung des Preussischen Ministers doch etwas stark und übergiebt dem Bundeskanzler eine gründliche Auslassung über dieselbe.

Aus bisher unveröffentlichten Briefen unseres Dichters an seinen Magdeburger Leidensgefährten Hermann Grashof, dem „Ut mine Festungstid“ gewidmet ist, kann ich zwei beachtenswerte Stellen anführen. Ein Passus vom September 1866 hat den folgenden, für die damalige Zeit charakteristischen, an die Satire des „Kladderadatsch“ erinnernden Inhalt: „Ja, es ist eine schnurrige Welt, es sieht aus, als wenn Alles auf den Kopf gestellt ist: Lübeck will preussisch werden, Mecklenburg soll seine erbweisliche Verfassung verlieren, die Junfer ihre Hollfreihheit; Bernhard Erich Freund will nicht, Arinoline von Neuf noch weniger, — und die Sächsische Armee steht in Ungarn! Was soll daraus kommen? Classen-Kappelmann weiß es nicht, Jacoby weiß es auch nicht und ich auch nicht. Mich amüsiert nichts mehr bei dieser Rathlosigkeit, als das Gebahren der Mecklenburgischen Junfer. Dem armen Großherzog mögen die Haare schön wehthun; auf der einen Seite die renitenten kleinen Herren seines Landes, auf der andern Bismarck.“ Harmloser ist der zweite Hinweis vom März 1867: „Vor etwa zwanzig Minuten erhielt ich Deinen Brief und beantworte ihn sogleich, den einen Theil, nämlich den humoristischen, heute außer Acht lassend, den Haupttheil aber, den praktischen, à la Bismarck bei den Hörnern fassend.“ Diese heitere Anspielung zeigt, wie der Gedanke an Bismarck sich ihm unwillkürlich aufdrängt. Fritz Reuter hatte längst gemerkt, daß seine frühere Furcht vor Bismarcks Wirken unbegründet gewesen war, und er wurde, vollauf zufrieden mit der Wendung der Dinge im geeinten

Deutschen Vaterlande, einer der aufrichtigsten Verehrer des Titanen trotzdem er dadurch das Mißfallen eines seiner ältesten Mecklenburgischen Freunde erregte, der in einem vor mir liegenden ungedruckten Briefe vom Januar 1868 sarkastisch schreibt: „Neuter ist zu sehr für Feld Bismarck eingenommen, — hat er doch dem edlen Grafen seine sämtlichen Werke als Huldigungsgabe übersandt, und hat er doch dafür ein ungemein verbindliches Dankfagungsschreiben vom Dotierten empfangen.“

Max Beyer, der treffend bemerkt, daß man den frischen gefunden Erdgeruch der Deutschen Nation, die nach Wein, Eichen und Roggen duftete, unparfümiert spüre in Blücher, Fritz Neuter und Bismarck, sagt, Letzterer sei mit seinen geistreichen Gegnern immer ganz gut fertig geworden, er habe als Politiker und Mensch auf Fritz Neuter, Karl Schurz, Freiligrath und Kinkel in vielen Dingen überzeugend eingewirkt. — Ja, als Politiker auf Neuter jedenfalls und glücklicherweise. Rückhaltlose Bewunderung für den weitschauenden, zielbewußten, genialen Staatsmann befeelte unseren Volksdichter; und menschlich wäre derselbe ihm wohl noch näher getreten nach der plötzlichen Entlassung aus seinen Reichsämtern.

„Welch' ein Umschwung in der Welt — von oben an!“ schrieb damals, 1890, die verwitwete Frau Luise Neuter an einen Freund. „Wenn mein Fritz Bismarcks Abgang erlebt hätte!“

Bis zum letzten Atemzuge war der Gedanke beider großen Männer: „Deutschland, Deutschland über Alles!“

Eine Dorfkirche als Meeresbraut.

(Hoff an der Ostsee.)

Die Dorfkirche, von der ich erzählen will, lag entzückend: auf hohem Uferrande, woran das gewaltige, unendliche Meer bald sanft und friedlich, bald tosend und brandend schlug. Sie thronte einsam in klassischer Würde.

Während meines Sommeraufenthaltes in Pommern — vor nunmehr zwanzig Jahren — führte mich eines Tages mein Pfad nach Kevalh, einer kleinen, unmittelbar an der Ostsee gelegenen Ortschaft nahe bei Kammin. Die von wildem Wein beschattete Laube des Dorfkruges — jetzt sind moderne Hotels ihm zur Seite getreten — lud gar freundlich zur Rast ein. Vorn breitete sich majestätisch die blaue Wasserfläche aus. Das Ufer hob sich steil ungefähr sechszig Fuß hoch. Schmutze Bauerhäuser zwischen Gärten und Bäumen und weiterhin dichte Nadelwäldungen umrahmten seitwärts das anmutige Landschaftsbild. Dieser Fleck Erde besaß, wie mir der Wirt verriet, bereits eine Geschichte und verspricht an eine schöne Vergangenheit eine noch schönere Zukunft zu knüpfen. In der That, da stand es in der sorgfältig geschriebenen Chronik schwarz auf weiß: „Anno 1827. Das jetzt sehr Mode werdende Seebad zog viele Badegäste besonders nach Kevalh, daß selbst welche von Berlin hierher kamen“; und 1839: „Schon seit einigen Jahren hatten sich in Kevalh mehrere Personen im Sommer eingefunden, hier das Seebad zu gebrauchen, unter anderen der Freiherr Senfft von Pilsach*.“ Der nachmalige Oberpräsident der Provinz? Dieser Frage kam der Wirt zuvor: „Unf' Persident, Herr, un hei was ol'n würllichen Geheimrath un 'ne Erzellent, un hei is sülvst hir wesen, un wat schrewen is, is schrewen.“ — Es lag ein gewisser glücklicher Stolz in den Worten des einfachen Mannes.

Auf meiner Wanderung am Ufer entlang hatte ich bei einer Biegung eine Kirche wahrgenommen. Sie mußte sehr nahe liegen. „Dat's

*) Dieser hervorragende Preussische Staatsbeamte ist als Senior des Neustettiner Kreises auf seinem Gute Gramenz im 88. Lebensjahre den 13. November 1882 gestorben.

unſ' olle Hoffſche Kark, wo wi inparrt ſünd. Dei mäuten Sei ſit anſeihn! Tautum Johr können Sei't vellicht nich miehr, denn ward ehr de See wull furtſpält herwen.“

Ich machte mich auf den Weg. Auf jäh abſchüſſigem Lehmaghange ſtand das Gotteshaus, umrauscht von den Meereswogen, ein Wahrzeichen für die Schiffer: ein heilig vielverehrtes Bild.



Die Hoffſche Kirche am Meere bei Kammin.

Ich verweilte lange in ſtillem Anſchauen, beſichtigte dann das Innere und wurde von Behmut erfaßt. Ich lernte den ehrwürdigen Geiſtlichen kennen, Paſtor Mielke, der urkundliche Nachrichten über Gründung und Geſchichte ſeiner Kirche und Gemeinde mir mittheilte; ſo verdankt ihm meine Skizze ihre Entſtehung. Wie oft und gern trieb es mich in den nächſten Wochen hin zu dieſer von der See beſpülten Kirche, deren Tage gezählt ſind, der drittälteſten in ganz Pommern!

Der Bau iſt aus gebrannten Ziegelſteinen errichtet, der rein germaniſche Rundbogen verſchmolzen mit dem romanischen Spitzbogen an den

Fensterischen; im übrigen herrscht, zumal im Innern, der gotische Stil vor, welchen auch das auf der Westseite befindliche Portal zeigt mit den rechts und links die Fassade flankierenden Spitzsäulen. Die Decke, jetzt durch Holzbohlen verkleidet, war einst gemauert und gewölbt, was man aus den Vertiefungen und Rahmen ringsum, sowie aus den Strebe- Pfeilern erkennt. Dieselbe stürzte den 14. Juli 1658 ein, wie es in der alten Kirchenrechnung heißt: „Sieben Span von der Kanzel bis an die Hoffschs Frauenbänke, so daß der Theil nach dem Altar stehen blieb. Es ward aber Kanzel und Altar herausgenommen und das ganze, ohnedies schadhafte Dach abgebrochen und ein Dielenboden gelegt. Diesen Einsturz hatte man auf den — mehr als eine halbe Stunde entfernten — Wiesen bei Schleffin hören können, da man eben beim Heumachen beschäftigt gewesen.“ Der ehemalige Turm bestand nur aus Holz; die Spitze krönte eine kupferne Kugel mit dem Kreuz darüber. Im Jahre 1760 am vierten Juni, dem Bußtage nach Pfingsten, schlug während des Gottesdienstes der Blitz in die Spitze und zerschmetterte sie, ohne zu zünden, so daß sie herunter genommen werden mußte und der Turm niedrig wurde; 1818 verschoben zwei von furchtbaren Stürmen begleitete Gewitter nicht blos seinen Verband, sondern beschädigten und rissen auch die Bekleidung so auseinander, daß man seinen Umsturz besorgte und den Abbruch beschloß. Man erbaute dafür einen Glockenstuhl. Bis 1874 hingen hier die beiden Glocken, welche sich nun in der neuen, weiter landeinwärts gelegenen Kirche befinden. Die größere ward 1679 von Meister Kridewit in Kolberg gegossen. Eine ihrer Inschriften lautet:

Gilt alle zum Gotteshaus,
Sobald ihr mich hört zum Thurm herauf.

Gegen Ende des dreißigjährigen Krieges wurde die noch jetzt erhaltene, schlichte Kanzel erbaut, wovon das folgende, rings herum geschriebene Chronodistichon zeugt:

Pastoris CVra eXstrVctVs sVggestVs In aeDe
HaCCe saCra InDVCet ChrIste benIgne sInes. (1646).

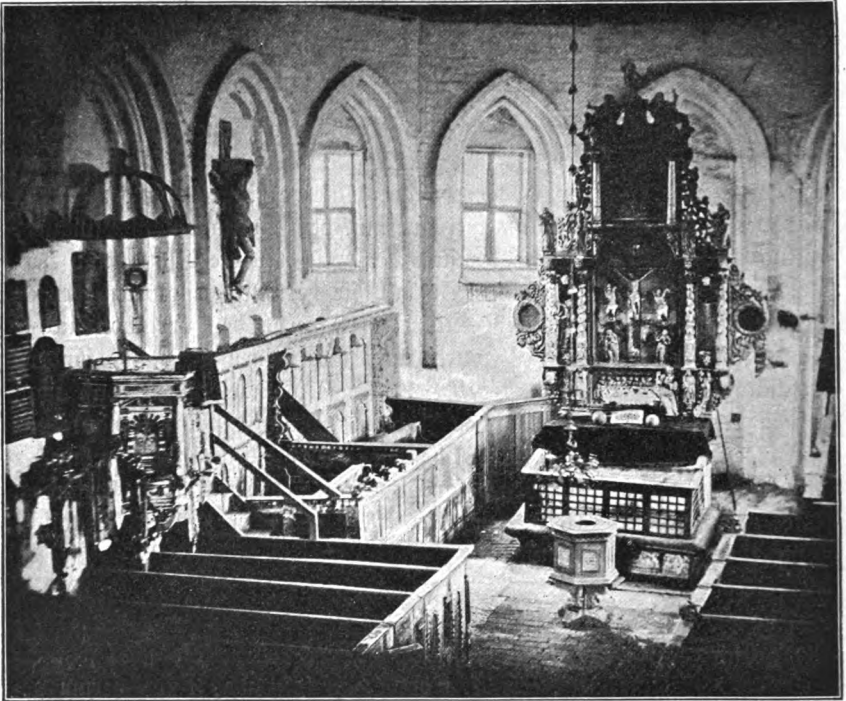
Verdeutschet:

Durch des Pastoren Bemühen ist worden die Kanzel errichtet
Hoch in dem Heiligthum hier; Herr, laß es gnädig geschehn!

Darunter sind gutsherrliche Wappen angebracht und die Namen:
D. Jacobus v. Flemming, L. Marschalk, Wilhelm v. Kleist.

Malerisch wirkt der altertümliche Chor mit seinen gedrungenen fünf gotischen Fenstern und darunter befindlichen Nischen mit Flachbogen. Der frühere Altar zeigte die drei christlichen Glaubensartikel in niederdeutscher Sprache, er wurde 1758 abgenommen; der jetzige mit

feinen plump geschnitzten, bunten Holzfiguren stammt aus der Kirche von Grizzow. Aus der katholischen Zeit wird noch ein ungleich schönerer Altarschrein aufbewahrt, welcher nun versteckt, staubbedeckt, in der Ecke steht. In der Mitte sieht man Maria mit dem Jesuskinde, auf den beiden Flügeln zwei heilige Jungfrauen. Gotisches Maßwerk umrankt und überschattet oben baldachinartig das Ganze.



Das Innere der Kirche zu Hoff.

An der Vorderseite war die Hoffsche Herrenbank von 1582 und dahinter die Boberowsche. Später benutzten sie nur die Mägde vom Hofe, nachdem sich die Herrschaft über dem Leichenhause ein eigenes Chor bauen ließ. Auf der Südseite gehörte die erste Bank dem Prediger, die zweite dem Küster, die lange Bank den Kamminer Domherren, wenn sie anwesend waren, und dahinter den Vorstehern.

Besonderes Interesse erregt das alte Gestühl mit den mancherlei zum Teil plattdeutschen Inschriften. Den Eintretenden begrüßt gleich rechts am Eingange der Bibelspruch:

Der Herr bewar deinen Einganck vnd deinen Ausganck
von nun an bis in Ewigkeit. Amen.

Gegenüber, links, lieft man:

M. Hans Winckelman hat dise Bencken gebawwet von seinem eignen Holtze
vnd hat si avch gefarbet. Wer Godt vertrawwet hat wol gebawwet
im Himel vnd avf Erden. Anno 1617.

Auß demselben Jahre datiert die charakteristische Notiz:

Dise Bencke gehoret der Fruwen Jochim Mandvvelschen zvm Hofe
iren Megeden half vnd der Pastorschen half. Anno 1617.

nicht weit davon:

Michel Radvchel ist alhier Koster bi des Vaders Tiden gewesen,
nämlich des Pastoren Johann Raduchel, der 1617 starb.

Der Familienstuhl derer von Kleist, nahe bei der Kanzel und dem
Altar, vorm Taufbecken, rührt auß dem Jahre 1746 her und ist mit
Wappen und Psalm 56 geschmückt:

Auf Gott hoffe ich und fürchte mich nicht, was können mir die
Menschen thun. 1746.

Schräg gegenüber steht der lakonische Vermerk:

De Vorstender deser Kirchen.

Ein echt plattdeutsches Gepräge tragen die eingeschnittenen Namen
der Eigentümer. Entweder heißt es „Dise Bencke gehoret“, worauf die
einzelnen Namen folgen, oder es lautet schlantweg neben- und unterein-
ander: Simen (Simon) Busacker, Tiges (Matthias) Sulflon, Ertmar
Möller, Jochim Nor, Frens (Franz) Köpsel, Willem Duwe, Drews
(Andreas) Raven, Kasten (Christian) Meme zc. Kasten scheint nicht
nur ein beliebter Vorname zu sein, denn er kommt ebenfalls oft als
Nachname vor; noch heutigen Tages leben in dem zu Hoff eingepfarrten
Dorfe Klein-Horst mehrere Fischer, die sich so nennen. Manche dieser
Bauerfamilien können ihren Stammbaum weit zurückdatieren; es pilgerten
z. B. auß dem noch jetzt existierenden Geschlechte der Köpsel Vorfahren
nach Rom.

Während die Südseite, wo — wie von jeher in den Dorfkirchen
Sitte — die Männer ihre Plätze hatten, in sprachlicher Hinsicht wegen
der teilweise seltenen Vornamen merkwürdig ist, bieten die Sitze auf
der nach altem Brauch für die Frauen bestimmten Nordseite durch die
Beobachtung Interesse, daß hier dieselben Namen einfach durch das
Suffix „sche“ als weiblich gekennzeichnet werden, wie: Jochim Möllersche,
Jasper Rekowsche, Simen Busackersche, Kasten Memesche, Frens
Köpselsche. Wie es denn ja auch für die Frau Pastorin schlecht und
recht ‚de Pastorsche‘ heißt!

Generationen, die längst dahin, sprechen hier zu dem Beschauer.

Noch deutlicher und rührender jedoch reden an den Wänden die umflorten Gedenktafeln und Täfelchen, die buntfarbigen Brautkronen und die vielen Totenkränze. Prachtvolle Monumente, welche aus Erz oder Marmor des Künstlers Hand schuf, erheben und erbauen wohl, aber diese sinnigen und prunklosen Erinnerungszeichen aus Band, Papier, Flittergold und Blumen erwecken unser Mitgefühl und bewegen wunderbar unser Herz.

Kränz von Papier de hangt dor an de Mur
In'e Kart för Jungs un Mätens tom Gedächtnis.
Ik ween; dat öwertummt mi heiliger Schu'r.
Wa oft, ach! seeg as Kind if dit Vermächtnis.

Un witte Handschen in de Kränz ehr Midd'
Bon witte Blomen, blot dörch Bänner trennt.
Min Dörp, min Dörp, wohr immer di de Sitt,
Fö'rn fröhen Dod so'n eenfach Monument!

Und nun gar, wollten wir die vergilbten Blätter mit ihren verblaßten Nachrufen lesen! Welch' tiefes Gemüt, welche Liebe und Treue übers Grab hinaus liegt in den schlichten Worten ausgedrückt! Wir lächeln nicht über die falsche Orthographie, wir spötteln nicht über die krausen, unbeholfenen Buchstaben, sondern wir trauern mit dem jungen Dorfmadchen, daß die in der Unschuld und Blüte der Jahre dahingefchiedene Freundin und Gespielin beweint und unbewußt zur Dichterin wird. —

Wie ich so über das Steinpflaster dem Ausgange zuschritt, da mußte ich mir gestehen: du hast keine Kunstschätze gefunden (denn ein solcher ist auch nicht der katholische Altarschrank, welcher nach Kammin gebracht und dort aufbewahrt werden soll), aber wohl nimmst du einen bleibenden Eindruck mit, der noch verstärkt wird durch den Gedanken, daß die alte Kirche mit Allem, was sie birgt, bald, vielleicht in einer stürmischen Herbst- oder Lenznacht, ins nasse Wellengrab versinkt.

Ein ergreifendes Memento mori ruft uns auch der Friedhof zu. Derselbe scheint erst nach der Reformation mit einer Feldmauer eingefast worden zu sein, was man aus der hier in einen Stein gehauenen Jahreszahl 1592 schließen kann. Dieser Ruheplatz nun wurde bereits im Anfange unseres Jahrhunderts unterspült; man mußte die Mauer zurücknehmen, ganze Erdschichten stürzten hinunter, Frost und Stürme beförderten das Verwittern und Abfallen. Anno 1805 wollte kein Pfarreingefessener seine Angehörigen auf der Seeeseite mehr beerdigen lassen. Schon damals dachte man ernstlich an die Anlegung eines neuen Gottesackers, aber die Kriegsunruhen traten hindernd dazwischen, bis nach 1809 die Not und das Bedürfnis so groß war, daß der

Pastor Dewiz die Sache durchsetzte. Die erste Leiche, welche auf dem neuen Kirchhofe begraben wurde, war sein eigener Sohn, der ihn im September 1812 einweihte. Der alte liegt seitdem unbenutzt da. Viele Generationen haben hier die ewige Ruhe gesucht und — selbst im Tode nicht gefunden, denn Jahr für Jahr fordert die See ihre Opfer und reißt die Begräbnisstätten mit sich fort. So gucken Schädel und Gerippe seitwärts aus dem Lehmboden hervor, und häufig finden sich nach regnerisch stürmischer Nacht die letzten irdischen Überbleibsel Verstorbener auf den Strand hinabgeweht: zwischen Muscheln, Tang und Bernstein weiße Menschenknochen. Die sammelt dann der Küster in ein Tuch und bettet sie aufs neue.

Ob die ungenannten Erbauer sich wohl je ein so tragisches, elementares Ende der Kirche haben träumen lassen? Schwerlich! Sie stand ja einst meilenweit im Lande, die Heerstraße von Treptow nach Kammin führte an ihr vorbei, das halbe Dorf, der Krug, viele Höfe und die Pfarrhufen lagen davor. Alles das ist im Laufe der Jahrhunderte von der Ostsee verschlungen und vom Erdboden verschwunden. Man erzählt, einer der früheren Pastoren habe auf Grund einer alten Matritel bei der Königlichen Regierung sich beschwert und verlangt, man solle ihm den Pfarracker wiedergeben; dieselbe habe ihm aber eröffnet, zuvor nachzuweisen, wo der Acker läge! — wobei es natürlich verblieben.

Leider fehlen authentische Nachrichten aus der ältesten Zeit. Nach einer Sage ist, wie der Pastor Gerdes in seiner Chronik schreibt, die Hoffsche Kirche die dritte Missionskirche in Pommern, was mit Kanzows Geschichte von Pommern übereinstimmt. Denn als Bischof Otto auf Veranlassung der Herzoge von Polen um 1124 dorthin zog, die Heiden zu bekehren, kam er zuerst nach Pyritz, wo man das Christentum willig annahm; von da begab er sich nach Stargard und dann nach Kammin. Es kann daher wohl sein, daß diese Kirche das dritte neuerbaute christliche Gotteshaus dort inmitten der damals slawischen Bevölkerung ist, weil man die schon vorhandenen Gözentempel an anderen Orten umschuf und nicht als neuerbaute rechnete. Auch der romanische Backsteinbau spricht ungefähr für dieselbe Epoche.

In der frühesten katholischen Zeit war die Pfarre bedeutend, weil außer den jetzigen zehn Dörfern noch Lensin und Groß-Justin dazu gehörten, und soll der zwischen Hoff und Dresow gelegene See nur ein Morast gewesen sein, über welchen die Leute gehen konnten, bis etwa hundert Jahre nach Einführung des Christentums einer aus dem noch blühenden Geschlecht der Köpsel nach Rom pilgerte und vom Papst die Erlaubnis erhielt, in Groß-Justin eine Kapelle zu erbauen. Als diese später mit einem Teile des Dorfes abbrannte, unternahm wiederum ein

Röpsel eine Wallfahrt und erreichte, daß in Justin eine eigene Parochie und Kirche errichtet und nebst Lensin von Hoff abgezweigt wurde. Es existiert darüber noch die Abschrift einer im Jahre 1331 von dem damaligen Kamminer Bischof Friedrich Herzog von Niedersachsen in lateinischer Sprache abgefaßte Urkunde. Zufolge der 1594 angefertigten Matrikel hat kurz vorher Erwald von Kleist als Besitzer von Roberow eine Kapelle gestiftet, wo der Hoffer Pfarrer alle Quartal predigte, wenn die Herrschaft kommunizierte, bis 1751 der letzte aus dieser Familie starb und seine Witwe sowie die neuen Eigentümer nach Hoff zum heiligen Abendmahl kamen.

Lange stritten sich das Kapitel zu Kammin und die von Puttkamer als Herren auf Hoff über das Patronatsrecht; 1684 erscheint zuerst auch Hoff als Mitpatron, was der damalige Dekan Georg Kaspar von Flemming beim großen Kurfürsten auswirkte. Aber 1811, so lesen wir im Kirchenbuche, sang das Kapitel auch: „Blögllich pfelet aus zu sein dieses Lebens Glanz und Schein.“ Durch Kabinettsordre Friedrich Wilhelms III., Königs von Preußen, wurden die Güter aller geistlichen Domstifte, Ritterorden und Klöster der evangelischen wie katholischen Kirche eingezogen. Dies geschah auch mit Kammin. Hierdurch ging das Patronat an die königliche Regierung über. Der damalige Dekan Graf von Blankensee führte die Administration bis zu seinem einige Jahre nach dem Ableben des Domprobst Generalfeldmarschalls von Möllendorf erfolgten Tode. Beider Stellen ließ der König eingehen.

Das adelige Gut und Kirchdorf Hoff wird in alten Regesten Have genannt. Im vierzehnten Säkulum kommt ein Ritter Jacob de Curia (von Hoff) vor. Sonst ist von den Besitzern vor der Reformation nichts überliefert. Der erste namhaft gemachte Eigentümer war ein gewisser Heinrich Knut (1489). Mit dem Jahre 1594 werden die Patrone bekannter, da zur Zeit der Errichtung der Matrikel es Klaus von Puttkamer besaß. Dieser zog 1600 weg. Nach ihm kam Joachim von Manteuffel († 6. September 1607), dessen Witwe dort noch länger wohnen blieb; 1628 erscheint als Junker Valentin von Witt, 1634 hat der Landmarschall und Hauptmann des Burggerichts zu Belgard Jakob von Flemming († 1659), dessen Name auch auf der alten Kanzel steht, Hoff „erb- und pfandgeseffen“. Daß seine Familie dasselbe schon früher als Lehen innehatte, dessen geschieht nirgends Erwähnung; wahrscheinlich wurde sie erst später damit belehnt. Ihm folgte sein Sohn, der Hofrat und Dekan des Kamminer Domstiftes, Georg Kaspar. Dessen Sohn war der Generalleutnant in Polnischen und Sächsischen Diensten Bodo Bogislav von Flemming, welcher zum Reichsgrafen erhoben wurde und 1732 zu Schwirsen starb mit Hinterlassung zweier Töchter,

von denen die eine den Reichsgrafen von Wartensleben heiratete und Schwirsen bekam, während die andere sich mit dem Oberst von Grumbkow in Kolberg vermählte, der Hoff als Mitgift erhielt, nachher aber an den Landrat von Kleist verkaufte. Aus seinen Händen ging es später in den Besitz des Rittmeisters von Winterfeldt über, dann in denjenigen des Grafen von Dyhern, welcher es bald für 42 000 Thaler an Friedrich Wilhelm Elbe veräußerte, der sich mit den von Flemming'schen Lehnserven abfand und Hoff allodifizieren ließ. Nach seinem Tode (1829) erstand E. Dumstrey das Gut, und dessen Erben traten es 1874 an den Rittmeister von Köller ab, welcher gegenwärtig der Besitzer und zugleich Kompatron der Kirche ist.*)

Der Kirche, d. h. der neuen, denn die alte ist außer Gebrauch gestellt und wird nur zu bald aufgehört haben, überhaupt zu existieren. In dieser hat eine lange Reihe von Pastoren das Wort Gottes verkündigt und mancher von ihnen über ein Menschenalter hindurch. Die urkundlichen Angaben über die Hoff'schen Prediger datieren ziemlich weit zurück. Der erste, von dem das noch vorhandene älteste Kirchenbuch, welches mit dem Jahre 1582 anfängt, herrührt, war Johann Raduchel. Er zog 1575 an. Vor ihm werden aber noch drei Pastoren genannt. So schreibt Raduchel selbst: „1591, den 13. Aprilis starb miner Frue Moder bi mi und wur thom Have in de Kerke begraven Barbara Begerowen af uns Erdmans nagelane (nachgelassene) Widdwe.“ Daß beide hier Prediger gewesen, beweist auch eine im Totenregister von 1663 vorkommende Anzeige vom Ableben einer alten Frau, deren Mutter vier Männer gehabt, „der erste eines Priesters Sohn aus Hoff, Stange, dannenhero Begerow.“ Ferner hat Raduchel 1613 ins Kirchenbuch eingetragen: „Den 13. Januar am Tage Hilarij mußte Ich Megidii Stangen berichten im Huß, den, der viele Wochen krank gelegen, starf de folgende Nacht iegen den Hanentrey, wur den 15. Januar thur Have begraven, war des alten Pastorn Sohne, de für mi zu Hoffe Pastor gewesen.“ Hieraus erhellt, daß von 1520 bis 1575 drei Prediger gewesen sind. Johann Raduchel (1575 bis 1617) hatte zur Ehe Engel Erdmans. Sein Sohn gleichen Namens war nur zehn Jahre bis 1628 Seelforger. Dessen Nachfolger Augustin Burmeister erlebte die trostlose Lage des dreißigjährigen Krieges und starb zwei Jahre vor Endigung desselben 1646. Zu seiner Zeit ist die noch jetzt in der alten Kirche befindliche Kanzel erbaut worden. Seine merkwürdigen Aufzeichnungen über den großen Krieg und dessen in Pommern verursachte

*) Bruder des früheren Präsidenten des Preussischen Abgeordnetenhauses. Die Hoff'schen Gutsbesitzer waren, wie man sieht, meistens Mitglieder berühmter Adelsgeschlechter, die noch heute blühen und zum Teil eine bedeutende Rolle spielen.

Verwüstungen sind leider verloren gegangen. Nur folgende kurze Notiz bewahrt das Kirchenbuch: „1643 den 9. Februar ist des Krügers Sochim Kasten zu Klein-Horst Söhnlein getauft in dem von den Feinden erbärmlichen Zustande, da die Kayserlichen allhie im Lande grausame und große Tyranny geübet.“ Anno 1647 ward Christian Birtholz voziert († 1690) und ihm 1686 adjungiert sein Schwiegerjohn Johann Theodor Wend, der ein gelehrter Mann war, sonderlich in der lateinischen Poesie, wovon die von ihm in die Bibel, so der selige Herr Landmarschall von Flemming der Kirche geschenkt, geschriebenen Verse zeugen; dieselbe ist aber nicht mehr vorhanden und soll im siebenjährigen Kriege gestohlen worden sein. Dann folgten sein Schwager Josias Christoph Meander (1702), Paul Christoph Haendel (1717) und 1750 Martin Friedrich Gerdes. Letzterer hat im siebenjährigen Kriege viele Drangsale ausstehen müssen. Er schreibt darüber selbst: „Den 14. Oktober 1758 kamen die Kosaken zuerst, da ich mit Lebensgefahr, das eine Kind an der Hand habend, das andere unterm Arm, da es erst fünfviertel Jahr alt und noch nicht gehen konnte, das Ufer an der See, so sechszig Ellen hoch (soll wohl Fuß heißen), herabgesprungen und durch Gottes sonderbaren Schutz mit beiden Kindern, ohne Schaden zu nehmen, glücklich heruntergekommen und dem Unglück, so mir drohete, entgangen bin.“ Wiederholt geriet er in Lebensgefahr, so 1760, wie er von acht Russischen Husaren mit gespannten Pistolen Geld zu schaffen gezwungen wurde, und 1761, als er mit seiner Familie auf dem Kirchenboden gefessen, die Kosaken die Kirche erbrachen und beraubten, durch des Allmächtigen Fügung aber zurückgehalten wurden, so daß sie nicht auf den Boden kamen. Vielfältig ward er geplündert. Sein Tagebuch über all diese Kriegesvorfälle existiert nicht mehr. Nach ihm ward 1766 Johann Gottlieb Bahnmann eingeführt, 1806 Johann Christian Dewiz, der 1819 eine Hoffische Chronik mit vielem Fleiß zu verfassen begann, 1839 August Wilhelm Eduard Mohr, 1846 Franz Heinrich Joachim Strecker, 1857 der zur Zeit meines dortigen Besuches mit Segen wirkende Pastor Mielte, unter dem die alte Kirche 1874 geschlossen, die neue eingeweiht worden ist.

Bereits in den Jahren 1856 und 1857 hatte die Königliche Regierung die Kirche in Augenschein genommen und dieselbe fallen lassen. Die Verfügung vom 18. Juli 1874 besagte, daß an der Nordwestecke neue Abfälle infolge der letzten Sturmfluten geschehen wären, und daß dadurch die Gefahr eines plötzlichen Einsturzes als möglich erschiene. Dies war das Ergebnis der technischen Untersuchung.

Es ist eine geologisch festgestellte Thatsache: unsere Ostseeküste ist dem Untergange geweiht. Wir brauchen gar nicht mit Jahrtausenden zu rechnen, schon ein Menschenalter reicht aus, um die stetigen Ab-

bröckelungen, die stetigen siegreichen Angriffe des nassen Elementes gegen das Festland wahrzunehmen. Wer kennt nicht Heidecks Bild „Die Fahrt der Königin Luise nach Memel“? Wo ist die Straße, auf der sie erst vor etwa neunzig Jahren gefahren? Nur wenige schwarze Baumstümpfe ragen aus der See hervor und bezeichnen an einigen Stellen die Richtung jenes Weges, ihn selbst hat das weiter und weiter vorrückende Meer verschlungen.

Das Zerstörungswerk scheint im verflossenen Jahrhundert besonders schnell fortgeschritten zu sein. Brüggemann berichtet in seiner 1784 herausgegebenen „Ausführlichen Beschreibung des Herzogthums Vor- und Hinterpommern“ noch nichts von einer die Kirche zu Hoff bedrohenden Gefahr.

Nach einer 1806 angestellten Messung war das Westende des Gotteshauses achtundvierzig Fuß vom Strand entfernt, 1835 siebenunddreißig, 1864 nur noch neun. Oft, namentlich im Winter und Frühling, wird das Wasser durch orkanartige Stürme bergestalt in die Höhe getrieben, daß die Wogen über das Ufer schlagen. Nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge ist seit den letzten Dezennien jährlich etwa ein Fuß breit Terrain verloren gegangen. Im Februar oder März, wenn nach scharfem Frost Thauwetter einzieht, löst sich nämlich in der Regel der Lehm, welcher im Winter gefroren gewesen, und sinkt hinunter. Es würde sich das Ufer bald abschrägen, wenn nicht die Wellen hier wie an der Friesischen Küste die hinabgeglittenen Massen fortspülten, ja das Erdreich tief unterwühlten. So schreitet denn das Zerstörungswerk unaufhaltsam vorwärts. An den bloßgelegten Stellen zeigen sich mächtige Sandschichten, die sich möglicherweise noch weit hineinziehen. Wo aber loser Sand liegt, können bei großer Masse beträchtliche Strecken jeden Augenblick ins Weichen kommen. Da erklärt es sich auch, daß alle Versuche, welche durch Anpflanzung von Waldbäumen, Rasen und Seekräutern, sowie durch Schutzbauten aus Holz, Granit und Cement gemacht worden sind, scheiterten. Zumal die Monate Dezember und Januar pflegen solchen von Menschenhand getroffenen Vorsehrungen Hohn zu sprechen. Der Wind, welcher das Wasser vom Sund hereintreibt, verwandelt sich in rasenden Sturm, schleudert die Wogen turmhoch, zerreißt und höhlt das Ufer aus, verschlingt sämtliches Gerölle am Fuße desselben, und gewaltige Stücke des gelockerten Lehmbodens stürzen mit Getöse in die Tiefe. So hat denn das Fundament der Kirche keinen Halt mehr; es bedarf nur noch des Abbröckelns von einem Fuß festen Landes, und um eins der ältesten christlichen Denkmäler in Pommern ist's geschehen.

Der zweite August 1874 ist der denkwürdige Tag, an dem sich die amtliche Schließung der Kirche vollzog. Morgens vor dem Gottesdienste bekam der Geistliche den Befehl dazu und hielt die schlichte, ergreifende

Abschiedspredigt. Es haben nahezu zwanzig Pastoren hier das Wort vom Kreuze Christi verkündigt, häufig unter lautem Gebrause des Meeres, so daß sich der Redner von der Kanzel kaum seiner Gemeinde verständlich machen konnte und der Orgel Klang übertönt wurde; es haben viele tausend Seelen hier das Sakrament empfangen, viele tausend Leiber schlafen auf dem Friedhofe, vieler Gebeine und Asche werden vom Winde verstreut und von den Wogen dahingetrieben ins nasse Wellenbett. Wenn längst die geweihte Stätte verschwunden ist und das grollende Meer, nachdem es seine Braut, um welche es siebenhundert Jahre geworben, mit sich auf seinen tiefen Grund gezogen hat, in klarer und ruhiger Glätte azurblau daliegt, dann lebt die Erinnerung daran von Mund zu Mund bei den künftigen Geschlechtern fort, dann webt ein poetischer Mythos vielleicht seinen Schleier darum; aber was bei der Wendenstadt Vineta bloß auf Fabel und Sage beruht, das gewinnt hier geschichtlichen Boden.

Unauslöschlich ist mir das Bild im Gedächtnis geblieben, da ich Abschied nahm. Es war ein köstlicher, stiller Sommerabend. Die Sonne tauchte ihre glutrote Scheibe in die violette See und umzog den weiten Wasser Spiegel mit einem feurigen Gürtel. Die leis an den Strand schlagenden Wellen sprühten und glitzerten, formten rosige Streifen und purpurne Flächen; jeder Tropfen funkelte, und ein an südlichere Himmelsstriche mahrender Farbdunst lag über der hohen Küste gebreitet. Ich schritt dicht am oberen Uferrande entlang und wandte mich bei einer Biegung noch einmal um. Zum letztenmal! Welch' Anblick! War's ein Traum? Da stand das alte Gotteshaus im hellsten Glanze, wie von einer Glorie umflossen, so daß der Bau selbst aus der Entfernung deutlich hervortrat. Plötzlich versank Alles in Finsternis. Der nahe Leuchtturm von Horst war gerade angezündet worden, und das weiße Lampenlicht, welches bald hell auf lodert, bald zu verlöschen scheint, hatte seine vollen Strahlen nach Hoff gerichtet. Das erfuhr ich später. Damals, in jener Abend- und Abschiedsstunde, kam mir die Erscheinung wie ein Mahnruf: Vergiß nicht dieser wohl bald von einer Sturmflut vollständig unterwühlten, hinab auf den Meeresgrund gestürzten Kirche und wahre ihr Andenken in Wort und Bild, als das einer Stätte, von der ewiges Heil ausging, ob sie gleich selbst dem unabwendbaren Untergange anheimgefallen ist!

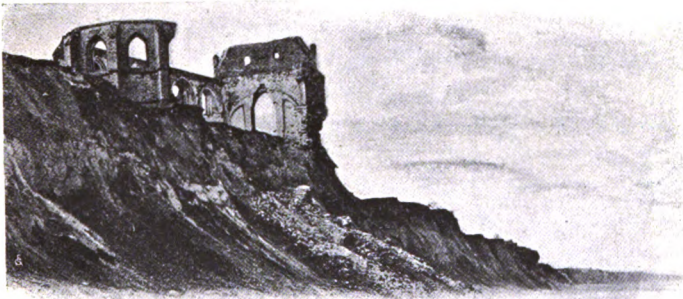
*

*

*

Inzwischen sind zwei Dezennien verflossen, aber noch haben die Elemente ihr Zerstörungswerk nicht ganz vollendet, noch ragen Reste der uralten Ringmauern auf steiler Dünenhöhe, romantisch weithin sichtbar von der See aus, gen Himmel. Im Sommer 1889 konnte man noch um die am meisten gefährdete Nordwestecke herumgehen, 1890 mußte man sich schon an die Wand drücken, um den Abhang zu überschreiten, 1891 war es nur mit einem kühnen Sprung möglich. Seitdem traten die Fundamentsteine mehr und mehr aus dem Ufer hervor, bis der untere Teil des diese Ecke bildenden Strebepfeilers am Gründonnerstag 1900 in die Tiefe sank. Auch ein Stück der Vorderwand ragte seit jenem Jahre über das Ufer hinaus. Nach dem starken Froste im letzten Winter stürzten bei eintretendem Thauwetter um Ostern 1901 größere Erdmassen hinunter, schreibt mir der gegenwärtige Geistliche, Pastor Kummrow, und in der Frühe des dritten Ostertages folgte die ganze Nordseite der Ruine, so daß das alte Gotteshaus mit den drei stehenden Seiten nun einer nach dem Meere hin offenen Halle gleicht, wie hier abgebildet.

Ob der nächste Nordsturm das Schicksal dieser dem Untergange geweihten Kirche besiegeln wird?



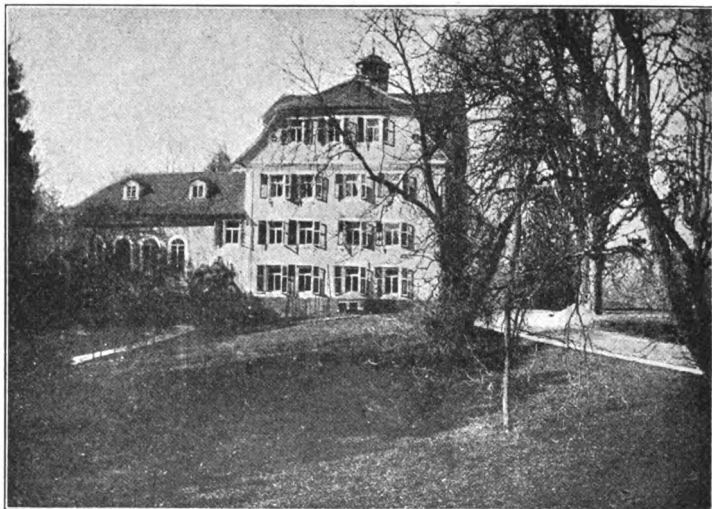
Heinrich Marschner
und Familie von der Walsburg.

Um die Mitte unseres Jahrhunderts bildete Schloß Escheberg bei Kassel, der Stammsitz des alten Hessischen Adelsgeschlechtes von der Malsburg, ein gastfreies Asyl für manchen hervorragenden Deutschen Dichter, Schriftsteller und Künstler. Friedrich Bodenstedt, Ernst Förster, Emanuel Geibel, Moritz von Schwind, Ludwig Spohr und viele andere Ritter vom Geiste haben hier lange, häufig und gern geweilt, immer mit offenen Armen und inniger Freude willkommen geheißen von dem kunstsinigen Kammerherrn Karl Baron von der Malsburg.

Im Jahre 1853 wurde auch Heinrich Marschner, Königlich Hofkapellmeister und später General-Musikdirektor in Hannover, mit diesem edlen Mäcen persönlich bekannt. Der damals schon auf der Höhe seines Ruhmes stehende Komponist köstlicher Männerchöre, vielgefungerer Vaterlands-, Volks-, Wander-, Wein- und Liebeslieder — wer kennt nicht: „Frei wie des Adlers mächtiges Gefieder“, „Wir wollen deutsch und einig sein“, „Ich weiß zwei Blümlein stehen“? — sowie der Opern „Wampyr“, „Templer und Jüdin“ und besonders „Hans Heiling“,*) hatte eine neue Oper „Austin“ vollendet, die am 25. Januar 1852 zuerst in Szene ging. Eine Erholungsreise brachte ihn im Frühling darauf nach dem Rhein und im Sommer nach Hessen, wo er, durch seinen Kasseler Kollegen, den Geiger-König und Komponisten Spohr, auf Escheberg eingeführt, unbeschreiblich glückliche Tage genoß, zusammen mit seiner schönen und hochbegabten Frau Marianne geb. Wohlbrück. Sie spielten und sangen sich in die Herzen der freiherrlichen Familie, welche dem großen Talent Beider aufrichtige Bewunderung zollte und nicht minder ihre Liebenswürdigkeit und Treuherzigkeit zu schätzen wußte. Marschner war als Musiker und Mensch ein vortrefflicher Charakter, und Marianne war ganz Melodie. Sie verbreiteten Humor und Fröhlichkeit um sich, im Lied und Leben, so daß alle Schloßbewohner, vornehmlich der feingebildete Kammerherr und seine Nichte Adelhaid, das Künstlerpaar nur mit Bedauern und mit dem Wunsche baldigen Wieder-

*) Text der beiden ersten Opern von seinem Schwager Wilhelm August Wohlbrück, der letzteren von Eduard Devrient.

fehens ziehen ließen. Namentlich mit jener, von sämtlichen Besuchern als Eschebergs guter Geist gepriesenen Dame, verknüpfte unseren Meister der Töne fortan das Band reinsten Freundschaft bis zu seinem Tode. Seine Briefe gestatten einen tiefen Einblick in sein Geistes- und Gemütsleben und werden gewiß um so lebhafter fesseln, als dieselben eine wesentliche Lücke ausfüllen in der eben erschienenen Monographie von Georg Münzer, welcher von den hochinteressanten Beziehungen des Gezeierten zu Escheberg nichts zu erzählen weiß.



Schloß Escheberg unweit Kassel.

Von der langen Irr- und Lustfahrt Anfang August 1853 nach Hannover heimgekehrt, drängte es Marschner, seinem neuen Gönner Baron von der Malsburg Nachricht zu geben und ihm zu sagen, daß — so viel Schönes und Herrliches er und sein Weib auch gesehen und genossen hatten — ihr Aufenthalt in seinem Eldorado, der Gewinn seiner Freundschaft und Liebe, das Geist und Herz erquickende Zusammenleben in dem gemütlichen Kreise ihren dankbaren Herzen die schönste Erinnerung sein und bleiben würden.

„Trotzdem wir“, schrieb er, „in lebendigster Erinnerung alles Liebe und Gute rekapitulierten, fühlten wir uns doch nach Ihrem Scheiden auf dem Kasseler Bahnhof gänzlich verwaist, und gern wären wir — wie jener Student, der die Mutter nicht vergessen und entbehren konnte

— allsgleich nach Escheberg zurückgekehrt, sei's auch nur, um einen Todesmarsch für den alten Hascot zu komponieren. Das öde, fliegen-erfüllte und schlechten Kaffee gewährende Wartezimmer war keineswegs geeignet, Balsam in unsere trauernden Herzen zu träufeln; kurz, es war ein so unerträglicher Zustand, in welchem wir uns befanden, daß ihm auf alle Weise ein Ende gemacht werden mußte. Deshalb fing ich Skandal an, zuerst mit der Wirtin und dann mit einem Kofferträger, durch welche Gemütsbewegung und die eingeernteten Grobheiten unser Abschied von Kassel wirklich bedeutend erleichtert wurde. So rasten wir dann mit gemächlicher Eile an Wilhelmshöhe vorüber durch Hessens liebliche Thäler (rechts noch viele, viele Grüße sendend nach Escheberg!), Marburgs Lage bewundernd und Ihres gubernementalen Ahnen gedenkend, bis wir Abends halb elf im Englischen Hofe zu Frankfurt endlich Ruhe und Labung fanden. Anderen Tages, nachdem der Main meine ‚zarten‘ Glieder erfrischt hatte und meine Geschäfte erfolgreich besorgt waren, sang uns Johanna Wagner im Theater mehrere Lieder vor. . . . Nachdem traf ich noch mit Franz Liszt zusammen, der wegen des Großherzogs von Weimar Tode*) von seinem Freunde Richard Wagner, für dessen Opern er jetzt Propaganda macht, von Zürich zurücktelegraphiert worden war. Ich fand ihn, wie immer, hungrig-durstige Journalisten mit Champagner und barocken Meinungen labend, langweilte mich, eilte zu Bette und floh anderen Tages nach Wiesbaden, wo mich die Kunde: Perglaß sei mit seiner Tochter gesehen worden, höchst freudig erschreckte. Die Freude, ihn zu sehen, ward mir leider nicht. Dafür verlebten wir einen recht genußreichen Tag mit dem daselbst verweilenden Mirabeau der Lüneburger Heide (Christiani) und seiner sehr aimablen Gattin, einer pikanten Französin, aus dem Hause Salomon Heine in Hamburg. Nachdem wir einer ungetanzten Reunion mit trefflicher Tanzmusik und feenhafter Beleuchtung beigewohnt und der Chafertischen Hölle einen kleinen Tribut gezahlt hatten, konnten wir uns frohen Sinnes und leichteren Beutels ungestört dem Genuße der herrlichen Natur und des Biberichschen Parks hingeben. Die Mondnacht am Vater Rhein war bezaubernd, und die Erinnerung an Ihren trefflichen Johannsberger ward durch die Nähe seines Vaterberges (entschuldigen Sie diese naheliegende Wortbildung!) recht lebendig in uns. Das eben ist das Herrliche in der Menschennatur, daß sie des Guten (und solches Guten!) nie vergessen kann, wie schon Müllner seinen Hugo so schön sagen läßt: ‚Lernen kann der Mensch Alles, vergessen nichts.‘ Mein

*) Karl Friedrich, der Sohn von Goethes fürstlichem Freunde Karl August, war am 8. Juli 1853 gestorben.

Ideal Beethoven*) brachte uns auf dem flüssigen Rücken des Rheines nach Mainz und später nach Mannheim, wo wir im Pfälzer Hof zwar Ruhe, aber nicht mehr die alte Billigkeit und Behaglichkeit fanden. Sie transit gloria mundi! Im Heidelberger Schloß (nicht beim Faß!) dachten wir recht lebhaft des Baron Ernst**) und tranken in einem recht guten Glas Rudesheimer fein und seiner Familie Wohl, zu unserem recht guten Behagen. Gott! mit welcher Lust muß sich's hier studieren, und doch auch wieder wie schwer! Im dumpfen Kolleg, in enger Stube schweinslederner Weisheit gegenüber sitzen und der mit allen Reizen geschmückten lieblichen Natur den Rücken kehren sollend, — o! es muß ein fürchterlicher Kampf sein. Dennoch vertrau' ich der Klugheit des jungen Barons, der sicherlich den goldenen Mittelweg zu finden und das üble mit dem dulci zu verbinden wissen wird, mit größter Zuversicht.

In stürmischer Nacht, unter Blitz und Donner, eilten wir unter Führung eines sehr seligen Postillons gen Heilbronn, von da nach Stuttgart und später nach dem Bodensee, wo wir den März-Minister Lehzen mit seiner kleinen netten, munteren Frau trafen und mit ihm den See befuhren. Durch sie verführt und verlockt geleiteten wir sie auf einige Tage auch in die Schweiz, erfreuten uns an dem wunderschönen St. Gallen, besuchten Gais und jodelten mit den Appenzellern um die Wette. Den Preis aber gewann doch wieder Marianne, trotz Seri und Bätely. Weiter aber ließen wir uns durch Exminister's nicht verleiten. Hatten wir doch Berge, Schneefelder und Gletscher genug gesehen, um mitreden zu können. Der Sentis ist doch auch ein ganz ansehnlicher Herr, und trägt er seine weiße Perrücke nicht ganz so hoch wie der Rigi***) oder andere Herrschaften, so setzt meine Phantasie die fehlenden lumpigen paar tausend Fuß noch hinzu, und die Geschichte ist fertig. Man muß sich nur zu helfen wissen! — Sie mit der Rückkehr und Weiterreise nach München en detail zu ennuyieren, unterlasse ich aus Bescheidenheit und Dankbarkeit. München mit seinen Kunstschätzen, Bauten, Bier und Würsteln kennen Sie hinlänglich, und ich darf mich der Beschreibung derselben wohl enthalten. Nur eines Bildes vom Belgischen Maler Gallait, die letzte Ehre, welche die Brüsseler Schützengilde den todtten Grafen Egmont und Horn erzeigt****).

*) Schon im Herbst 1815 hatte der Kunstjünger Marschner Meister Beethoven zu Wien besucht.

**) Sohn des Kammerherrn von der Malsburg, Studiosus, über dessen frühzeitiges Ende weiterhin berichtet wird.

***) Hier irrt sich Marschner; denn während Rigi-Kulm, der höchste Gipfel des Rigi, nur 1800 Meter mißt, hat der schneebedeckte Sentis 2504 Meter.

****) Neben diesem Gemälde gehören noch zu seinen hervorragenden, auch im Auslande bekannten Bildern „Kaiser Karls V. Abdankung“ und „Die Post in Tour-



H. Manschnig.

Nach einer Zeichnung von F. A. Jung.

darstellend, will ich erwähnen, um Ihr Augenmerk auf dies größte Meisterwerk der Neuzeit zu lenken. Alle Münchener Maler, vom größten bis zum kleinsten, stehen bewundernd vor ihm und erklären es als das vollendetste Kunstwerk der neuen Schule. Es ist in Zeichnung wie Farbe so schön und wahr, daß man immer davor stehen und bewundern möchte. Dies Bild zu sehen, ist allein eine Reise nach München wert. Allein das ist nicht nöthig. Das Bild reist auf den Wunsch des Meisters durch Deutschland, um seinen Ruhm, seine Fortschritte zu verkünden, und so kann es leicht kommen, daß es Ihnen auch näher kommt, um auch Ihr Herz zu erfreuen.

Außer Roger von Paris, der in der Südin ganz meisterhaft sang, und einigen Produktionen der großen Münchener Sängers- und Künstlervereine, welche mir zu Ehren veranstaltet wurden, habe ich hinsichtlich der Musik wenig Genuß gehabt. Dafür habe ich mich über Herrn Müllers, Ihres Schüglings,*) Kartons und künstlerische Entwürfe desto mehr gefreut, je origineller sie sich von dem gewöhnlichen Streben seiner Kunstgenossen abscheiden. Mehrere ausgezeichnete Männer Münchens, die mich beim Besuche seines Ateliers begleiteten, theilten meine Freude und wußten die Eigenthümlichkeit und große Begabung des jungen Künstlers noch näher zu schätzen, als ich selbst, der in solchen Dingen nur nach dem erzeugten Gefühle urtheilen kann. Sie bedauerten gleich mir, daß seit dem Abtreten des Königs Ludwig für junge, noch nicht allgemein anerkannte Künstler die Zeit so schlecht geworden wäre. Und ist es ein alter Jammer, daß so reichen Kunstnaturen stets so materielle Armuth zur Seite steht? — Der Maler wie der Musiker ist da viel besser daran, als der Bildhauer. Was kosten jenem Pinsel, Farben oder Papier? Marmor ist nicht so billig zu haben. Wahrlich, ich möchte durch ganz Deutschland einen Nothschrei erheben, um einen Mäcen zu erwecken, der verhindert, daß ein so tüchtiges Talent aus Mangel zu Grunde geht.

Doch — ich wollte Ihnen ja nur in leichten Umrissen ein kleines Bild unserer Fahrten entwerfen und unsere glückliche Rückkehr in Hannovers lebensverlängernde Mauern verkünden.“

Im Spätherbst 1853 wurde Marschner durch Fräulein Adelsheids Besuch beglückt, worauf er und seine Frau sich monatelang gefreut hatten, wie die Kinder auf den Christbaum. Doch in die Freude mischte sich ein herber Barmutstropfen: Mariannens Erkrankung. So dirigierte er die

nai“. Louis Gallait (geb. 10. Mai 1810 zu Tournai, gest. 20. Mai 1887 zu Brüssel) war f. B. das Haupt der Historienmalerei Belgiens. Seine Vaterstadt setzte ihm 1891 ein Denkmal.

*) Ferdinand Müller, geb. zu Meiningen 1815, Joh. Stiglmaiers Nachfolger; vgl. A. Raczyński, Geschichte der neuen Deutschen Kunst. Bd. II. S. 497.

beifällig wiederholte Aufführung seiner Oper „Austin“, worin der Tenor Sowade und die Primadonna Frau Kottes erfolgreich wirkten, mit trüben Gedanken. Die guten Wünsche der nach Hessen zurückgereisten Freundin beantwortete er am 31. Dezember: „Ich kann Sie versichern, daß ich Anfangs die Krankheit meiner Marianne weder für so schmerzlich noch für so langwierig erachtet und immer geglaubt habe, in ein paar Tagen würde Alles wieder sich zum Guten wenden. Deshalb lud ich Sie so dringend in mein freudloses Haus ein, hoffend, Hannover Ihnen so interessant als möglich zu machen und Ihnen zu zeigen, wie lieb wir Sie haben. Marianne liegt noch immer auf der Ihnen bekannten Stelle, und noch scheint sobald keine günstige Wendung eintreten zu wollen. Geduld, Geduld — ist der einzige Trostspruch des Arztes! Aus allem diesen können Sie divinieren, welch traurige Weihnachten wir gefeiert, und wie düster unser Übergang ins neue Jahr sein wird. Doch genug von so ernsten Dingen, die (nach genauester Berechnung des Postenganges) unmöglich Ihr wahrscheinlich sehr vergnügtes Sylvesterfest stören können. Denke ich mich heute Abend so zu Ihnen — und das geschieht sicherlich —, so höre ich im Geiste nicht nur die lustigsten Holsteinschen**) und Hessischen Tischverse rauschen, sondern sehe auch die schmachhaftesten Weine und Bünsche fließen. Wäre nur Marianne wohl, heisa! da möchte ich auch dabei sein und ein fröhlich Lied zur Cither singen.“

Am 7. Februar 1854 traf ihn der harte Schlag: Marianne starb, mit der er achtundzwanzig Jahre in glücklichster Ehe gelebt hatte. Sie erreichte, geboren den 6. Januar 1806 zu Hamburg, ein Alter von nur 48 Jahren. Sie war ihm, dem Manne und Musiker, die verständnisvollste Gattin und Gefährtin gewesen, die Textdichterin seiner Oper „Austin“. Ueber den Heimgang dieser auch als Sängerin ausgezeichneten Frau berichtete er schmerzzerfüllt nach Escheberg: „Nur mit wenig Worten vermag ich mein kaum zu ertragendes Leid mitzutheilen. Erschrecken Sie nicht! Meine süße, heißgeliebte Marianne, die Seele meines Lebens, — sie ist nicht mehr. Gott, dessen Rathschlüsse unerforschlich sind, nahm sie mir und mit ihr meines Lebens Glück, Trost und Halt. Wie soll ich ferner dieses leere Dasein ertragen? — Am 29. Januar, heute vor vierzehn Tagen, reiste ich mit ihr nach Berlin, wohin es sie unwiderstehlich trieb, um dort, bei dem berühmten Italiener Landolfi, Hilfe für ihre arme, frante Brust zu suchen. Die Reise ging ganz leidlich von Statten, und sie war in ihrer sicheren Hoffnung so glücklich und heiter. Dennoch hatte sie sich eine Erkältung zugezogen, in Folge deren sie eine Lungenentzündung bekam, der sie am 7. Februar erliegen

*) Des Freiherrn von der Malsburg Schwiegereltern, Statsrath Dr. Heinrich von Heinze und Gemahlin Henriette geb. von Blome, stammten aus Holstein.

mußte. Morgens sieben Uhr fand der Arzt ihren Puls wunderbar besser, und er hegte nun gleich mir die beste Hoffnung. Sie schlief ruhiger, und ich bewachte sorgfältig ihren Schlaf. Regelmäßig erwachte sie jede Stunde mit dem Schläge, ich gab ihr ein, und dann schlief sie wieder ein Stündchen. So erwachte sie um ein Uhr Mittag wieder, nahm ein und verlangte ihr Mädchen Marie. Da trat ich nur einen Augenblick ans Fenster, Gott inbrünstig zu danken, und meiner Kinder gedenkend, als plötzlich angstvoll das Mädchen aufschreit und mich zu Hülfe ruft. Ich stürze herbei und nehme meine geliebte Marianne in meine Arme — sie ist todt! todt! — O mein Gott! mein Gott! — So verlassen, in solcher Situation, im Gasthof! — Ich habe sie mit nach Hannover genommen, seit gestern liegt sie inmitten ihrer sieben vorangegangenen Kinder. Haben Sie Mitleid mit mir Armen und denken Sie bisweilen unser!“

Bald darauf wurde ebenfalls die Familie von der Malsburg in große Sorge versetzt: des Freiherrn hoffnungsvoller Sohn Ernst erkrankte plötzlich sehr schwer in München. Auf diese Mitteilung, welche ihm Friedrich Bodenstedt in einem Briefe meldete, worin er zugleich eine frohe Botschaft, seine Verlobung, verkündete, drängte es Marschner, am 24. März in Escheberg schriftlich anzufragen: „Ich gewinne eher keine Ruhe, bis ich nicht ausführliche Nachricht empfangen. Möge diese meine Beängstigung eine unbegründete gewesen sein! Was thut's denn auch, ob mein Leid und Wehe noch vielseitiger und größer wird, als es schon ist? Scheint doch das Meer durch das Einmünden aller Ströme dieser Erde auch nicht größer zu werden. — Meine Stimmung ist so niedergedrückt, mein Denken und Sinnen allein nur auf den Engel gerichtet, durch dessen Miß-Verlassen mein Leben so elend geworden und meine Kraft in jeder Hinsicht so ganz und gar gebrochen ist, daß ich fürchten muß, nur mit Thränen schreiben zu können, die ja nur mir selbst Sonne und Erleichterung sein können! Deshalb geben Sie mir noch Zeit, die vielleicht auch mir noch so viel Fassung giebt, Ihnen, wie Sie wünschen, Mariannens und meine eigene Leidensgeschichte ausführlicher zu schreiben. Freilich — nur die Hoffnung gedeiht und wird täglich größer, daß unsere Trennung doch kürzer sein dürfte, als meine unverwundlich scheinende Konstitution fürchten läßt. Und diese Hoffnung ist mein einziger Trost, der liebste und süßeste Gedanke meiner Seele. Alles Leid der Welt ist leichter zu ertragen, als der Tod einer Geliebten. Wer hätte das öfter und schmerzlicher erfahren als ich?“

Durch die heftigen Gemütsbewegungen selbst erkrankt und oben-drein durch ein Augenleiden an jeder Arbeit gehindert und ans Zimmer gefesselt, konnte Marschner es gleichwohl nicht unterdrücken, seine Teil-

nahme bei dem Ableben des Jünglings dem tief gebeugten Vater zu offenbaren und am 21. April wieder zur Feder zu greifen, um die Richte zu bitten, ihn nicht länger ohne Nachrichten zu lassen, da das Stillschweigen ihn unsäglich bekümmere: „Wenn Sie wüßten, wie reich es meinem armen, kranken Herzen in meiner Einsamkeit ist, zu erfahren und wahrzunehmen, daß für mich auf Erden noch einige Herzen wohlwollend schlagen, so würden Sie diesen letzten Trost mir sicherlich nicht versagen. Mein Gott, ein so junger, lebensfrischer, blühend starker Mann mußte schon so früh dem unerbittlichen Tode zur Beute werden? Aus der mir zugekommenen gedruckten Todesanzeige ersehe ich nur, daß eine siebenwöchentliche Krankheit voranging, aber nicht welche. Berechne ich die Zeit, so muß seine Krankheit fast mit dem Tage begonnen haben, an welchem meine unvergeßliche Marianne dem Tode zum Raube ward. Bald naht die Zeit, wo Beide in Lust und Scherz in dem herrlichen Escheberg nur Gesundheit und Leben athmeten, wo Jeder in seiner Art die Lust und Freude der Anderen war und Jeder für wahnsinnig erklärt worden wäre, der ihnen ein so nahes Scheiden hätte prognostizieren wollen. O warum hat Gott mich nicht anstatt seiner erwählt? Dann hätte er meinen heißesten und einzigen Wunsch erfüllt, und Ihr Haus wäre glücklich geblieben!“ Dazu die Nachschrift: „Wie ich Ihnen schon im Herbst sagte, hatte ich mich bereits im September vorigen Jahres zur Direktion meines Heiling und Templers nach London versagt, und Marianne freute sich darauf wie ein Kind. Nun hatte ich alle Lust verloren und abgeschrieben. Vor einer halben Stunde aber erhielt ich plötzlich Besuch von dem Englischen Direktor des Unternehmens Mr. Seager-Döswald, der mich meines Wortes nicht entband und darauf bestand, daß ich es erfülle. Nun steht noch meine Hoffnung darauf, daß man mein Begehren, mir im Voraus mein Honorar zu schicken, unerfüllt läßt. Erhalte ich es bis Ende dieses Monats nicht, so bin ich an nichts gebunden und kann meiner Einsamkeit leben.“

Dieselbe mutlose und melancholische Stimmung, aber auch daselbe ihn stets befehlende treue, aufopfernde Freundschaftsgefühl spricht sich in dem nächsten Briefe vom 26. Mai 1854 aus: „Wie gern hätte ich geschrieben, wenn ich es nur vermocht hätte! Aber eine Lähmung meines linken Auges, dessen Pupille unbeweglich nach innen stand, hat mich seit dem 14. April an allem Schreiben verhindert, zumal auch das rechte Auge bedeutend dadurch litt und schwach geworden war. Jetzt geht es etwas besser, das linke Auge ist wieder beweglich geworden, nur daß ich es noch nicht fest fixieren und meinem Willen ganz unterthänig machen kann. Indessen muß ich froh sein, daß es schon wieder ist, wie

es eben ist; wenigstens sagt der Arzt, daß seine Hoffnung auf solche Besserung früher erfüllt worden ist, als er gehofft hat. Auch duldet er nicht, daß ich mich irgendwie anstrenge oder, wie ich beschlossen hatte, übermorgen das am Geburtstage des Königs stattfindende Hoffconcert selbst wieder dirigiere. So bin ich denn, da die Theater-saison mit dem 11. Juni auch zu Ende geht, noch für lange — seit langer Zeit — zu quälender Geschäftslosigkeit verdammt, und mir bleibt nichts übrig, als immer nur zu denken oder vielmehr zu grübeln; und welcher Art von Gedanken ich mich zumeist und am liebsten ergebe, können Sie leicht errathen. — Daß diese sehr verzögerte und allmälige Besserung meines Augenleidens auch die Londoner Kunstreise — mindestens für diesmal — fisiert hat, werden Sie begreiflich finden. Obwohl mein Sinn für derlei Ehren, Auszeichnungen oder Triumphe jetzt ganz abgestumpft und der pekuniäre Verlust dabei mir ganz gleichgültig ist, so thut es mir doch leid, meinen Kindern und Freunden durch diese Reise mindestens nicht den Beweis liefern zu können, daß ich, wie sie wünschen, wohl den guten Willen hätte, mich durch Arbeit und Auffuchung von Zerstreuung einer Trostlosigkeit zu entreißen, die nur mit meinem Leben enden wird. — — Es freut mich, daß der liebe herrliche Kammerherr mit seinem Schmerz und Kummer nicht gleich nach Escheberg zurückgekehrt, sondern in München bei seinen Kindern*) geblieben ist. Nur Frauen vermögen so tief schmerzliche Wunden zart genug zu behandeln und — wenn möglich! — zu heilen. Wem noch solcher Trost, noch solche Hülfe geblieben, der ist noch nicht der Unglücklichste auf Erden zu nennen. — Bodenstedts letzter Brief war aus München datiert, wo er sich schon mit Einrichtung seines neuen Quartiers beschäftigte, was er sehr humoristisch beschrieb. Er hat mich eingeladen, zur Industrieausstellung nach München zu kommen und ein paar Wochen bei ihm zu leben. Auch Lachner hat mich zu sich eingeladen. Ob ich aber gehe, weiß ich noch nicht. Ich möchte zwar gar viel und mancherlei. Bedenke ich aber dann dies und jenes genauer, dann komme ich zu keinem festen Entschluß und — fürchte mich sogar vor mancherlei. Ich war niemals gern allein auf Reisen, obwohl ich viel reiste. War ich aber allein, dann kehrte ich regelmäßig nicht nur Tage, sondern ganze Wochen früher zu der zurück, ohne die die Welt mir öd' und freudlos war. Aber ich konnte doch dahin, wohin das Herz mich zog; und jetzt? Kann ich das noch? Und wenn ich es könnte, dürfte ich? — O wie qualvoll sind solche Fragen für das einsame Herz, weil von nirgends eine tröstende, Gewißheit gebende Antwort ertönt!

*) Seine Tochter war daselbst an den Grafen von Holsstein vermählt.

— Gestern erschien mein neuestes (wie ich jetzt fühle, wahrscheinlich auch mein letztes) Werk: ‚Der fahrende Schüler‘. Als wir die letzte Reise nach Berlin zusammen antraten, nahm Marianne nebst den Bodensiedtschen Liedern auch das Manuscript dieser Lieder mit, die sie unbeschreiblich und unnachahmlich schön sang und überaus liebte. Sie wollte in der Refonvalescenz dort nur diese Lieder singen und die dortigen Freunde damit erfreuen! Ach, wer wird sie mir je zu Dank so wiederzingen? Hätten Sie sie nur gehört, dann würden Sie mit mir einverstanden sein und sie auch nicht mehr hören wollen. — Vielleicht ist das Glück mir günstig und Sie sind geneigt, mir recht bald von Escheberg zu erzählen. Da Escheberg zu den letzten Lichtpunkten meines Lebens gehört, so interessiert mich Alles, was dort lebt und geschieht.“

Allmählig gewann Marschner seine Sehkraft wieder. Eine Rheinreise, die ihn bis nach Holland und mit vielen alten und neuen Bekannten zusammenführte, erfüllte ihn mit frischer Lebenslust, wenn auch die Wehmuth noch nicht aus seinem Herzen gewichen war. Am 26. Juni 1854 fuhr er, ohne bestimmten Plan, vorläufig nach Köln, wo er mit dem König Ludwig von Bayern zu gleicher Zeit eintraf und von Deutz aus, wo er der ausgehängten Brücke wegen Halt machen mußte, die zauberisch schöne Beleuchtung der Kirche, des Domes und der ganzen Stadt behaglich betrachteten und sich daran laben konnte. Obwohl ihm der Freunde viele, namentlich seiner Musik, in Köln lebten, wollte er dort sich dennoch nicht lange aufhalten, sondern weiter nach Belgien gehen, um Land und Leute kennen zu lernen. Die Kölner aber, in ihrem Enthusiasmus, ihn endlich einmal unter sich zu haben, ließen ihn sobald nicht fort; er mußte länger bleiben, ja hoch und teuer schwören, seine Rückkehr über ihre Stadt zu nehmen und noch länger zu weilen. Da Marschner nach Rotterdam zu dem großen Musikfeste als Ehrenmitglied eingeladen war und er dasselbe, sowie einen Gönner auf seinem Gute bei Harlem zu besuchen beabsichtigte, so ward ihm das Versprechen sehr leicht, weil in diesem Falle ohnehin sein Rückweg ihn mindestens über Düsseldorf führte. Indes, er kam gar nicht nach Holland, wurde vielmehr von einem reichen Kaufherrs nach Antwerpen mitgenommen. Die alten Kunstschätze, der zoologische Garten, die großartigen Handelsverhältnisse und die Bekanntschaft mit vielen hochachtbaren Familien, die neben moderner Eleganz noch mancherlei antike Sitten und Gewohnheiten sich bewahrt hatten, machten es ihm so angenehm als interessant. Auf gleiche Weise lernte er nach und nach Mecheln, Brüssel, Gent und Brügge kennen, erquickte sich zu Ostende in den erfrischenden Wellen der Nordsee und ließ sich endlich — wieder durch einen neugewonnenen Freund — nach Dover und von da nach

London ver- oder vielmehr entführen, denn zwei Stunden vor der Abfahrt war ihm noch kein Gedanke an solch eine Tour gekommen. Kurz, statt über Antwerpen zurück nach Rotterdam und Harlem zu gehen, begrüßte er am nächsten frühen Morgen schon den wunderschön grünen, freien Boden des lustigen Alt-England, auf dem er sich mit großer Freude und Behaglichkeit so lange erging, als seine „Pfunde“ es nur gestatten wollten. Nach sechszehntägigem Aufenthalt verließ er das riesige London und kehrte über Ostende zurück nach Köln, wo ihn herzliche Freundschaft und Liebe noch eine Woche zu fesseln mußte. Am 6. August befand er sich wieder in Hannover. Hier hörte er von Perglaß, der eine kleine Erholungsreise nach München gemacht und dort den Kammerherrn von der Malsburg getroffen hatte, derselbe beabsichtige, das Schloß seiner Ahnen gänzlich zu verlassen und nach der Ffarstadt überzusiedeln. Nach solchen Mitteilungen und selbst ohne weitere Nachricht glaubte er in einer hypochondrischen Anwandlung, daß jeder Besuch auf Escheberg unter den vermeinten Verhältnissen nicht angebracht sein würde, weshalb er den Wunsch aufgab, die neue ihn von Hannover nach Hessen führende Eisenbahn zu einem Überfall zu benutzen.

Kurze Zeit darauf ersah er aus einem Billet seiner dortigen Freundin, das erst jetzt in seine Hände gelangte, wie willkommen er gewesen wäre. „Ihr Schreiben,“ erwiderte er am 19. August, „sagt mir, daß man in dem lieben, herrlichen Escheberg meiner noch immer freundlich gedenkt, ja mich selbst da gern sehen würde. Und ich weiß davon nichts! Argwöhne in meiner traurig-einsamen Einsiedelei gar schon völliges Vergessen sein! Wie gern wäre ich vor zwölf Tagen, statt direkt von Köln hierher zu gehen, seitwärts von Hamm nach Escheberg gegangen, um meinen lieben Kammerherrn und den ganzen lebenswürdigen Inhalt von Escheberg wiederzusehen und ihm zu zeigen, daß in meinem Herzen liebend-dankbare Erinnerung weder verloschen ist, noch je erlöschen wird. Doch nun ist es zu spät. Mit dem heutigen Tage gehen die diesjährigen Ferien zu Ende, und ich kann und will um keine Verlängerung derselben nachsuchen, da ich in der ersten Hälfte dieses Jahres fast gar nichts habe leisten können. Meine Augen sind zwar noch recht schwach, aber sie leisten mir doch wieder Dienste, so daß ich, ohne neue Störungen befürchten zu müssen, meinen Verpflichtungen streng nachkommen zu können fest hoffen darf. Obwohl meine Lage, mein Gefühl und meine ganze Stimmung immer noch die alte ist, so bin ich doch entschlossen, Alles zu thun, was man von mir fordern darf, d. h. durch Arbeit meinem Geiste so viel zu schaffen zu geben, daß der gewisse eine, traurige, aber mir liebste Gedanke mindestens nicht als mein Haupt-Geschäft erscheint. Kann man mehr verlangen?“

Im Dienste Polihymnias kam unserem Marschner schließlich die alte Lust am Leben und Schaffen zurück; ja auch der Segen einer glücklichen Ehe, einer gemüthlichen Häuslichkeit sollte ihm ein Jahr darauf ungeahnt von neuem erblühen. Wie er in Therese Sanda aus Wien, der gefeierten Altistin, Ersatz für Marianne fand, berichtete er an den Kammerherrn von der Malzburg, mit dem er Brüderschaft getrunken, im Mai 1855 folgendermaßen: „Hoffend, daß Du von Deinem Ausflug nach München an der Seite Deiner lebenswürdigen Gräfin-Tochter als glücklicher Vater wieder in Dein himmlisches Siseberg eingezogen bist, halte ich es an der Zeit, zu meiner gleich einer Bombe in Dein Haus gefallenen Verlobungsanzeige den nöthigen Kommentar einzusenden, wie Freundschaft und Anstand es erheischen, wie mein Herz es gebietet. — Nochmals einen Abriß meiner vieljährig traurigen Schicksale zu geben, die traurige Wirkung auf mich von meinem letzten, größten Verluste, meine dadurch entstandene äußere und innerste Verarmung und Verzweiflung oder das täglich sichtbar werdende Verkommen meines Sohnes August und meiner selbst Dir nochmals zu schildern, ist wohl nicht nöthig, da Du meine Lage hinlänglich kennen gelernt, sowie auch die Weichheit meines Gemüths, das an ein gleich fühlendes, liebendes Herz sich anzulehnen so gewöhnt und es bedürftig war. Dazu kam, daß ich seit Weihnachten dreimal krank und bettlägerig war, wo ich jeder Pflege und Theilnahme mangelte, da meine Tochter, selbst unwohl, nicht bei mir sein konnte. In solcher Noth sendete der Himmel mir einen Engel — meine jetzige Braut —, dessen Idol — als Komponist — ich schon seit zehn Jahren gewesen war. Vermöge ihres Geistes, ihrer Bildung, ihrer unendlichen Herzensgüte und ihres ganzen originellen, echt künstlerischen Wesens ward sie mir nach und nach so lieb, daß der Wunsch, an ihrer Seite den Rest meines Lebens verträumen und meinem August in ihr eine wohlwollend-liebende Führerin gewinnen zu können, Tag für Tag größer wurde. Freilich kam dem trefflichen Mädchen mein endliches Werben sehr überraschend, und es gab Bedenklichkeiten gar viele. Endlich aber, am 8. April, machte das Gewicht ihrer großen Kunstbegeisterung, ihres Enthusiasmus für meine Werke, die Idee einer besonders vom Himmel ihr bestimmten Mission zur Erhaltung meines künstlerischen Wirkens, sowie das Erkennen meines treuen Charakters die Schale zu meinen Gunsten sinken, und sie willigte ein, mein Trost, meine Stütze und mein Weib zu werden. — All' meine wirklichen hiesigen Freunde, mich und meine Lage wohl kennend und würdigend, freuen sich meines und ihres Entschlusses und haben sie in ihren Familientreisen freudig und sie ehrend aufgenommen. Wie wohlthwend ist es meinem Herzen, mit ihr so recht

von Herzen von Marianne sprechen zu können, die sie mit Bewunderung ehrt, liebt und ihr nachzustreben gelobt, deren Bild und Grab sie oft und freudig mit mir bekränzt und schmückt!“

Da Marschner auf diese Beichte keine Antwort erhielt, wählte er sich schon auf Escheberg ganz vergessen oder, was ihn noch mehr schmerzte, verkannt. Zu seiner namenlosen Freude wurde ihm Anfang Juni das Gegenteil versichert. „Ist es da wohl ein Wunder“, heißt es in seiner Dankepistel, „wenn ich wie toll juble und springe? Ja, lachen Sie nur über mein Springen (es mag vielleicht auch recht komisch sich ausnehmen!), aber ich springe wirklich, und das ist noch nicht das größte Wunder, was meine liebe Braut an mir gethan hat. Sie ist so gut und lieb, so hübsch, so durch und durch eine wahre Künstlernatur im höchsten Sinne, so regen Geistes und so innig treu sich anschließend, daß meine tiefgebeugte Seele zu neuer Kraft, zu neuem Leben sich aufgeschwungen und dies schon durch mehrere neue Werke dargethan hat, die Zeugniß von der Verjüngung meines Geistes geben.*) Kann ich nebenbei noch versichern, daß sie ebenso gut zu kochen und wirthschaften — wie englisch, französisch, italienisch, ja selbst ungarisch zu sprechen versteht, so werden Sie beim Anhören ihres herrlichen Gesanges mein jetziges Glück und das Streben, es mir zu sichern, würdigen und begreifen können. — Wohl bedurfte ich einer ungewöhnlichen Anregung, mich aus dem unergründlichen Abgrund voll Verzweiflung, Gram, Trauer und Verdruß herausreißen zu können, und habe ich nur den letzteren im Sinne, so bin ich gewiß, daß mein seliger Engel Marianne selbst mir all' das Glück, das ich an Theresens Seite auf meiner noch nicht vollendeten Erden- und Lebensbahn zu finden gewiß bin, von ganzem Herzen gönnt, besonders wenn sie wahrzunehmen vermag, welche liebevolle Sorglichkeit für August Theresens Herz erfüllt. — Am 10. Juni werden wir zum zweiten und letzten Male aufgeboden, und am 11. werden wir getraut.“

Die Hochzeitsreise ging unmittelbar darauf nach Köln, am Rhein entlang nach der Schweiz bis Zürich und von dort nach München und Tegernsee. Auf der Rückfahrt über Stuttgart, Frankfurt und Kassel beabsichtigte das Ehepaar für einige Zeit auch nach Escheberg zu kommen, um die bis dahin wohl wieder weggezogenen Nachtigallen zu ersetzen und Gärten und Wälder mit süßem Gesange zu erfüllen. Aus

*) Besonders brachte diese neueste Periode seines Lebens der Tonkunst schöne Früchte in der Komposition von Liedern, unter denen der „orientalische Viederichag“ von Bodenstedt hervorrang und große Frische und Ursprünglichkeit der Melodien zeigt; L. Bischoff irrt, wenn er „den fahrenden Schüler“ hierher setzt, dies Wort datirt, wie wir sahen, früher.

Rottach kündigte Marschner den 26. Juli seine bevorstehende Ankunft an: „Glücklicher als voriges Jahr, wo Ihr liebes Einladungsschreiben gar nicht in meine Hände kam und Gott weiß, wohin gerathen sein mag, erhielt ich diesmal Ihr Briefchen. Gern werden wir so freundlichem Ruße Folge leisten, ein paar Tage in Ihrem Paradiese glücklich zu sein. Das durchaus schlechte Wetter bisher hat uns weniger als andere Leute geniert; theils gewann dadurch das häusliche Leben an Traulichkeit, theils förderte es meine für hier bestimmte Arbeitsaufgabe, ein Volksdrama ‚Der Goldschmied von Ulm‘, bis zum Schluß, womit ein sehr großer Stein von meinem Herzen gefallen ist. Trotz schlechtem Wetter ließen wir uns doch nicht ganz und gar von allen Ausflügen abhalten, und so feierten wir gestern noch in Ballept ein Kirchweihfest in Gesellschaft der Familien Bodenstedt und Dönniges, das uns als ein ebenso echtes Urbild wahrhafter Fröhlichkeit wie unverdorbenen, alt hergebrachten Nationallebens stets in Erinnerung bleiben wird. Häufige Gondelfahrten, namentlich Abends, auf dem wunderschönen See, verschönt durch den Gesang meiner lieben Therese, die sich hier in Aller Herzen eingefungen hat, ließen uns die Wochen wie Tage entschwinden. — Sorgen Sie nur, daß eins Ihrer Instrumente etwas gestimmt, in Ordnung ist, wenn wir kommen!“

So verbrachte denn das Künstlerpaar im Spätsommer 1855 eine kurze, aber köstliche Zeit auf Escheberg. Marschner fühlte sich innigst befriedigt über die herzliche Aufnahme, welche, wie weiland seiner Marianne, jetzt seiner Therese entgegengetragen wurde. Der Kammerherr verhiess zum Winter seinen Gegenbesuch in Hannover zu machen. Allein der Mensch denkt, Gott lenkt. Im Herbst desselben Jahres reiste Baron Karl von der Malsburg nach München, von da weiter nach Venedig, um nicht wieder in seine Heimat zurückzukehren: im November erlag er der Cholera, die in wenigen Tagen den kräftigen Mann hinwegraffte, zum Schmerz Aller, die ihn gekannt, geliebt und verehrt hatten. Die Lücke, welche er hinterließ, war unausfüllbar. Zahlreiche Künstler, Schriftsteller und Gelehrte verloren in ihm einen seltenen Mäcen, um den sich noch in seinem letzten Lebensjahre so viele große und berühmte Männer auf dem gastlichen Schlosse geschart hatten. Wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel traf die Hiobspost auch unseren Marschner. Er war zu erschüttert, um sofort ausführlich schreiben zu können. Aber schweigen und unterlassen konnte er es nicht, der Nichte des Heimgegangenen anzudeuten, wie unermesslich schmerzlich der Verlust eines solchen liebevollen, treuen Freundes, eines so prächtigen Menschen, eines wahrhaft Deutschen Edelmannes seinem Herzen war. Eben erst war Marschner von einer kleinen Kunstreise mit Therese aus Köln in Han-



Malsburg

Nach einem Ölgemälde im Besitze Sr. Exc. des Kammerherrn von der Malsburg.

nover wieder eingetroffen, hatte sich just vorgenommen, alsbald den Kammerherrn an sein Versprechen zu erinnern, ihn vor Weihnachten noch zu besuchen. Da erzählte ihm ein Brief von Bodenstedt, daß Baron von der Malsburg die Gräfin Anna nach Italien begleitet habe, und zwei Tage später kam die Trauerkunde von seinem raschen Tode. „Und wir konzertierten, ohne etwas Böses zu ahnen, am selben Abend, glücklich und heiter in Köln! Aber so ist das Leben. Beständig steht der Schmerz auf dem Sprunge, sich an die schönste Empfindung festzuklammern und das reinste Glück zu verbittern.“ Mehrere Jahre nachher, bei einer Gelegenheit, die ihm besonders klar die Erinnerung an Escheberg und an die dort einst freundlich aufgenommenen Geistesaristokraten wachrief, unter denen freilich auch verkommene Genies nicht fehlten, that er die Aeußerung: „Gott, was mag Escheberg — für viele ein so seliges Schlaraffenland — wohl Alles für wunderliche Käuze beherbergt haben!? Ein so guter, lieber Mäcen wie Ihr Onkel, und ein so liberaler, großherziger, gastreicher Herbergvater wie Karl von der Malsburg, wird wohl nicht wieder erstehen, und so lustige, sorgenfreie Tage wird das berühmte gewordene Kunstajyl wohl auch nicht mehr sehen. Es zu dem zu machen, was es war, dazu gehört auch Talent, und das muß eben geboren und kann nicht erlernt werden.“

Die Nichte schien in ihrem vergötterten Oheim Alles verloren zu haben, was ihr das Leben lebenswert machte. Marschner, welchem sie ihr gramgefülltes Herz ausschüttete, erwiderte am 16. März 1856: „Den durch Ihr Schreiben hervorgebrachten Eindruck zu schildern, ist mir ganz unmöglich. Ich kann nur sagen, daß wir lange und oftmals in tiefster Trauer über ein so urplötzlich hereingebrochenes Mißgeschick und über die so gründliche Zerstörung eines so edlen Hauses, das nur die Freude zu kennen schien, den innigsten Antheil gefühlt und uns ihm unbegrenzt überlassen haben. Wie oft haben wir, in Erinnerung der im letzten Sommer bei Ihnen verlebten schönen Tage, — ich schäme mich nicht, es zu sagen: — geweint, daß das Alles nun vorüber ist und vorbei sein muß, da die Seele des Hauses entflohen, die bewegende Kraft solch schöner Geselligkeit so unerwartet rasch und auf immer vernichtet ist. Aber fühlen wir schon so herb und tief den Verlust eines so herrlichen, edeln Freundes, dem wir doch ferne standen, was müssen Sie beim Verluste eines so väterlichen Freundes und einer so treu-festen Stütze fürs raue Leben in der Tiefe Ihres kindlich-dankbaren Herzens für ein unsägliches Weh empfinden! Fern sei es, Ihren gerechten und sicherlich lang andauernden Schmerz durch solche Geständnisse zu erneuen oder gar zu vergrößern. Aber ich weiß, leider aus eigener gar zu trauriger Erfahrung, daß wahrhaft mitgefühlte Trauer (wie dies hier

wirklich der Fall ist) trotz aller neuen Blutung dennoch sanften Trost gewährt. — Vielleicht bringt Sie der Spätsommer in unsere Nähe. — Mit dem Mai gehen unsere Theatervergünstigungen zu Ende, und dann, wissen Sie wohl, kann ich es länger in Hannover nicht mehr aushalten und muß wandern. Dies Jahr gedente ich meine Therese nach ihrer Vaterstadt Wien zu führen und ein paar Wochen da zu leben. — Der Winter ist uns ziemlich vergnügt und rasch vorüber gegangen. Therese hat im Herbst einige Ausflüge nach Hamburg und Köln gemacht, auf welch' letzterem ich sie begleitet habe. Der übrige Theil des Winters ward hier zugebracht, weil ich mich während der Zeit der Geschäfte davon nicht gern dispensieren ließ. Kleinere herzige Gesellschaften, Konzerte und Theater, sowie viel Hausmusik halfen die langen Abende verkürzen. — Von Bodenstedt habe ich seit einigen Monaten nichts gehört. Man hört und liest über die neue Gesellschaft des Königs Max jetzt so mancherlei, was immer eine plötzliche Explosion fürchten läßt. Die sie unaufhörlich heimlich und offen untergrabende ultramontane Sippchaft ist so mächtig, daß man stets Ursache zu solchen Befürchtungen haben kann, besonders seit es ihr gelungen, die Hauptbasis und Stütze der „Neuen“, nämlich Dönniges, zu beseitigen. Hoffen wir einstweilen das Beste, und vertrauen wir der eigenen Willens- und Charakterstärke des guten Max, der mir wenigstens den Eindruck gemacht hat, als könne man ihm getrost vertrauen.“

Wie auf Regen Sonnenschein folgt, so erhellte auch die betrübte Seele seiner Eiseberger Freundin ein Lichtstrahl: eine erlauchte Deutsche Fürstin nahm sie als Vertraute zu sich. Marschner freute sich herzlich über diese Metamorphose. „Freilich“, gestand er ihr am 3. Dezember 1857, „wenn Sie im hohen, alten und etwas einsamen Schloß in stiller Stunde an die frühere, meist so heitere Zeit, an das zwar etwas verfallene, aber doch unsäglich liebe Eiseberg denken, dann begreife ich recht wohl, weshalb Ihr Auge feucht wird. Geht es doch mir selbst so und auch Theresen, die doch, sich daselbst zu orientieren, kaum Zeit hatte. Reminiscieren Sie sich noch des vergnügten Abends, an welchem Therese uns auf dem niedlichen Theaterchen als Fides und in einigen anderen Scenen erfreute? Denken Sie noch der wonnevollen Mondscheinabende das Jahr vorher, an welchen Marianne die Bodenstedtschen Lieder durch die helle Nacht jubelte? Ach, welch' wonnevolle Erinnerungen! Wie kurze Zeit ist seitdem erst entflohen und doch Alles schon nur noch eine Erinnerung! Doch das ist nun einmal des Menschen Schicksal, daß ihm Alles — Glück, Sonne und Leid — nur in der Erinnerung bleibender Besitz wird, denn in jedem, seligsten oder schmerzlichsten, Genuß der Gegenwart keimt schon das Vergessen, an das sich nur — Erinnerung knüpft. Deshalb

halte ich es für weise, sich trotz aller wonnevollen oder schmerzlichen Erinnerungen keiner neu sich darbietenden edleren Freude zu entziehen und muthig neuen drohenden Schmerzen entgegenzusehen, weil sie, ebenso wie die alten, vorübergehen und endlich auch nur zu Erinnerungen werden.“

Im Verlaufe seines Briefes giebt er eine anregende Schilderung seiner Erlebnisse im verflossenen Sommer: „Mit dem Schluß der vorjährigen Saison, Ende Mai, beschloß ich zur Erholung von vieler unliebsamer Arbeit und tausenderlei Familien- und anderen Verdrießlichkeiten mich mit meiner Therese recht weit von Hannover aus dem Staube zu machen und so lange als möglich von hier fortzubleiben. Wir reisten über Leipzig, Dresden und Prag, wo wir überall rasteten und uns vieler Liebe erfreuten, nach Wien. Dort, von Verwandten meiner Frau freundlichst aufgenommen und bewirthe't, von allen Kunstfreunden wahrhaft fetiert, verweilten wir fast sechs Wochen. Dann bereisten wir Steiermark, erquidten uns in dem reizenden Graz, gingen von da über Laibach nach Triest und endlich nach Venedig. Es ist mir unmöglich, den Eindruck zu beschreiben, den diese Stadt mit ihrer großen Vergangenheit, die Einem noch jetzt so lebendig und gewaltig entgegentritt, daß man sich kaum in die Gegenwart zu finden weiß, auf mich sowohl wie auf Therese gemacht hat und sich doch von einem Tag zum anderen umwandelte. Am ersten Tage unserer Wanderungen (wir fingen damit an, womit Andere schließen), auf dem lang ausge dehnten Canale Grande mit seinen Palasteinfassungen, die von außen so verfallen erscheinen, und deren Namen so imponierend tönen und sammt und sonders fast nur auf Vergangenheit und ‚gewesen‘ deuten, war uns das Weinen oft näher als das Lachen, zu dem die naive Moquerie der Venetianischen Gondolieri über die Tedeschi gar oftmals reizte. Denn Dank meinem fertig in allen Dialekten italienisch plappernden Köschchen verstanden wir Alles, Wort für Wort. Die die endlose und grauig stille Wasserstraße beherrschende Unheimlichkeit wurde durch die eigenthümlich klingenden Rufe der Venetianischen Gondolieri (die ich Venedigs Droschken nannte), die in den engeren Seitenwassergäßchen an den sonderbar verfallen aussehenden kleineren Häusern so unheimlich widertönten, noch grauiger, besonders als es schon begann zu dunkeln. Eingesargt in ein pechschwarzes Hüttchen mitten auf einer ebenso schwarzen als langen Barke, nichts als ein stechend glühendes Augenpaar des Rahnführers sehend und ringsum nichts als das Blätschern des leise berührten Wassers hörend, — wer konnte sich da enthalten, an den Rath der Zehn und seine stets unheilvollen Besuche und Berrichtungen zu denken? Und wer könnte sich nach stundenlanger eben beschriebener Fahrt bei plög-

licher Landung am Rialto mit seinen Boutiquen, Früchten, Menschen und ihrem unbeschreiblichen Getriebe, dem wunderbaren Leben in den engen Straßen oder gar beim plötzlichen Eintritt auf dem Markusplatz und beim Anblick seiner Wunder eines mächtigen Staunens erwehren oder bei längerem Verweilen sich über den stets dringender werdenden Wunsch, länger, immer hier zu bleiben, verwundern? Ach, auch ohne seine Schätze der Malerei oder Architektur hat Venedig uns so bezaubert, daß wir nichts sehnlicher wünschen, als dort leben — ja selbst sterben zu dürfen. Aber dieser Wunsch wird sicherlich nicht in Erfüllung gehen, ja wir hoffen kaum es noch einmal zu sehen. Aber die Erinnerung an Venedig wird ewig in uns leben und uns entzücken, obwohl ich die letzten drei Tage unseres Aufenthaltes (wir weilten daselbst vierzehn Tage) recht unwohl war und schon glaubte, die Cholera nicht erst zu bekommen, sondern schon zu haben. Daß ich in diesem etwas elenden Zustande, der mich auch erst zu Salzburg gänzlich verließ, noch lebhafter als Anfangs an meinen unvergeßlichen Freund Malsburg dachte, mögen Sie wohl glauben. Endlich war ich durch Theresens Hülfe doch so weit, über die meilenlangen Lagunen mit Dampfgen Padua, Rovigo und Verona brausen, die Arena und Giuliettas steinernen Sarg und ihren verwitterten, zu einem Wirthshaus herabgesunkenen Familienbesitz, die Tisch und mancherlei Anderes bewundern, ferner noch im Fluge Milano, die Seen, Brescia sehen und von Peschiera den Gardasee bis Riva in seiner ganzen Länge und seiner entzückenden Herrlichkeit befahren zu können. Ach, es waren Tage größter Glückseligkeit. Aber schon sind sie dahin, und nichts ist mehr geblieben als — Erinnerung. Aber eine herrliche, unvergeßliche! — Wären nur, selbst hier in Oberitalien, die Hitze und in deren Folge der Durst nicht so übergroß und die Mittel zur Bewältigung des letzteren gar so schlecht oder so über alle Maßen theuer, dann wäre zu unserer vollständigen Glückseligkeit nichts zu wünschen übrig geblieben. Aber kein Licht ohne Schatten und ohne allen Aerger keine Reise. Doch begann dieser eigentlich erst in Riva, das fast schon zu Italienisch Tyrol gerechnet wird, und wo man schon wieder schlechtes Deutsch hört und schlechtes Weiterkommen findet. Mit vielem Aerger und schweren Kosten erst gelang es uns, einigermaßen anständige Reisegelegenheit nach Trient, Bozen, Brigen und Innsbruck, wo wir wieder rasteten, zu finden. Doch war die Reise selbst durch die allerherrlichsten Gegenden eine der genußreichsten. Ebenso die von Innsbruck bis Salzburg, Fisch und Linz, wo wir (es ist wahrhaft ein kleines Paradies, von der mächtigen Donau noch mehr verschönt) bei Verwandten wiederum zwölf Tage verjubilten und endlich auf der Donau nach Wien gingen und von da mit der Eisenbahn über

Brag und Dresden nach Hannover zurückkehrten. Drei volle Monate waren wir abwesend gewesen und konnten uns Anfangs in Hannover mit all seinem alten Sauerteig gar nicht zurechtfinden. Aber mit den großen und erquickenden Erinnerungen an die jüngste Vergangenheit und bei dem Gedanken, daß der kommende Sommer wieder drei freie Monate bringt, ward es uns möglich, leichter darüber hinwegzukommen, als wir selbst glaubten.“

Vor Antritt seiner nächsten Reise Juni 1857 nach London und Paris richtete er einen Abschiedsgruß an die Freundin, die sich an dem kleinen idealen Fürstenhofe glücklich fühlte: „Ihre Liebenswürdigeit und von mir längst erprobte Nachsicht mit mir vergesslichem Menschen (in Escheberg war man mit Künstlernaturen und ihren Mäuren ja stets vertraut und — duldsam!) läßt mich hoffen, daß Sie wegen meines Schweigens nicht zürnen. Was erlebt auch ein fortwährend am Schreibtisch sitzender Mensch? Er dichtet und trachtet, still in sich versunken, Alles um sich vergessend und nicht beachtend, was, wie bei mir, in Worten erzählt, ganz sicher minder interessant und wohlklingend klingen würde, als gespielt und gesungen.“ Dann das Bekenntnis: „Habe ich selbst auch mit fürstlichen Gunstbezeugungen und Freundschaften wunderliche und nicht immer günstige Erfahrungen gemacht, und bin ich auch deshalb mehr als gleichgültig dagegen geworden, so will ich doch nicht pessimistisch dagegen eifern und namentlich Ihr Vertrauen erschüttern, in welchem ja ein so großer Theil Ihres Glückes liegt und liegen muß, zumal Ihre Beschreibung Ihrer Herrin mich in derselben eine so holde Ausnahme erblicken läßt, die auch mich vertrauen macht.“ Zum Schluß ein Vorschlag: „Blieben wir den Sommer über hier, so würde ich jedenfalls ein Wiedersehen in Pyrmont ermöglichen, das ich nun auf nächstes Jahr verschieben muß. Sollten Sie aber Ihren Besuch hier wahrnehmen, dann machen Sie uns so glücklich und seien Sie unser Gast! Ruhnen Sie sich einmal von Ihrem Hofleben recht gemüthlich bürgerlich aus; wechseln Sie einmal die Rollen; seien Sie unsere Fürstin, und wir — meine Frau und ich — wollen es versuchen, wenn auch nur zu Ihrem Amusement, Ihnen Hofdame und Kammerherr zu sein!“

Der Ausflug in die Welt zum Sommer 1858 führte Marschner nicht so weit, als die vorjährigen Fahrten, nur bis an den Rhein, an dessen Gestaden er mit seiner Therese fünf Wochen auf einem paradiesischen Gute, dem Siebengebirge gegenüber, in einer herrlichen, reichen und sie sehr verwöhnenden Familie verbrachten. Wäre nur die Hitze nicht gar so groß und der Sechsendfünfziger — scherzte er — so heiß gewesen! Dennoch genossen sie ein Götterleben. Da seine Frau des Sohnes wegen nach Hannover zurückkehren, Marschner aber den Rhein hinauf bis auf den Rigi allein weiter wandern wollte, so kürzten sie dasselbe

ab, wenn auch mit schwerem Herzen. Je näher der Tag ihrer Trennung herankam, je trübsinniger wurde er, und endlich entschloß er sich ahnungsvoll zur Mitreise in die Heimat. Und wie gut war das! Denn er traf eben noch zeitig genug ein, um eine ihm sehr nahe stehende Person vor Verderben zu retten, wiewohl das nicht ohne tiefe Herzenswunden geschehen konnte. „So, nur uns in stiller Häuslichkeit lebend, wehmüthelten wir den ganzen schönen Sommer hindurch bis zum lieben Herbst, der auch die Frucht unseres Handelns reifte und uns wenigstens zu neuen Hoffnungen auf eine bessere Zukunft stärkte.“

Es rührte und beglückte ihn, daß die Escheberger Freundin mit ungeschwächter Teilnahme seiner stets gedachte, sogar im Strudel der Hoffestlichkeiten, in den kalten Strahlen der — freilich nur elektrischen — Hoffnung, daß ihre Briefe immer den alten Escheberger Geist und das liebenswürdige Gemüt des Oheims atmeten. Mit rechter Besorgnis erfüllte ihn die Nachricht von einer Augenkrankheit, welche sie befallen. „Ich kenne auch den trostlosen Zustand solches Leidens“, schrieb er am 24. Februar 1859. „Durch das viele Weinen um den Verlust meiner Marianne waren meine Augen so geschwächt worden, daß sie beinahe drei Monate lang unbeweglich starr einander gegenüberstanden und ich nichts sehen konnte. Ach, wie arm erschien ich mir und die Welt wie öde! Doch durch Gottes Gnade, durch Reisen, Veränderung der Luft, der Umgebung und durch Zerstreuung fand ich endlich Hülfe, meine alte Sehkraft und somit Trost und neuen Lebensmuth wieder. Freilich ermattet nach und nach, mit den Jahren, ein Organ nach dem andern, dafür sind wir physisch organisierte Wesen. Das aber trifft bei Ihnen noch lange nicht zu, Sie können sich unbesorgt noch dieser schönen Erde freuen. — Freilich ohne ein bißchen Resignation kommt kein Mensch unbelästigt durch die Welt, und wär's ein König oder Kaiser! und so werden Sie über manchen Genuß früherer Tage, über manchen tief im Herzen verborgenen, unerfüllt gebliebenen Wunsch ein Kreuz schlagen müssen. Aber dennoch heben Sie Ihr Köpfchen hoch empor, lassen Sie sich durch nichts unterliegen und kräftigen und ermuthigen Sie sich, Ihren Geist und Ihr Herz mehr und mehr an dem Schönen, das Kunst und Natur bieten, als etwa an Geist und Herz depravierendem, zu nichts führendem Grübeln und Nachdenken über Zeit und Ewigkeit. . . . Gott hat sich uns nur in Kunst und Wissenschaft offenbart, aber nicht über Zeit und Tod. Darum halte ich menschliches Grübeln über letzteres für pure Sünde, weil Gott selbst über solche Dinge . . . unserem Geist und Verstande unübersteigliche Grenzen gesetzt hat. Freude aber an echter Kunst und Interesse an Wissenschaft, sowie an der Natur macht Geist und Herz gesund und scheint mir echte, wahre Tugend, die Gott gefällig

sein und einzig und allein in den Himmel führen muß, denn sie allein läutert das menschliche Herz und giebt schon auf Erden einen Vorgeschmack des Himmels, der schließlich wohl uns Allen beschieden sein wird; denn Gott ist die Liebe. . . . Glauben Sie mir, auch ich bin fromm. Meine Frömmigkeit besteht in dem Streben, Alles zu meiden, was Gott mißfällig sein und gegen die christliche Moral und Liebe verstoßen könnte; nicht aber darin, in Allem und Jedem, was uns auf Erden trifft, Gottes besondere Einwirkung zu sehen; für alles Gute ihm herzlich zu danken, für die mich treffenden Uebel aber ihn nicht verantwortlich zu machen oder dieselben als seine Bestrafungen zu betrachten. . . . Gern glaube ich, daß Ihre jetzige Schloßeinsamkeit in ihrem steten Einerlei, im Vergleich zu der früheren Fröhlichkeit in Escheberg, Ihr lebhaft fühlendes Herz recht beängstigend drücken mag. Aber es schwebt ja auch ein Himmel über Ihrer Residenz, und im Schloß werden doch wohl auch Fenster sein, durch die Gottes ferne und schöne Welten in der Gestalt glänzender Sterne Ihnen freundlichen Trost und Hoffnungen zuwinken können. Auch der längste Winter geht endlich vorüber und macht dem holden Frühling auch dort Platz; und wenn er Ihnen dann seine Blumen und Blüthen zu Füßen legt, dann zieht ein neues Gefühl und neues Leben in das Gemüth, das man mit gutem Fug und Recht Freude, echte Freude nennen kann. Freude aber, auch im medicinischen Sinne, ist echte Lebensweisheit, denn sie macht und erhält frisch und gesund, und darum muß der Mensch, selbst nur aus Egoismus, mit aller Kraft darnach ringen.“

Mit dieser Konfession klingt die Korrespondenz des Menschen Marschner aus. Der Musiker und Komponist offenbart seinen Standpunkt in folgendem kritischen Rat für einen ihm von der Freundin empfohlenen Anfänger: „Sich heut zu Tage ganz allein der Musik zu weihen, halte ich für eine große Thorheit und nur zu verzeihen, wenn ein eminentes Talent dazu treibt. Ob und in wiefern Ihr Schützling ein solches besitzt, kann ich natürlich nicht wissen. Steckte vielleicht gar ein musikalischer Kaulbach in dem jungen Manne, dann wäre es freilich schade um ihn, wenn man ihm abriethe, sich der Musik zu weihen. Aber, aber, der Kaulbache werden nicht gar so viele — selbst in Ihrer Residenz nicht — geboren. Darum wäre es gut, Sie schickten mir einige seiner Kompositionen, die er selbst für die besten hält, damit ich im Stande bin, mich von seinem Talent zu überzeugen und mein Urtheil über sein Vorhaben bilden und abgeben zu können. Virtuosität auf irgend einem Instrument muß heut zu Tage ebenfalls über alle Bäume gehen, wenn sie nur irgendwie in die Augen fallen soll, und dann nährt sie ihren Mann — besitzt er nicht gleiche Virtuosität im Humbug — auch noch nicht. Kurz, ist in einem jungen Mann nicht ein großer

Genius verborgen, dessen Unterdrückung allerdings ein Verrath an der Gottheit sowie an der Menschheit wäre, dann soll er sich lieber jedem anderen Fache, als dem der Musik widmen, die ihren Jüngern stets nur einen ebenso kärglichen als unsicheren Unterhalt gewährt.“

Ein solcher Genius war Heinrich Marschner, als dramatischer Komponist der Nachfolger von Karl Maria von Weber, der Vorläufer von Richard Wagner, für letzteren in mancher Beziehung das Muster. Allerdings Reichtümer hat ihm seine herrliche Musik, deren Harmonien und Melodien Millionen Herzen erhoben und entzückt haben, nicht in den Schoß geschüttet, sondern bloß ein behagliches Auskommen gewährt; im Übermaß aber Ordens-Dekorationen in- und ausländischer Monarchen, die Mitgliedschaft von Akademien und Vereinen, die philosophische Doktorwürde der Universität Leipzig, den Ehrenbürgerbrief Hannovers. Was ihm jedoch mehr galt, als die unzählbaren Guldbeweise, Auszeichnungen und Anerkennungen, das war die internationale Bewunderung für seine großen Opern, die Begeisterung für seine Männerchöre und Vieder, besonders im sangesfrohen Deutschen Volke, das war die Fülle inniger Liebe, Hingebung und echt künstlerischen Verständnisses, wodurch seine drei Frauen, die frühzeitig verstorbene Eugenie Jäggi, dann vor allem Marianne Wohlbrück und Therese Janda ihn unsäglich beglückten, das war nicht minder sein schönes Verhältnis zu den vielen persönlichen Freunden, unter denen die Escheberger ihm am nächsten standen. Sein unerschrockener Freimut, wo es sich um die wahren Interessen des Theaters und Kunstgeschmackes handelte, erregte zwar höheren Ortes Anstoß; indes sein Charakter kannte keinen Haß und Groll, der Grundzug seines durchaus edeln und natürlichen Wesens war heiter, wohlwollend, milde und versöhnlich. Das Schicksal war so hart mit ihm verfahren, daß er nach und nach fast zu unmännlicher Duldung, Nachsicht und Liebe gekommen war und ihn nichts tiefer schmerzte, als Jemanden unter Mißverständnissen leiden zu sehen. „Ach“, ruft er einmal aus, „dächten wir Menschen immer an das ‚Wer weiß, wie nahe mir das Ende‘, wie viel Herzeleid und Kummer würden wir uns allzeit ersparen und uns lieb haben, so viel wir nur können!“

Kurz vor seinem am 14. Dezember 1861 erfolgten Tode war eines seiner letzten Worte die Bitte und Zusage: „Verlieren Sie niemals den Glauben an mich, an den Freund, den alten guten Marschner, der stets der guten alten Escheberger Freunde und derer eingedenk bleiben wird, durch die Escheberg wurde, was es war.“

Emanuel Geibels Jugendliebe,
Cäcilie Wattenbach.

Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen der ewigen Liebe!
Ach, nur dem halbgetrockneten Auge,
Wie äde, wie todt die Welt ihm erscheint!
Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen unglücklicher Liebe!
(Goethe (Wonne der Wehmut).

Gleich Goethe gilt Geibel als der bevorzugte Liebling und Günstling der Deutschen Frauen und Jungfrauen; ihnen haben beide Männer viel zu danken. Zum vollen Verständnis ihres Lebens, ihrer Leistungen gehört daher Kenntniss ihrer Beziehungen zum schönen Geschlecht. Auch die kleinsten intimen Verhältnisse Goethes sind nach und nach von der literarhistorischen Forschung aufgedeckt und damit in der That oft recht bedeutende Anhaltspunkte zur Beurteilung des Menschen, seines Wirkens und seiner Werke gewonnen worden. Was Geibel betrifft, so ist er uns noch zu frisch entrückt; sein frommer Wunsch: „D rühret, rühret nicht daran!“ wäre wohl zu beachten, hätten nicht Unkundige Dichtung und Wahrheit willkürlich gemischt und ersterer dabei eine romantische, um nicht zu sagen: romanhafte Oberherrschaft eingeräumt.

Über jeden Zweifel erhaben steht — wie meine Monographie „Emanuel Geibel, Sänger der Liebe, Herold des Reiches“ (Leipzig 1897) nachwies und weitere Veröffentlichungen bestätigten, — daß Cecilia Wattenbach seine erste, seine eigentliche Muse war. Ohne diese holde Madchenblute besäße das Deutsche Volk schwerlich seinen modernen Minnesänger; dessen Lieder, aus tiefer Herzensneigung zu ihr entsprungen und erklungen, werden lange in den Gemütern reiner Weiblichkeit ein vernehmliches Echo finden.

Freilich mag es noch zu früh sein, den Schleier so zu lüstern, daß auch hier völlige Klarheit walte. Was dafür von Seiten Geibels beigebracht werden konnte, geschah durch mich in der oben erwähnten,

ihm und ihr geweihten Biographie. Zarte Zurückhaltung der Wattenbachschen Familie verschließt vorläufig das im August 1836 von Cäcilie angelegte und fortgesetzte Tagebuch, welches sie selbst nach fast einem Menschenalter ihrem Emanuel lieh, das ihm beim Lesen heiße Zähren entlockte. Diese Bekenntnisse zeigen uns die einfache Größe ihres Geistes, sie lassen den Verlust ermessen, den Beide erlitten haben: nach unausgesprochener Lieb' unausgesprochenes Leid.

Das Poesiealbum, darin man der Seele Stimmungen und Geheimnisse einzuschreiben pflegt, war in ihrer Jugend mehr denn heute im Gebrauch und galt gewissermaßen als Heiligtum. Gern bediente auch Cäcilie Wattenbach sich desselben, und besonders damals, wie Emanuel Geibel aus Norddeutschland eilte, in Hellas weilte, benutzte sie eifrig ein grünes Heft, ihr geschenkt von der älteren Schwester Sophie am 6. November 1839, ihrem fünfundzwanzigsten Geburtstage, mit dem Motto:

Hier ist das Glück vergänglich wie der Tag,
Dort ist es ewig wie die Liebe Gottes.

Eine Busenfreundin fügte darunter den Trost:

In der Stille
Liebe du,
Bringt dir auch Sein Wille
Nur der Liebe Schmerzen zu.

Was Lektüre und Erlebnisse Ansprechendes, Ähnliches boten, ist aufgezeichnet. Wo die Besitzerin des Buches, in Hangen und Bängen, etwas fand, was ihrem seelischen Zustande Worte gab, die ausdrückten, was sie im Innersten bewegte, wurde es zu Papier gebracht. Sie war nicht selbstschöpferisch beanlagt, keine Dichterin, keine Schriftstellerin; aber es traf sie wie der Blitz, las sie irgendwo irgendetwas auf ihre Lage Passendes; darum erscheint dieses so eigentümlich, so echt, als wär's ein Stück von ihr.

Goethes Briefwechsel mit einem Kinde beschäftigte damals alle denkenden Männer und Frauen. Bettina war lange die Lösung. Noch jetzt können wir uns nicht dem Zauber dieser wunderbaren Natur entziehen, obschon wir wissen, daß zumeist Einbildung und Phantasie ihre Feder führten. Cäcilie zitiert daraus charakteristisch: „Das irdische Leben ist Gefängnis, der Schlüssel zur Freiheit ist Liebe, sie führt aus dem irdischen Leben ins himmlische. Wer kann aus sich selbst erlöst werden ohne Liebe? Die Flamme verzehrt das Irdische, um dem Geist grenzenlosen Raum zu gewinnen, der aufsteigt zum Äther; der Seufzer, der sich in der Gottheit auflöst, hat keine Grenze. Nur der Geist hat



Cäcilie Wattenbach,
Emanuel Geibels Jugendliebe.

Nach einem Aquarell von Julius Milde.



Ernst von Seydlitz-Kurzbium
General-Major

Nach einer Zeichnung von Otto Spector.



am
bre
pla
ber
pa
mi
fi
es
de
E
E
Do

er

ewige Wirkung, ewiges Leben, alles Andere stirbt. — Der Gott da droben ist ein großer Dichter, der bildet Gesichte, frei im Aether schwebend, glanzvoller Gestalt. Unser armes Herz, das ist der Mutter Schoß, aus dem er sie mit großen Schmerzen geboren werden läßt; das Herz verzweifelt, aber jene Gesichte schwingen sich aufwärts, freudig hallen sie wider in den himmlischen Räumen. Deine Lieder sind der Samen, er fällt ins wohl vorbereitete Herz; — ich fühl's, mag sich's wenden, wie es auch will, frei von irdischer Schwere, wird es als himmlisches Gedicht einst aufwärts sich schwingen, und dem Gott da oben werden diese Schmerzen und diese Sehnsucht und diese begeisterten Schwingungen Sprossen des jungen Lorbeers weihen, und selig wird das Herz sein, das solche Schmerzen getragen hat.“

Dahinter der leider vollkommen auf Cäcilien's künftiges Los zutreffende Vers von Platen:

Schon Vielen hat es innig sich verkündet,
Daß jene Sehnsucht, die den Busen peinigt,
Hienieden sich kein festes Schicksal gründet
Und nie sich dem, was sie gesucht, vereinigt.

Nicht erfüllen sollte sich an ihr das nächste Poem desselben Dichters:

Ein jedes Band, das noch so leise
Die Geister aneinander reiht,
Wirkt fort auf seine stille Weise
Durch unberechenbare Zeit.

Du denkst an mich so selten,
Ich denk' an dich so viel;
Getrennt wie beide Welten
Ist unjer Weider Ziel.

Doch möcht' ich beide Welten
Durchziehn an deiner Hand:
Bald schlummern unter Zelten,
Bald gehn von Land zu Land.

Und möchtest du vergelten
Durch Liebe dies Gedicht,
So fließt um beide Welten
Ein rosenfarbnes Licht.

Es folgen hoffnungsfrohe und schwermütige Lieder aus Mörikes
Maler Nolten:

In dieser Winterfrühe wie ist mir doch zu Muth,
mit dem Schluß:

Wie? Schwärmst du so vermessen,
Herz, hast du nicht bedacht,
Hast, Märchen, ganz vergessen,
Was dich so trunken macht?

Ach wohl, was aus mir singet,
Ist nur der Liebe Glück,
Die wirren Töne schlinget
Sie sanft in sich zurück.

Was hilft, was hilft mein Sehnen?
Geliebte, wärst du hier,
In tausend Freudenthränen
Verging die Erde mir.

Eine Liebe kenn' ich, die ist treu,
War getreu, seitdem ich sie gefunden,
Hat mit tiefem Seufzen immer neu
Stets versöhnlich sich mit dir verbunden.

und am Ende die Klage:

Arges Herze, ja, gesteh' es nur,
Du hast wieder böse Lust empfangen;
Frommer Liebe, alter Treue Spur,
Ja, das ist auf lange nun vergangen.

Darum ist's auch, daß ich traurig bin,
Daß ich angstvoll mich am Boden winde,
Frage: Hüter, ist die Nacht bald hin,
Und wer rettet mich von Tod und Sünde?

Dann das Sonett „Schön prangt im Silberthau die junge Rose“:

Mag einst der Jugend Blume uns verbleichen,
So war die Täuschung doch so himmlisch süße,
Wir wollen ihr vorzeitig nicht entfagen.
Und unsre Liebe muß dem Adler gleichen,
Ob Alles, was die Welt gab, uns verlasse —
Die Liebe darf den Flug ins Erw'ge wagen.

Sie beschließt, fest im Vertrauen zu bleiben, wenigstens äußerlich
eine heitere Maske zur Schau zu tragen, so grauig es auch ist, wie
Delius singt:

im hellen Tageslichte
Im Freundeskreis mit scheinbarem Behagen
Umherzugehn mit lächelndem Gesichte
Und ohne nur mit einem Blick zu sagen,
Wie du beinah erliegst dem Schmerzgeföhle,
Im Herzen Ob und Nacht herumzutragen.

Stark blieb sie, die Schwache, sogar später nach der offenen
Trennung von Emanuel. An Winterabenden wurde in der Familie

Jean Paul gelesen; ein Citat aus dem Campanerthal paßte ganz auf Cäcilie, und sie schrieb sich's ab: „Über nichts machen wir wohl größere Fehlschlüsse und Fehltritte als über die weibliche Heiterkeit. Ach, wie viele dieser holden Gestalten giebt es nicht, die ungefannt verarmen, scherzend verzagen und schäfernd verbluten, die mit dem frohen hellen Auge in einen Winkel wie hinter einen Fächer eilen, um in die Thränen, die es pressen, recht freudig auszubrechen, und die den verlachten Tag mit einer verweinten Nacht bezahlen.“ Und ferner:

Es darf nicht über deine Lippen kommen,
Was sich den Weg in deine Brust gewöhlt;
Es ist dein Herz von tiefem Weh beklommen,
Es ist daraus der Friede dir genommen.
Doch was es ist, was deine Hand da fühlt,
Es darf nicht über deine Lippen kommen.

In Schönheit vor der Menge stehn und — schweigen,
Das ward dir aufgegeben vom Geschick.
Das Blut darf nicht in deine Wangen steigen,
Die Thräne nicht in deinem Aug' sich zeigen,
Du mußt mit Lächeln und mit heiterm Blick
In Schönheit vor der Menge stehn und — schweigen.

Heines sentimentale Lieder „Was will die einsame Thräne“ und „Es fällt ein Stern herunter“ trägt sie in ihr Buch; auch bei Freiligrath, Eichendorff, Rückert, Galm, Herwegh, Hoffmann von Fallersleben, Byron und Lamartine findet die Verlassene Töne, die ihr wohlthun. Am deutlichsten schildern ihre Situation, ihr Fühlen, Denken die Dichterworte:

O gebt mir wieder die entschwindne Zeit,
Löschet aus in dieser Brust vergangner Leiden,
Vergangner Freuden aufgetretne Spur;
Was ich gesagt, gethan, gelitten,
Es sei nicht, selbst in der Erinnerung nicht! . . .
Nach Frauengluth mißt Männerliebe nicht,
Wer Liebe kennt und Leben, Mann und Frau.
Gar wechselnd ist des Mannes rascher Sinn
Und findet er die Lieb, bückt er sich wohl,
Das holde Blümchen von dem Grund zu lesen,
Besieht es, freut sich sein und steck't's dann kalt
Zu andern Siegeszeichen auf den Helm.
Er kennet nicht die stille mächt'ge Gluth,
Die Liebe weckt in eines Weibes Busen;
Wie all ihr Sein, ihr Denken und Begehren
Um diesen einz'gen Punkt sich einzig dreht,
Wie alle Wünsche, jungen Vögeln gleich,
Die angstvoll ihrer Mutter Nest umflattern,

Die Liebe, ihre Wiege und ihr Grab,
Mit fürchtbarer Beklemmung schüchtern hüten.
Er liebt, allein in seinem weiten Busen
Ist noch für Andres Raum, als bloß für Liebe,
Und Manches, was dem Weibe Frevel dünkt,
Erlaubt er sich als Scherz und freie Lust:
Ein Kuß, wo er auch immer ihm begegnet,
Stets glaubt er sich berechtigt, ihn zu nehmen;
Wohl schlimm, daß es so ist, doch ist es so! — —

Man sagt ja doch, ein ungeheurer Schmerz,
Er könne tödten, — ach, es ist nicht so!
Still ist es um mich her, die Lüfte schweigen,
Des Lebens muntre Töne sind verstummt,
Kein Laut schallt aus den unbewegten Blättern,
Und einsam wie ein spät verirrter Fremdling
Geht meines Weinens Stimme durch die Nacht. —
Wer auch so schlafen könnte wie die Vögel,
Doch lang und länger ohne zu erwachen,
Im Schoße eines festern, süßern Schlummers,
Wo Alles — Alles — selbst die Pulse schlafen,
Kein Morgenstrahl zu neuen Qualen weckt.

Diese Eintragung stammt vom Februar 1840; im August entnimmt Cäcilie der Zeitschrift „Der Nachbar“ folgende ernste Betrachtung: „Nicht muß das Leben werden, wenn es sich nicht in ein lethargisches Betrübteisein, in wirklichen Tod verwandeln soll. In dieser düsteren Gemüthsstimmung kann der Mensch sich nicht zur Unsterblichkeit vorbereiten, denn er versteht sie nicht und strebt nicht darnach, ihr würdig zu werden. Man erinnert sich der entflohenen Freudenaugenblicke deutlicher, als der entschwundenen Trauerstunden. Dies ist ein Wink, daß das Leben geliebt werden müsse. Der Tod muß nicht als eine Befreiung aus einem Gefängnisse angesehen werden; er ist nur ein Schritt höher, ein Schritt aus dem Thale hinauf auf den Berg, von wo man eine ausgebehntere Aussicht hat, und wo man leichter athmet, — aus dem Thale, wohin ja auch der Sonne Licht und Wärme drang, wo uns ja auch Gottes Liebe umfaßte. Lerne das Leben recht verstehen und recht lieben, wenn du die Ewigkeit recht verstehen und lieben willst. Ein wahrer Christ muß schon auf Erden glücklich sein — das ist das Problem des Lebens, welches Jeder von uns nach Kräften zu lösen suchen muß; das schwere Problem, dessen Lösung so Wenige erreicht haben, welches aber den Meisten so großen Kampf kostet. Doch je mehr und je größere Schwierigkeiten, desto ehrenvoller ist es, den Sieg davon zu tragen. Man kann in seinen größten Hoffnungen des Lebens betrogen sein, aber ohne deßhalb unglücklich zu sein. Ich habe

lange geahnt und werde täglich mehr durch den Gang der Welt und meine eigene innere Erfahrung davon überzeugt, daß es kein wirkliches Unglück weiter giebt, als dieses einzige: Gott nicht zum Freunde zu haben.“

Aus derselben Zeit die Beichte ihres Lebens:

Wahre Liebe baut nur einmal ihr Nest im Menschenherzen,
Wahre Liebe ist ewig, wie alles Einzige.

und der Trost:

Was jagst du, Herz, in solchen Tagen,
Wo selbst die Dornen Rosen tragen?

Todessehnsucht und Hoffnungswünsche wechseln mit einander ab; Heinrich von Ofterdingen und Novalis' „Hymnen an die Nacht“ wirken heilsam auf ihren Gram; dann wieder gedenkt sie des Spruches von Goethe:

Ephen und ein zärtlich Gemüth
Sestet sich an uns und grünnet und blüht;
Stamm es weder Stamm noch Mauern finden,
Muß es verdorren, muß es verschwinden.

Als schließlich im Dezember 1840 Geibels Bruch mit Wattenbachs eintrat und damit für ihn, mehr aber noch für sie schwere Tage kamen, lesen wir die Verse von Coleridge:

To meet, to know, to love and then to part,
Is the sad tale of many a human heart.

Ferner von Byron:

Away, away, my early dream!
Remembrance never must awake.
Oh, where is Lethe's fabled stream?
My foolish heart be still or — break!

und nochmals Coleridge:

Alas! they had been friends in youth,
But whispering tongues can poison truth,
And constancy lives in realms above,
And life is thorny and youth is vain:
And to be wroth with one we love,
Doth work like madness in the brain.

Unmittelbar darunter ihre eigenhändige Abschrift jenes ergreifenden Gedichtes „Wie es geht“, das Geibel bei seinem schmerzlichen Scheiden von Cäcilie verfaßt hat: „Sie redeten ihr zu: Er liebt dich nicht“ mit der flehenden Bitte: „O Gott, vergieb, vergieb den Beiden!“ — sowie

Geibels Hymnus, der jetzt den Titel hat „Auferstehung“, hier aber im Manuscript „Liebe stark wie der Tod“ überschrieben ist, mit dem Anfang: „Wenn einer starb, den du geliebt hienieden.“

In ihrem Herzeleid gewährt ein Lied Heinrichs von Mühler ihr Trost:

Einst lebten auch wir in fröhlichem Glück,
Wir zählten nicht Stunden noch Augenblick,
Da fiel zusammen, noch eh' wir's gedacht,
Die glückliche Zeit, die so froh uns gemacht.
Doch über den Trümmern, in denen klar
Erinnerung schaut, was vor Zeiten war,
Da hat verheißend sich aufgespannt
Der Hoffnung grünendes Epheugewand.
Ihr wob der Frühling das grüne Kleid,
Drin harret sie aus in der Sommerszeit,
Drin harret sie aus, wenn die Stürme wehn,
Bis daß den Frühling wir wiedersehn.

Sa:

Sweetest love! I'll not forget thee,
Time shall only teach my heart.
Fonder, warmer to regret thee
Lovely, gentle as thou art.
Fare well!
We may meet again.

„D, die erste Liebe“, lesen wir weiterhin aus Karoline Bichler, „die Philomele unter den Frühlingsslauten des Lebens, wird ohnehin immer, weil wir so irren, so hart vom Schicksale behandelt und immer getödtet und begraben; aber wenn nun einmal zwei gute Seelen im blühend weißen Lebensmai, die süßen Frühlingsthränen im Busen tragend, mit den glänzenden Knospen und Hoffnungen einer ganzen Jugend und mit der ersten unentweiheten Sehnsucht und mit dem Erstlinge des Lebens wie des Jahres, mit dem Vergißmeinnicht der Liebe im Herzen — wenn solche verwandte Seelen sich begegnen dürften und sich vertrauen und im Wonnemonat den Bund auf alle Wintermonate der Erdenzeit beschwören, und wenn jedes Herz zum andern sagen könnte: Heil mir, daß ich dich fand in der heiligsten Lebenszeit, eh' ich geirrt hatte, und daß ich sterben kann und habe Niemand so geliebt als dich — — — dann — — — Ewig wird weit von einander getrennten Menschen-seelen die Sehnsucht bleiben, mit einander wenigstens zu gleicher Zeit daselbe zu thun, zu einer Stunde Blicke an den Mond oder Gebete für sie hinauf zu senden.“

Dem Sinne nach daselbe schrieb dreißig Jahre später Emanuel an Cäcilie: „Giebt es einen geheimen Zusammenhang im Seelenleben

örtlich getrennter Menschen, ein Hinauswirken des Gedankens in die Ferne, oder war es bloßer Zufall, daß ich, nachdem Sie, liebe Cäcilie, am Abend an mich geschrieben, in derselben Nacht lange und lebhaft von Ihnen träumte?“

Fürwahr, Cäcilie hatte mit einer Kindheit voll von Liebe ein halbes Leben hindurch für die kalte Welt hausgehalten; so war sie nicht vor Trauer, matt hinwinkend, gestorben, sie hat

getreu im tiefsten Sinne
Getragen eine fromme Minne,
Davon nur Gott im Himmel weiß.

Sehr bezeichnend und zutreffend bemerkt sie selbst: „Zuweilen, aber in ernstern Fällen, ist die Liebe der Weg zur Freundschaft, und dann ist weibliche Freundschaft vom höchsten Werth; sie ist der in einen Juwel verwandelte Thautropfen der Liebe.“

Das haben Beide, nicht am wenigsten Emanuel, warm, tief, dankbar empfunden und noch in der dämmernden Abendröthe des Alters die reinste irdische Seligkeit genossen, der Dichter und seine Muse.

Unter den von ihrer eigenen Hand eingetragenen Poesien Geibels, meist bald nach ihrem Entstehen und bevor sie durch den Druck bekannt wurden, sei noch erwähnt das melancholische Lied „Ich möchte hingeh'n wie das Abendroth“ mit dem Schluß:

Du wirst nicht hingeh'n wie das Abendroth,
Du wirst nicht stille wie der Stern versinken,
Du stirbst nicht einer Blume leichten Tod,
Kein Morgenstrahl wird deine Seele trinken.

Wohl wirst du hingeh'n, hingeh'n ohne Spur,
Doch wird das Elend deine Kraft erst schwächen;
Sanft stirbt es einzig sich in der Natur,
Das arme Menschenherz muß stückweis brechen.

Trostreicher klingt das Gedicht „Es schließ das Meer und rauschte kaum“:

Die Thränen all sind abgethan,
Die Dornen tragen Rosengluth,
Es taucht die Liebe wie ein Schwan
Aus deines Lebens dunkler Fluth.

Ja: „Ein Lächeln halb und halb Gebet“ verklärte Cäciliens äußere Züge und erfüllte ihr innerstes Wesen, wenn sie Emanuels gedachte, für und für. So können wir nur mit Rührung diese Albumblätter lesen. Ein roter Faden durchzieht das Ganze: der Gedanke an den fernem Geliebten, um so trauriger und düsterer, je seltener dessen Grüße

und Gedichte aus Griechenland zu ihr gelangten. Das grüne Büchlein mit dem Goldschnitt birgt Vieles, was einst das arme Mädchen um und durch ihren Jugendfreund duldete, der, geläutert im Gemüt, späterhin sang:

Und so dank' ich dir und lerne
Fromm den Götterschluß verstehen,
Der dich mir gleich einem Sterne
Aufgehn ließ und untergehn.

Ach, und doch in manchen Stunden
Sehnt wie nach verlornem Glück
Sich dies Herz nach seinen Wunden,
Nach der süßen Qual zurück.

Wenn wir erst Alles wissen, aus ihrem Tagebuche, dessen Inhalt er ja selber noch als lautere Wahrheit wehmützlich anerkannt hat, dann vollends werden in der Geschichte Deutscher Dichtung unzertrennlich fortleben Cäcilie Wattenbach und Emanuel Geibel.

Graf Chasot,

der Held von Hohenfriedberg, Lübecks Stadtkommandant.

I.

Am 17. Juli im Jahre des Heils 1760 war die enge Papen- (jetzt Kapitel-) straße in der Reichsstadt Lübeck von einer zahlreichen Menschenmenge angefüllt, die sich vor der kleinen katholischen Kapelle zu einem Knäuel ballte. An der Ecke der Gasse, beim Eingange zu dem angrenzenden großen freien Platze, Parade genannt, hielten prächtige Staatskarossen, und dahinter stauten sich schier unabsehbare Scharen von Zuschauern, Kopf an Kopf dicht gedrängt.

Auf Aller Lippen war das Ereignis des Tages: die Vermählung des neuen — am 30. Oktober 1759 ernannten — Stadtkommandanten Grafen Jaak Franz Egmont von Chasot und der Komtesse Camilla Torelli de Monterico. Ein Sagentkreis umgab Bräutigam und Braut.

Chasot, des Königs Friedrich II. von Preußen Freund, einer der Helden bei Hohenfriedberg, von Geburt Franzose, — und seine Herzensdame Camilla, des berühmten Malers Stefano Torelli Tochter, eine Italienerin, — beide jetzt Bürger und Bürgerin der alten Deutschen Hansestadt.

„Wißt Ihr, wie eigentlich unser Kommandant zu seiner Braut kam?“ fragte ein ehrbarer Handwerker einen am Portal in Galatracht Wache haltenden Diener.

„Jawohl!“ lautete die Antwort. „Wenn Einer, so weiß ich Bescheid, durfte ja aufwarten beim Gastmahl, das Ein Edler und Hochweiser Rath dem gefeierten Künstler, dem Schöpfer der allegorischen Bilder im Audienzsaal, veranstaltete. Torelli bot unserem Präsesken eine Priße an. Der erblickte auf dem Deckel der Dose das Portrait eines liebreizenden Mädchens, des Meisters sechszehnjähriges Töchterlein, und war flugs Feuer und Flamme. Verdanken kann man's ihm nicht, denn, ich schwöre Euch, nie zuvor sah ich holdere Gesichtszüge. Die oder keine! Der Maler schien gar nicht abgeneigt, hielt's aber für unmöglich, daß eine Dame in diesen Kriegsläusen aus Dresden nach Lübeck reise. ‚Dafür laßt mich sorgen‘, erklärte Chasot und schrieb an

den großen Friedrich mit der Bitte um freies Geleit des Fräuleins durchs Preußische Lager.“

„Und der König?“ erscholl es von allen Seiten.

„Se. Majestät sagten gnädig zu und stellten bloß die Bedingung, die Auserwählte seines ehemaligen Kameraden persönlich kennen zu lernen. Ein Husarenrittmeister von Reizenstein — seht Ihr, sogar den Namen hab' ich behalten! — mußte die Dame in Empfang nehmen und in das königliche Zelt führen. Fridericus rex zeigte sich sehr huldvoll, hat sie bewirthet und beim Abschied auf die Stirne geküßt. Dann ist sie weiter eskortiert worden und glücklich zu ihrem Vater nach Lübeck gelangt.“

„Rein, wie interessant!“ lispelte eine aufmerksam zuhörende Bürgers-tochter, „ganz wie in einem Ritterroman!“

„Und der alte Junggeselle war endlich in Fesseln geschlagen?“ forschte neugierig eine schmachkende Schöne.

„Alter Junggeselle?! Der Herr Kommandant ist erst vierundvierzig Jahre, groß, gesund, stattlich und lebhaft“, rief der Erzähler begeistert, „ein Hüne und ein Held! Was Wunder, wenn er ihr und sie ihm sofort gefiel! Na, aber bildhübsch ist auch die Komtesse, und singen thut sie so herrlich, daß die Engel im Himmel es nicht besser können.“

„Verzeihung!“ mischte sich ein biederer Bürger ins Gespräch. „Ihr scheint ja sehr genau unterrichtet. Wißt Ihr auch, ob es wahr ist, daß Chasot durch ein eigenhändiges Schreiben des Königs unserem Rath empfohlen worden ist?“

„Om“, versetzte geschmeichelt der Gefragte, „etwas muß wohl an diesem Gerücht sein, ob ich gleich einen solchen Brief nicht gesehen habe. Im Staatsarchiv ist ein Schwager von mir Kanzlist, ein rechter Geheimnißkrämer. Nun, hinterm Krüge Gimbecker Bier berichtete er von einem älteren Briefe, anno 1747, den habe der Herr Archivarius mit Andacht mehrmals laut gelesen, so daß er jedes Wort vernommen und im Gedächtniß behalten. Darin dankt der König den ‚Ehrenvesten, Wohlweisen und Hochgelahrten, lieben Besonderen‘ für einen erwiesenen Dienst: ‚So angenehm Mir nun diese Eure bezeugte Attention gewesen, so sehr werde Ich bemühet seyn, Euch und der guten Stadt alle möglichen Proben von Meiner gnädigen Propension bei jeden Vorfällen zu ertheilen und thätlich an den Tag zu legen, wie sehr Ich sey Euer sehr affectionirter‘ —“

„Und daraus schließt Ihr, daß, nach dem Tode unseres braven Oberst Detlef von Bradtke, Ein Hochweiser Rath sich an Se. Majestät von Preußen um einen tüchtigen Nachfolger wandte?“

„Kann sein, kann nicht sein“, zuckte der Ratsdiener mit den Achseln. „Immerhin bleibt es auffallend, daß unter den Bewerbern von vorn-

herein Chasot als der geeignetste erschien. Sein kriegerischer Ruhm war und ist freilich in Aller Munde. Vielleicht hat, was mein Schwager ebenfalls ausplauderte, die stolze Stelle in der Eingabe dem unabhängigen Bürgerfönn gefallen: ‚es sei von seiner Denkfungsart weit entfernt, seine Wünsche durch hohe Empfehlungsschreiben unterstützen zu lassen‘, oder just sie bewog unsere worthabenden Herren Bürgermeister, in Berlin Erkundigungen einzuziehen, die sehr günstig ausfielen; kurz und gut, er bekam den schönen Posten mit dem höchsten Gehalte von 4500 Mark Lübsch Courant.“

In diesem Augenblicke wurde die Thür der kleinen Kapelle geöffnet, Orgelklang und Gesang erschallte hinaus auf die Straße; mehrere Kirchenlieder ersuchten die Menge, etwas zurückzutreten. Von der Parade fuhr der Hochzeitswagen vor, und jetzt erschien im Portal die hünenhafte Gestalt des mit dem Orden pour le mérite, am schwarzweißen Bande, geschmückten Stadtkommandanten, am Arm seine ihm eben angetraute Gemahlin. Aber während Chasot Alle um Haupteslänge überragte, verschwand die kleine zierliche Figur der jungen Frau, so daß nur die Nächststehenden sich ihres Anblickes erfreuen konnten. Ein unbeschreibliches Gedränge der neugierigen hinteren Volksmassen entstand. Chasot war eine Sekunde in Verlegenheit, wie durch dies Chaos sich Bahn zu brechen; schon besorgte er, sein Weibchen könnte erdrückt werden. Da, kurz entschlossen, nahm er Camilla auf seine starken Arme, trug sie, hoch gehoben, jedem Auge sichtbar, rasch durch die Menschenmenge und setzte sie behutsam und zart in die Kissen der Galafutsche*).

„Fürwahr, ein galanter Mann!“ — „Ein genialer Einfall, ganz eines kühnen Ritters würdig!“ — „Welche Geistesgegenwart!“ — „Eine rechte Kriegslift, sich glücklich aus der Affaire zu retten und seine Beute in Sicherheit zu bringen!“ Solche und ähnliche bewundernde Ausrufe wurden laut.

Selten hat in der alten norddeutschen Reichsstadt Lübeck eine Trauung und Hochzeit so allgemeine Teilnahme erregt, wie die des Grafen Chasot mit Camilla Torelli.

*) Authentisch. Ich verdanke diese für das schnell entschlossene Wesen Chasots charakteristische Episode einer noch lebenden Urenkelin, welche den kleinen Vorfall von ihrer Urgroßmutter, die bis ins höchste Alter einen heiteren, frischen Sinn sich bewahrte, wiederholt gehört hat. Ihrem ritterlichen Beschützer auf der Brautfahrt blieb Gräfin Chasot freundschaftlich zugethan, und als ihre jüngste Enkelin den späteren General von Reitzenstein heiratete, hegte sie für denselben, schon des Namens wegen, besondere Vorliebe. Gräfin Camilla Chasot starb am 18. Januar 1827 zu Magdeburg und ist im herrschaftlichen Kirchengewölbe zu Menz beigelegt.

Gaederk, Was ich am Wege fand.

II.

Auf dem lieblich am Ufer der Wakenig gelegenen Landgute Marly vorm Burgthore mit dem Blicke auf die im Wasser sich spiegelnden Kirchtürme lebte das Paar fortan im Sommer und Herbst und bezog für den Winter ein dem Domkapitel gehöriges Stadthaus an der Parade.

Der neue Kommandant war nicht nur ein erfahrener Kriegsmann, sondern bewährte sich auch, zum Vorteil der Stadt, welche seine zweite Heimat wurde, als geschickter Diplomat. Ebenfalls bewies er wissenschaftlichen Sinn. Auf seine Veranlassung ist die erste genaue Bestimmung der geographischen Breite Lübeck's ausgeführt worden und zwar durch den Churpfälzischen Hofastronomen und Heidelberger Professor Christian Mayer, der auf der Reise nach Petersburg, wohin er zur Beobachtung des Venus-Durchganges im Jahre 1769 berufen war, einige Tage bei ihm weilte. Heiter und anregend in der Unterhaltung, vermehrte Chasot nicht die Tafelfreuden, wozu der von ihm angelegte und sehr gepflegte Garten die herrlichsten Früchte darbot. Die Schönheit, Liebenswürdigkeit und Gesangeskunst seiner Gemahlin wirkten bezaubernd. So konnte es nicht fehlen, daß dies „Klein-Trianon“ bald den Mittelpunkt der vornehmen Gesellschaft bildete; oft und gern kehrten auch die durch Lübeck reisenden fürstlichen Personen dort als Gäste ein, vor allem der Kronprinz, nachmalige König Friedrich VI. von Dänemark.

Der überaus glücklichen Ehe entsprangen zwei Knaben. Die Taufe des Erstgeborenen, Friedrich, geschah im Juni 1761 mit höchstem Glanze auf Marly. „Mein lieber Chasot, Ich nehme den Rekruten, welcher Euch sein Leben verdankt, sehr gern an, und Ich werde Pathe des Kindes seyn“, hatte Friedrich der Große geschrieben und seinen Minister beim niederländischen Kreise, den Wirklichen Geheimen Rat von Hecht, als Stellvertreter abgeordnet; für seine erlauchte Schwester, Königin Ulrike von Schweden, hielt die Kammerherrin Baronin von Albedyll das Kindlein; Namens der Reichsstadt und des Rats erschien als Zeuge der Domprobst Syndikus Dr. Dreyer. Der glückliche Vater schilderte dem Könige von Preußen kurz die feierliche Handlung und schloß mit der kräftigen Versicherung: „Wenn der Junge mir gleicht, Sire, wird er nicht einen Blutstropfen in seinen Adern haben, der nicht Ew. Majestät gehört.“

In demselben Jahre erschienen „Bermischte Gedichte des großen Philosophen zu Sanssouci“ (Potsdam 1761), worin der siebenzehnte Brief an Chasot merkwürdigerweise über die Mäßigung in der Liebe handelt: „Glaube nicht, Chasot, Du, den die Liebe eingenommen, daß ich den

Schritten des wilden Diomedes folgen und mit beleidigenden Versen die Venus verwunden will; meine Ehrfurcht für die Götter der Freuden ist bekannt; wenn ich die Liebe angreife, so geschieht es deswegen, weil sie oft Schaden kann; ich will sie mäßigen, nicht aber sie ausrotten; behalte Dein Gesicht hinter ihrer Binde . . . — Prüfe einmal, was für Unglück in der Welt diese Liebe angestiftet, auf die ich in meinen Versen schmähe . . . — Die Weisheit, Chasot, vorsichtig in ihren Lehren, hütet sich vor den Ausschweifungen, in welche die Catonen verfielen. Fern sei von hier der Lehrer, der uns ohn' Unterlaß verdammt; die Liebe billigen wir, aber der Mißbrauch sei verdammt . . . — Wenn ich Dir mit einem leichten Pinsel die verschiedenen Klippen der Meere von Cythera entworfen, so habe ich Dich dadurch verhindern wollen, einmal daran zu scheitern. Beneze indeß die Myrrhen der Liebe, folge meinem Rath, den Dir meine Muse giebt, und vergiß nicht Minerven, wenn Du die Venus anbetest; sammle allezeit, auf Deinen Namen aufmerksam, die Stimmen des Mars und Apollo!"

Diese Mahnungen des ehemaligen Kronprinzen an den Jugendfreund stammen wohl schon aus der fröhlichen Rheinsberger Zeit. Mit Vergnügen bemerkte der König, wie aus dem flotten und liebenswürdigen Gefährten jener heitern Tage ein glücklicher Gatte und Vater geworden war.

Im Oktober 1763 kam der zweite Sprößling, Ludwig, zur Welt. Diesmal ging der Laufakt im Stadthause vor sich. Gevatter waren Herzog Adolf Friedrich IV. von Mecklenburg-Strelitz und der Bischof von Lübeck, Herzog Friedrich August von Holstein-Gottorp.*)

*) Graf Friedrich, des großen Königs Patentkind, starb als Rittmeister, unvermählt, schon 1800; der jüngere Bruder, Graf Ludwig, Flügeladjutant Friedrich Wilhelms II., Ritter des Ordens pour le mérite, Kommandant von Berlin, auf Veranlassung Napoleons verabschiedet, weil er Schills Ausmarsch nicht verhindert hatte, nachmals Oberst in Russischen Diensten, Organisator der Russisch-Deutschen Legion, hat in der Geschichte der Freiheitskriege eine ehrenvolle Rolle gespielt; er ward plötzlich am 13. Januar 1813 durch Fieber dahingerafft. Ernst Moritz Arndt schrieb am 30. Oktober 1812 aus Petersburg: „Unser Chasot ist hier, die alte redliche und biedere Seele wie immer.“ In seinen Erinnerungen aus dem äußeren Leben beklagt er tief den Tod des geliebten Chasot, des fröhlichen, mutigen Helden: „Wie würde er das aufgebrochene Morgenroth der Freiheit begrüßt haben!“ Arndt war es auch, der dem so jäh Verstorbenen ein Denkmal setzte in dem „Lied von Chasot“:

Denn einen freieren Deutschen Mann
Als Chasot war, der viel edle Graf,
Das Deutschland nicht gebären kann,
An Leib und Seele so fest und brav,
Ein Kind in Liebe, ein Held in Treuen,
Ein Herz wie die Herzen der edlen Leuen.

Stefano Torelli, der Großvater, hatte nur der ersten Feier beige- wohnt, nach Vollendung der Gemälde im Audienzsaale Lübeck verlassen und sich, auf Einladung der Kaiserin Katharina, die ihn mit Aufträgen überhäufte, nach Petersburg begeben. Vor seiner Abreise fertigte er zwei lebensgroße Kniestücke seines Schwiegerohnes und seiner Tochter. *)

Siebenunddreißig ungetrübte Jahre flossen dahin. Während dieses langen Zeitraumes folgte Chasot, der inzwischen in Dänemark den Titel eines Generalleutnants erhalten hatte, wiederholten Einladungen nach Sanssouci, mehrmals auf Monate. Am 24. Januar 1784, dem Geburtstage des Königs, feierten dort Beide das Jubiläum ihrer fünfzigjährigen Freundschaft; sie sahen sich zuletzt 1785, im Sommer darauf entschlief Friedrich der Große.

Unauslöschlich haften besonders die schönen Tage von Rheinsberg im Gedächtnisse Chasots, des „Matador meiner Jugend“, wie der Kronprinz ihn genannt hat; sogar das Flötenspiel pflegte er noch bis in den Tod, ganz versunken in Friedericianische Erinnerungen.

Donnerstag den 24. August 1797, in der Frühe des Morgens, hauchte er seine unsterbliche Seele aus.

Ein ernstes, eigentümliches, nie zuvor in der alten Reichsstadt Lübeck gesehenes Schaugespränge ereignete sich in der Nacht vom 26. August. Hunderte von Leidtragenden hatten sich auf dem Gute Marly eingefunden, um dem in allen Schichten der Bevölkerung beliebten Entschlafenen die letzte Ehre zu erweisen. Unter den schwermütigen Klängen des Trauermarsches, den der Heimgegangene noch zuletzt auf der Flöte geblasen, beim weithin leuchtenden Schein vieler Fackeln und Kerzen — so hatte es in Pietät und nach Italienischer Sitte die Witwe gewünscht — geleitete man den föhrenen Sarg hin zum Ufer der Wakenitz, wo ein großer schwarz drapierter Kahn zu seiner Aufnahme bereit lag. Ihm folgten die Teilnehmer in kleinen Booten. Über die glitzernden Fluten des Wassers ging langsam die traurige Fahrt hin nach dem Hürterthor. Dort wurde der Sarg auf einen Wagen gehoben; lautlos bewegte sich der Zug durch das Mühlethor nach dem Domshof zum Stadthause auf der Parade.

Dieselbst blieb die Leiche aufgebahrt. Mancher Bürger und Soldat hat noch einmal das jetzt totenblasse Antlitz des verehrten Kommandanten, des kühnen Kriegers und Siegers, geschaut.

Im Morgengrauen des 30. August, um vier Uhr, wurde Chasot

*) Jetzt im Besitze der Witwe des kürzlich verstorbenen Urentfels, Generalmajors Freiherrn Egmont von Reizenstein. Zu bemerken ist, daß Gräfin Camilla sitzend dargestellt ist, wodurch ihre Figur größer erscheint. Ein anderes Bildnis Chasots, von Pesne, befindet sich im Empfangszimmer Sr. Maj. des Kaisers im Berliner Schlosse.



Generallieutenant Graf Jiaak Franz Egmont v. Chajot.

Nach Ölgemälden von Torelli im Besitze.



Gräfin Camilla v. Chajot, geb. Gräfin Torelli de Monterico.

der Generalin Freifrau von Reitzenstein.

besta
üblic
Lafe
Fede
nach
jein.
boiffi
Paa
Lote
man
Gah
in d

jein
weil
mit

war

Fre
dief
unt

ihn

ha

a
n
Q
u
s
r
s
e

bestattet, und zwar war die militärische Feier eine stille, wie damals üblich. Seine Leiche ward vom Regimentstambour mit rotsamtenem Lakon aufgeziert, darauf der Degen lag und der dreieckige Hut mit dem Federbusch. Den Sarg trugen zwölf Unteroffiziere. Es begleiteten ihn nach der Domkirche die Soldaten freiwillig, ohne dazu kommandiert zu sein. Die fremden Werber rangierten sich mit ihnen, ferner die Hautboisten und Tambours; vor denselben, hinter dem Sarge schritten drei Paar in schwarzer Kleidung, Chasots Bedienten. Vorauf ging der Totenbitter mit langem schwarzem Mantel. In der Kathedrale trug man den Sarg in den Chor und senkte ihn, nachdem das Gefolge seine Gabe in den Gotteskasten geworfen, mit einem stillen Vaterunser hinab in die ausgemauerte Gruft.

Morgens und Nachmittags ward für Chasot zu St. Jacobi, weil sein Gut in dem Kirchspiele lag und er da gestorben, sowie im Dom, weil er auf dem Domshofe gewohnt und seine Leiche dorthin gekommen, mit der Puls geläutet.

Am selben Tage aber lasen Lübeds Einwohner mit wahrer und warmer Theilnahme in den „Anzeigen“ nachstehende Zeilen:

„Am 24. August dieses Jahres endigte seine irdische Laufbahn Herr François Egmond Graf von Chasot, General-Lieutenant, Commandant dieser Stadt und Ritter mehrerer Orden, im 82sten Jahre seines ruhm- und thatenvollen Lebens.

Die Geschichte gab ihm den Namen eines Helden, und Alle, die ihn näher kannten, den erhabeneren eines Menschenfreundes.

Die Zeit mag die Wunde, die uns dieser Verlust schlug, verharften, heilen wird sie sie nie.

Des Verstorbenen Wittwe und Söhne.“

III.

„Die Geschichte gab ihm den Namen eines Helden“ — fürwahr, auf die Ehrentafel der Deutschen Geschichte hat Klio den Namen Chasot mit ihrem Griffel geschrieben für ewige Zeiten, vor allem an jenem Tage, dem 4. Juni 1745, der für Friedrichs II. und Preußens Glück und Macht von entscheidender Wichtigkeit gewesen ist. Durch eine Niederlage bei Hohenfriedberg hätte das Geschick unseres engeren wie weiteren Vaterlandes eine schlimme Wendung genommen. Der glänzende Sieg machte durch den bald darauf in Dresden geschlossenen Frieden Schlesien endgiltig zur Preussischen Provinz.

Den hervorragenden Anteil Chasots besonders bei Hohenfriedberg in das rechte Licht zu setzen und seinen Mitbürgern die historische Bedeutung ihres jüngst verstorbenen Kommandanten vor Augen zu führen, erachtete der Obergerichtsprokurator und Protokollist bei der Kriegsstube Matthias Eberhard Kröger für eine Ehrenpflicht. Auf Grund der von Chasot selbst in Französischer Sprache verfaßten (später leider verbrannten) Memoiren hielt dieser würdige Lübecker in der literarischen Gesellschaft an drei Abenden, im Dezember 1797, höchst interessante Vorlesungen. *)

Dieselben enthalten u. a. den genauen Wortlaut eines Briefes, welchen Chasot über den unvergleichlich herrlichen Sieg von Hohenfriedberg niedergeschrieben hat, mit speziellem Hinblick auf seine eigene Beteiligung bei dem großartigen Reiterangriff der Bayreuth-Drägoner.

Es kann hier nicht näher eingegangen werden auf die Ordre de bataille der Preussischen Armee und der verbündeten Osterreichisch-Sächsischen Truppen; auf beiden Seiten standen sich ungefähr 70 000 Mann gegenüber.

Im Zwieliht der Morgendämmerung erfolgte auf dem rechten Preussischen Flügel der Angriff gegen die überraschten Sachsen; sie wurden geschlagen. Inzwischen hatten die Oesterreicher ihre Schlachtordnung gebildet. Der linke Preussische Flügel rückte vor, bald unterstützt von dem rechten, jedoch ohne völlig die Oberhand zu gewinnen.

Da plötzlich schmettern Trompeten, die Pommerischen Drägoner vom Regiment Bayreuth reiten an, General von Gessler, Oberst von Schwerin und Major von Chasot als Führer — den Säbel in der Rechten, vorgebeugten Leibes, auf schnaubenden Rossen sprengen die drei voraus — im Sturmwind hinterdrein jagen zehn Schwadronen — niedergehauen werden die Osterreichischen Grenadiere, über den Haufen geworfen durch eine geschickte Schwenkung sechs feindliche Infanterieregimenter: hiermit war der Sieg den Preußen.

Friedrich der Große hatte von einer Anhöhe den Entscheidungskampf aufmerksam beobachtet. Die letzten Vorgänge auf dem linken Flügel beunruhigten ihn; er sah Fliehende, verfolgt von blauer Kavallerie. Heftig heischte er Auskunft. In diesem Moment kam Marquis von

*) Von mir aufgefunden und veröffentlicht in dem Büchlein „Friedrich der Große und General Chasot. Nach der bisher ungedruckten Handschrift eines Zeitgenossen. Von Karl Theodor Gaebert.“ (Bremen, C. Ed. Müllers Verlag. 1893.) Dazu: „Abwehr einiger gegen meine Schrift, Friedrich der Große und General Chasot' erhobener Einwendungen“ (ebenda 1894). Übrigens hat, nachdem zuerst Ernst Jeep in seiner kritischen Studie „Chasot“ (Berlin 1895) zu Gunsten meines Helben sich vernehmen ließ, auch die neueste, unter Hans Delbrücks Auspizien bewirkte wissenschaftliche Forschung mir im Wesentlichen Recht gegeben: vergl. Rudolf Reibel, „Die Schlacht von Hohenfriedberg“ (Berlin 1899).

Walory vom linken Flügel, wohin er zur Erledigung eines Auftrages gesandt worden, zurück und versicherte, die blauen Dragoner thäten Wunder der Tapferkeit. „Wie ist das?“ erwiderte der König. „Ich habe keine blauen Dragoner.“ — „„Und doch““ antwortete Walory, „„habe ich mit Chasot gesprochen, der blau gekleidet war und an der Spitze eines Regiments stand, das dieselbe Farbe hatte.““ Friedrich versetzte darauf: „Das Regiment Bayreuth hat also die Nacht an der Toilette zugebracht. Ich habe noch gestern Abend, zwar in der Dunkelheit und ohne ihn zu sehen, mit Chasot gesprochen, und er hat Mir auch nicht ein einziges Wort von der neuen Montierung, die Ich noch in Schweidnitz zu sein glaubte, gesagt. Es mag ihm indessen diese Art, sie zum ersten Mal zu tragen, hingehen.“*)

Es war in der Morgenfrühe um neun Uhr. Ein Preussisches Kavallerieregiment hatte 2500 Gefangene gemacht und 66 Fahnen erobert: ein erstaunlicher Erfolg, unerhört in den Annalen der Kriegsgeschichte.

Der König bezog als Hauptquartier das nahe gelegene Schloß Kohnstod und erwartete am nächsten Tage das Abbringen der erbeuteten Siegestrophäen. Chasot wurde die Ehre des Empfanges zu Theil. Er selbst schildert die von ihm angeordnete Prozession also: „24 Tambours, denen 27 Dragoner, neun in jeder Reihe, folgten, eröffneten den Zug. Sodann kamen 32 Dragoner, wovon zwei und zwei eine dem Feind abgenommene Fahne trugen. 24 Dragoner, acht in jedem Gliede, machten das Centrum, denen wieder 34 Dragoner folgten, welche, gleich den vorhergehenden, zwei und zwei die schönsten feindlichen Fahnen trugen. Endlich schlossen 27 Dragoner, neun in jeder Reihe, wie bei der Avantgarde, den Zug. Wie wir dem Schlosse Kohnstod auf hundert Schritte nahe waren, schickte ich einen Offizier an den König, ihn um die Erlaubniß zu bitten, daß ich mit meinen Dragonern kommen und ihm ein auf dem Schlachtfelde gewundenes Boukett überreichen dürfte.

*) Speziell die Glaubwürdigkeit dieser „Kochfrage“ ist viel bestritten worden. Die Neue Preussische Kreuz-Zeitung (Nr. 267 vom 11. Juni 1895) brachte „von hoher militärischer Seite“ eine durchaus zustimmende Zuschrift: „Es ist wahrscheinlich, daß das Regiment Bayreuth-Drögoner die neuen hellblauen Röcke schon seit dem Frühjahr mit sich führte, und der Kommandeur kann sehr gut befohlen haben, daß sie am Schlachttage von Hohenfriedberg zum ersten Mal angezogen werden sollten, ohne daß der König davon wußte. Die Gefahr, daß nach der Schlacht, welche unglücklich verlaufen konnte, das Gepäck in die Hände der Kroaten fiel, war gewiß erwogen worden, und da mußte es vortheilhaft erscheinen, die neuen Sachen anzuziehen und die alten auf die Wagen zu legen. Die Anschauung, als ob eine höhere Genehmigung dazu erforderlich gewesen wäre, ist ganz modern und vermag sich in die damaligen Verhältnisse nicht zu finden.“

Der König ließ mir antworten: ich würde willkommen sein, und ging sogleich aus dem Schlosse, uns zu empfangen. Ehe wir in den großen und schönen Vorhof kommen konnten, mußten wir ein Gewölbe passieren, das nur drei Mann im Gliede zu gehen erlaubte; auch mußten aus eben dieser Ursache die Fahnen, die noch eingewickelt waren, gesenkt werden. Sobald wir uns aber auf dem Hofe selbst befanden, ließen wir die Fahnen flattern, und wurden von der Avantgarde wieder neun Mann in jedes Glied gestellt. Wir langten endlich bei dem König an, der sich einen solchen Ort gewählt hatte, von wo er unseren ganzen Zug mit einem Blick übersehen konnte. Wie die Dragoner des Centrum unter dem Thorwege waren, so hielt er sie für die Arrièregarde, nahte sich meinem Pferde und sagte in vollem Entzücken und mit beiden Händen meine Stiefelstolpe fassend, ganz laut zu dem Marquis von Valory: „Chasot ist doch der galanteste Mann. Er bezahlt reichlich die Pferde, die ihm seine Freunde schicken. Ich will Mich gern verbinden, ihm immer für einen solchen Preis seine Kavallerie vollzählig zu machen.“ Meine Antwort darauf war, daß ich mich meiner Schuld gegen Se. Majestät noch nicht entledigt hätte und Sie ersucht haben wollte, das Ende meines Boutetts abzuwarten. „Nein, nein!“ sagte der König, „Ich habe ja schon die Arrièregarde gesehen!“ — „Um Vergebung, Sire, es war nur das Centrum der Eskorte. Ew. Majestät sollen noch etwas Besseres, als was Sie jetzt sahen, erblicken. So ist es der Gebrauch in Frankreich, daß man allemal die schönsten Zierathe am Schluß einer Prozession anbringt.“ Der König kehrte darauf nach seinem vorigen Plaze zurück und sagte, als er noch 34 Fahnen, die fast ganz neu waren, erblickte, zum Marquis: „Ich muß gestehen, einen so glänzenden und vollständigen Strauß erwartete Ich nicht. Da sind ja so viel Fahnen, daß man damit, wenn nicht eine ganze Armee versehen, doch wenigstens Ihre ganze Pariser Kathedralkirche behängen könnte.“ Als Se. Majestät hierauf die Prozession, die en front aufmarschiert war, in Augenschein genommen hatte, mußte ich die Fahnen ins Schloß bringen lassen, damit sie in seinem Zimmer aufgestellt werden könnten, welches denn unter Rührung aller Trommeln und mit den gewöhnlichen Ceremonien geschah. Demnächst ließ ich diejenigen, welche die Fahnen getragen hatten, wieder zu dem Trupp gehen, formierte daraus eine Eskadron von 144 Dragonern und ließ sie, zwölf Mann in jedem Gliede, dem Könige vorbeipassieren, um sie ins Lager zurückzuführen. Der König, der über allen Ausdruck vergnügt war, sagte im Vorbeigehen zu mir: „Kommen Sie bald zurück und essen Sie mit Uns unter den Lorbeeren, die Sie allda erwarten, und die Sie und das brave Regiment verdient haben!“

Bei Tische drehte sich natürlich das Gespräch um die Einzelheiten der Bataille. Chasot durfte dem Könige gegenüber sitzen. Auf Friedrichs Frage, wie es ihm möglich gewesen, über so viel Gräben, einen hinter dem anderen, in so guter Ordnung zu setzen, erwiderte er bescheiden, auf Gefler, der den Platz neben dem Monarchen hatte, hinweisend: „Sire, wenn man von einem so braven General geführt wird, ist man bei dem, was man vorhat, nie in Verlegenheit. Er ist es, dem wir unser Glück verdanken.“

Unter dem frischen Eindruck jener glorreichen Begebenheit schrieb der König am 6. Juni dem Feldmarschall Fürst Leopold von Dessau: „Da Ich ehgestern noch nicht im Stande war, eine ausführliche Nachricht der selbigen Tages vorgefallenen Aktion und des erhaltenen Sieges zu geben, so habe Eurer Liebden nunmehr hiebei eine fidele Relation davon zusenden wollen.“ Zum Schluß des Berichtes heißt es: „Der Erfolg ist zu danken den Generalen Gefler und Schmettan, dem Oberst Schwerin und dem tapferen Major Chasot, dessen Tüchtigkeit und Führung sich in drei Schlachten gleichermaßen bewährt hat.“ Gemeint sind die Gefechte bei Gzaslau, Kammerburg und bei Mollwitz, wo er den König aus Lebensgefahr befreite.

Friedrichs Dankbarkeit gegen Chasot, der bereits den Orden pour le mérite besaß, bekundete sich in Verleihung einer Wappenvermehrung mit den Buchstaben H F (Hohen Friedeberg) und der Zahl 66 (Hinweis auf die erbeuteten Standarten). Die Mutter des Helden erhielt bald darauf eine goldene, diamantenbesetzte Dose mit einem schmeichelhaften Handschreiben.

In seinem Gedichte Palladion hat Friedrich II. Chasot besungen. Hier die Hauptstelle in freier Übersetzung aus dem Französischen:

Vor allen andern that sich hervor
Des kühnen Degen Chasot Korps;
Kriegserfahrene alte Soldaten,
Die, in der Ebene schweifend umher,
Schnell wie der Blitz sich zusammenthaten,
Ihrem Führer folgend vereint
Stürmten wider den wartenden Feind.
Schwerter sausten, bei jedem Hieb
Lüdtlich getroffen ein Gegner blieb. —

Wie ist Dein Name? — Bin Chasot genannt,
Als der Tapfersten einer bekannt. —

Singe mir, Muse, wie Chasot erstrahlt,
Da er mit feindlichen Köpfen zahlt!
Jupiters Bild mit dem Blitze gleicht
Chasot, vor dem der Feind entweicht.

Des Königs Absicht, Chasot zum Chef des Regiments zu erheben, blieb unausgeführt; eine noch nicht ganz aufgeklärte Differenz veranlaßte 1752 den Abschied des erprobten Offiziers aus dem Preussischen Heere.

Nach längeren Reisen ward Lestterer sieben Jahre später Kommandant der freien Reichsstadt Lübeck. Schon vorher hatte ein Ausgleich, eine Versöhnung zwischen Friedrich II. und dem „Matador seiner Jugend“ stattgefunden. Ein inniges Freundschaftsband verknüpfte fortan die zwei wahlverwandten Naturen, die einstigen Kriegs- und Siegesgefährten, den König und seinen Adjutanten, bis Beide zur großen Armee abberufen wurden.

Rathaus und Ratskeller in Lübeck.

Dort war's, wo deiner Erker Zahl
 Der Hansa Boten wartend zählten,
 Dort, wo die Väter hoch im Saal
 Ein Haupt für leere Kronen wählten.

Es ruht in deinen Kellern
 Ein Wein von edler Art.
 Emanuel Geibel.



Rathaus am Markt mit Marienkirche.

Mitten auf dem rings von Wasser
 umflossenen, einem Schild-
 krötenrücken ähnlichen Hügel,
 der die hochberühmte Reichs-
 und Hansestadt Lübeck trägt,
 befindet sich zwischen Markt-
 platz, Marienkirchhof und
 Breitestraße das Rathaus.

Es ist ein merkwürdiges mittelalterliches Gebäude, ein großes Quadrat mit zwei langen Flügeln, halb in spätromanischem, halb in gotischem Stil, keineswegs einheitlich, aber sehr eigenartig, imposant, sehenswert außen wie innen.

Romanische Reste aus dem dreizehnten Jahrhundert sind noch sichtbar auf der Südseite, sowohl an einem Giebfries, als auch in den unterirdischen Gewölben: sie rühren aus der anfänglichen Bauperiode her, vor der Feuerbrunst 1251.

Mehrere Um- und Anbauten fanden statt, z. B. „dat lange Hus“, auf mächtigen Granitpfeilern ruhend, mit ehemals als Goldschmiedebuden dienenden, seit 1868 offenen Hallen, bis, infolge einer die vordere Partie zerstörenden Pulverexplosion 1358, die Hauptfassade nach der Breitestraße und die Nordfassade am Marienkirchhof errichtet wurden, während die Südfassade mit den drei Türmen und zwei großen runden Windlöchern später, 1425, zur Ausführung kam. Vor jener Mauer lag des Rates Laube, von wo die Verordnungen und Gesetze („Burspraken“) verlesen worden sind; an ihre Stelle trat 1570 der 1890 erneuerte Renaissance-Erker. Im südlichsten Teil, 1442—44, ward das

Erdegeshöß bestimmt für die Stadtwage (jezt entfernt), der erste Stoc für Nebengemächer zum Festsaal, aus denen im sechszehnten Säkulum die Kriegsstube entstand. An der Ostfront, nach der Breitestraße zu, wurde 1594 die noch heut erhaltene, 1894 renovierte Renaissance-Sandsteintreppe angelegt, welche in die oberen Räume des Rathauses führt. Der Haupteingang, von der nämlichen Straße aus, ist leicht erkennbar durch ein vorspringendes Säulenportal mit zwei Beischlägen (Bänken), deren Seitenlehnen, gegossene Kupferplatten aus dem Jahre 1452, einen thronenden Deutschen Kaiser und einen wilden Mann, Träger des Lübedischen Wappens, zeigen; die spizbogige Eingangsthür zieren Erzgußhilder mit dem Kaiser, von den sieben Kurfürsten umgeben.



Rathaus in der Breitestraße.

Der Zahn der Zeit nagte nach und nach an dem alten Bauwerk. Dagegen geschah leider lange nichts. Eine gründliche, durchgreifende Wiederherstellung datiert aus unseren Tagen, von 1887 bis 1895, und befaßte sich nicht nur mit der äußeren Architektur, sondern erstreckte sich auch auf das Innere.

Da sei vor allem die Nordfassade erwähnt. Dort hatte Wind und Wetter die Wandgemälde allmählig ausgewaschen. Dieselben wurden durch auf Goldgrund gemalte Figuren ergänzt, im obersten Felde die Bildnisse von sechs wohlgenigten Kaisern: Friedrich Barbarossa, Friedrich II., Rudolf von Habsburg, Ludwig der Baier, Karl IV. und Karl V., sowie von sechs Fürsten, in erster Linie

Heinrich der Löwe. In der Mitte eine Galerie hervorragender Ratsherren des dreizehnten bis siebenzehnten Jahrhunderts, zweiundzwanzig an der Zahl, darunter Bardewit, Brokes, Brömse, Wullenweber. Die unterste Reihe füllen acht Stadtchronisten aus, von denen Bonnus, Detmar, Helmold und Reimar Rodt bekanntere Namen sind. Diese Porträts schuf Leo von Lüttgendorf-Leinburg.

Treten wir nun in das Rathaus! Von der offenen Vorhalle kommen wir auf eine gewölbte Diele (Flur). Gleich rechts erweckt unsere Bewunderung ein polychromes spätgotisches Portal zum prunkvollen Audienzsaal und besonders innen die reich geschnitzte Renaissance-Thür von Tönnies Evers d. Ä. mit niederdeutschen Inschriften, obenan: Beide Part schall ein Richter horen und den ordel, außen: Von den

Wisem hort man Wisheit unde von den Getrawde gude Rat. Der Werlt Wisheit is bedreehlich unde verfort Land unde Lude. Zum Salomonischen Urteil, in Holzschmizerei, mehrere Sprüche, u. a.: Snelle to horen afrst langsam to geloefen — De Leve is lanckmodich unde frundtlich, is nich afgunstich.

Des Saales gegenwärtige Ausstattung im Rococo-Stil stammt aus dem Jahre 1760 mit zehn in Del gemalten, nicht üblen Allegorien, vorzüglich der „Handel“, von dem Italiener Stefano Torelli, dessen Schwiegersohn Lübeck's Stadtkommandant Chasot war, der Held von Hohenfriedberg, Jugendfreund Friedrichs des Großen. Hier finden die Sitzungen des Senates statt. Wie dieser Raum zur Blütezeit des Hansabundes beschaffen war, mit seiner Täfelung, seinem Silberschätze, veranschaulicht ein kulturhistorisch interessantes Gemälde im Nebengemach, der sogenannten „Hörkammer“ (jetzt Ratsbibliothek), wo auch noch, unter Glas und Rahmen, ein Autograph vom kranken Kaiser Friedrich III. hängt, das derselbe beim Empfange der Bürgermeister von Lübeck, Hamburg und Bremen am 17. März 1888 mit Bleistift niederschrieb, folgenden Wortlauts: „Ich habe stets große Sympathien für die freien Städte gehabt, deren Mitbürger mich erzog.“ Sein Erzieher war bekanntlich Ernst Curtius.

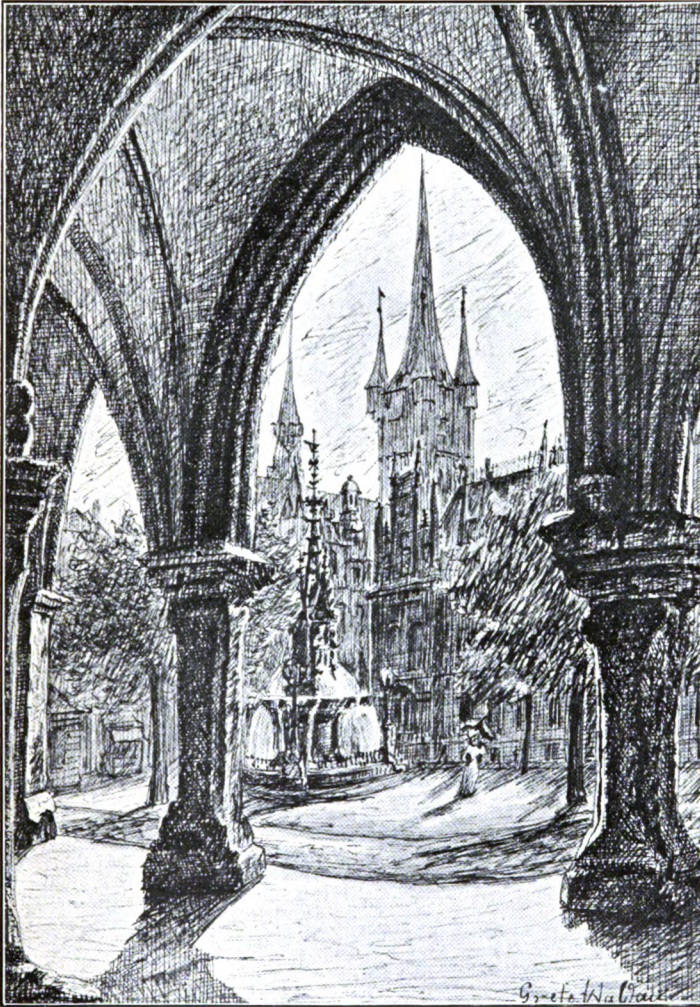
Empor durch das schöne gotische Treppenhaus mit drei modernen, von Max Koch herrührenden Fresko-Malereien aus Lübeck's ältester Zeit, Gründung und Erbauung der Stadt und des Domes durch Heinrich den Löwen anno 1159, schreiten wir zum oberen Stock, dessen Korridore, längs der Stadtkanzlei und Stadtkasse, zahlreiche, z. T. von den beiden Zacharias Kniller, Vater bezw. Bruder des in England hochgefeierten Hofmalers Sir Godfrey Kneller, gefertigte lebensgroße Konterfeis in ganzer Figur resp. Brustbilder wohlweiser Ratsherren oder wie es meistens heißt „Consuln“ des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts schmücken, in ihren charakteristischen Kostümen mit den pelzverbrämten Mänteln, schwarzen Baretts, güldenen Amtsketten u. s. w. Unter den eingemalten Wappen lesen wir in der Totalgeschichte, sowie durch Stiftungen hochgeschätzte Namen, z. B. Nikolaus Bardewik, Heinrich und Otto von Brokes, Heinrich Brömse, Anton und Heinrich Coler, Hermann von Dorne, Christoph Gerdes, Gotthard von Höveln (drei aus dieser edlen Familie), Anton und Johannes Lüdinghausen, Alexander und Joachim Lüneburg, Johann Marquard, Heinrich Plönnies, Matthäus Rodde, Anton von Stiten, Bartholomäus Tinnappel, Gottschalk und Thomas von Wickedede. Lebensalter und Todesjahr sind angegeben, einzelne Inschriften sehr genau, so: George Pavwels von Meisenaws Ritter vnd Elfter Rathsz vnd Cammerherr der Stadt Lubeck. . . Anno

1645. — Der Künstler zeichnet mehrmals mit seinem vollen Namen: Zacharias Kniller fecit.

Über dem Audienzsaal war weiland der 1817 zerstörte Hansaſaal, welcher jetzt für Bureauzimmer nutzbar gemacht ist. Für diesen Verlust entschädigt einigermaßen der im mittelalterlichen Stil neu erbaute Bürgerschaftssaal, wo die Vertreter des Freistaates ihre Sitzungen abhalten, mit zwei Wandgemälden, links: Einzug Kaiser Karls IV. in Lübeck 1375, rechts: Lübeck wird freie Reichsstadt 1226 unter Kaiser Friedrich II., sowie mit den Marmorbüsten der beiden verewigten Ehrenbürger, des Reichskanzlers Fürsten Bismarck und Feldmarschalls Grafen Moltke. Im Erdgeschloß, in der geräumigen Halle des Gewandhauses, dem ehemaligen Zusammenkunftsort für die angesehene Zunft der Gewandschneider, ist die Börse untergebracht.

Die Stuben oben, dem schmalen Korridor entlang, dienen dem Finanzdepartement. Früher war hier das „Danzelhus“ für die verschiedensten Vergnügungen, sogar Tourtiere. Von den Fenstern genießt man eine überraschend schöne Aussicht auf den Markt mit dem Brunnen, dessen Statuen Heinrich den Löwen, Graf Adolph II. von Schauenburg, Kaiser Barbarossa und Friedrich II. darstellen; im Hintergrunde ein moderner gotischer Backsteinrohbau: das kaiserliche Postamt. Entschieden noch reizvoller und intimer wirkt aber die malerische Szenerie von dem unten, zu ebener Erde, sich erstreckenden Kreuzgange aus, worin, wie bereits erwähnt, in alten Zeiten die Goldschmiede ihre Buden hatten. Der Durchblick von dort über den Marktplatz nach dem von vier kleinen Ecktürmchen flankierten Westturm der St. Petrikirche fiel gleich dem Künstlerauge Kaiser Wilhelms II. auf, so daß der Monarch die Anregung gab, dieses noch nie gemalte, nicht nur äußerst interessante, sondern auch perspektivisch schwierige Motiv zu einem jetzt im Allerhöchsten Besitze befindlichen Bilde zu benutzen, welches hier zum ersten Mal vervielfältigt werden darf.

Der vorgedachte Korridor im oberen Stockwerk führt nach der Kriegsstube. Dieselbe, ehemals „das neue Gemach“, ist gut erhalten bzw. restauriert; ihre kostbar geschnitzte, figurenreiche Thür, inwendig an jeder Seite ein Römischer Krieger, und ihre aus buntfarbigen, gebrannten Hölzern eingelegte Wandtäfelung dürfen als Musterleistungen der Tischlerei vom Ende des sechzehnten und Anfang des siebenzehnten Säkulums gelten. Tönnies Evers d. J. heißt der Meister. Eine romantische Liebesgeschichte knüpft sich an diese Arbeit. Erhöht wird der künstlerische Eindruck durch die Abwechslung an Säulen und Nischen, der historische Wert durch in Alabaster eingelassene ältere Patrizier-Wappen, während diejenigen der Senatoren unserer Zeit in Glasmalerei die Fenster



Durchblick vom Rathhaus über den Markt nach St. Petri in Lübeck.

Spezialzeichnung von Grete Waldau,
nach ihrem Originalbild im Besitze Sr. Maj. des Kaisers Wilhelm II.

zieren. Ein Prachtstück ist auch der die Jahreszahl 1595 tragende, vergoldete Marmor- resp. Sandstein-Ramin mit Reliefs, wie das Salomonische Urteil. Zur Rechten und Linken die Porträts von zwei hochverdienten Bürgermeister: von dem noch lebenden Theodor Behn und dem unlängst verstorbenen Theodor Curtius. Fürwahr, das altertümliche Gemach und seine gesamte stilgerechte Einrichtung, deren Renovierung der Tischlermeister Hans Friedrich Schuhmacher 1887 vollendete, mit der schweren Kassettendecke — nach Zeichnung des Baurats Karl von Großheim —, den vielarmigen Messing-Kronleuchtern und den hohen Lehnstühlen mit Lübeds in Lederbezug eingepreßtem Doppeladler, versetzt uns recht eigentlich und stimmungsvoll in die stolze Vergangenheit des einst so mächtig gebietenden Bororts der Hanfa.

Wohl der älteste und jedenfalls nicht der schlechteste Teil des Rathhauses sind die auf starken massiven Pfeilern und Gewölben aus romanischer und gotischer Zeit ruhenden unterirdischen Räume: der Ratskeller.

Ehe wir, den Weg zurückgehend, dahin gelangen, haben wir Muße, uns etwas von seiner Geschichte erzählen zu lassen.

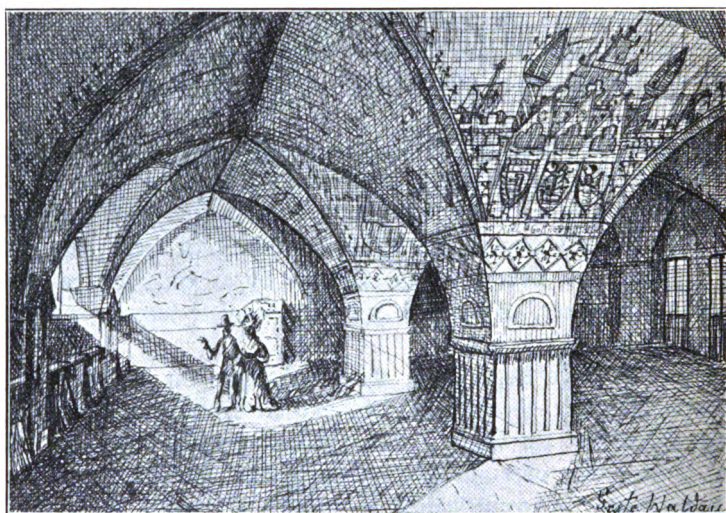
Schon in uralten Zeiten bedurfte der Rat eines guten Weinkellers, denn schon damals erfreute der Wein des Menschen Herz, und erwieß sich's als probates Mittel, fremde Fürsten durch ein Fäßchen freundschaftlich zu gewinnen, vornehme Gäste und Gesandte durch einen Ehrentunk willkommen zu heißen.

Eine besondere Verwaltung war eingesetzt: an der Spitze zwei Ratsverwandte, die Weinherren („Winnestere“), ein Hauptmann („der Herren Schenke“), ein Binder und sonstige beeidigte Beamte. Aller Wein, so zu Lande oder zur See ankam, mußte von ihnen gekostet, der Preis bestimmt, ja ursprünglich in „Eines Ehrbaren Rath's Keller“ gebracht werden; erst als es an Platz mangelte, wurde den Privatē gestattet, in eigenen Kellereien ihn zu bewahren, aber nach wie vor unter hoher obrigkeitlicher Aufsicht gegen Zins. Der Verkauf des Rheinweins und der sogenannten heißen Weine blieb lange des Rates Privileg.

Der Verkehr im Keller war von jeher überaus rege; fröhliches Schmausen und Pokulieren herrschte oft, bisweilen mit Musik, zumal Fastnacht, da die vornehmsten Korporationen, die Junker- oder Zirkel- und die Kaufleute-Kompagnie, mit großem Pomp erschienen. Offizielle Festlichkeiten und geschlossene Gesellschaften, hauptsächlich Hochzeiten, jagten einander; kurz, der Ratskeller galt als der beliebteste Aufenthalt für die Bürger.

Um einen möglichst hohen Ertrag zu erreichen, wurde 1666 ein Wächter eingesetzt, Daniel Jacobi, der jährlich 5600 Mark (ungefähr

7000 Mark nach heutigem Geldwert) zahlte; ihm folgten drei andere Wirte mit verschiedenem Glück. Die Stadt übernahm 1704 die Verwaltung wieder und stellte einen Kellermeister an, deren es fünf gegeben hat, bis zur Auflösung des Weinlagers zur Franzosenzeit. Wie in Hamburg und Bremen, mußte auch in Lübeck der Wein inventarisiert und versteigert werden; 1272 Dhm 18 1/2 Viertel Rhein-, Stein- und Moselweine und 10 2/3 Both süße Weine erzielten als Gesamterlös 300 000 Mark. Wie ungünstig übrigens die Verhältnisse damals waren, geht aus dem Umstand hervor, daß bei neu ausgeschriebener Verpachtung der bisherige letzte Kellermeister Deuerlein als Meistbietender, für sage und schreibe 55 Mark jährlich, den Zuschlag erhielt.



Hansahalle im Ratsweinkeller.

Verödet blieben die Räume während der Franzosenherrschaft; darnach blühte neues Leben aus den Ruinen. Bessere Zeiten kamen. Eine von Grund aus durchgeführte Renovation hat die altherwürdigen Gewölbe wieder zu anheimelnden, behaglich einladenden Hallen umgewandelt.

Und nun hinab in die Tiefe!

Wir steigen an der Marktseite die Haupttreppe hinunter und befinden uns in dem Buffetraum, von wo aus wir die einzelnen Lokalitäten durchwandern, deren Wölbungen und Wände meist mit sinn- und beziehungsreichen Sprüchen und Emblemen ausgemalt sind. So prangen die Wappen und Namen sämtlicher einst zum Hansabunde gehöriger Städte im „Hansasaal“, so diejenigen Lübeckischer Seehelden im „Ab-

miralszimmer“, welches früher den aus einer Planke des letzten Admiralschiffes gearbeiteten Tisch enthielt, der jetzt vorm Eingange steht. Der „Hamburger Keller“ heißt also, weil hier ehemals Hamburger Bier geschenkt wurde, der „Germanisten-Keller“ zur Erinnerung an die 1847 daselbst tagende Versammlung der Germanisten. In dem „Brautgemach“ — ursprünglich „Herrengemach“, wo die „Winmestere“ zu Gericht saßen — erregt unsere Aufmerksamkeit ein von der Patrizierfamilie von Stiten 1575 gestifteter Kamin, der neben Henne und Hahn und anderen Verzierungen die ernst-heitere niedersächsische Inschrift trägt:

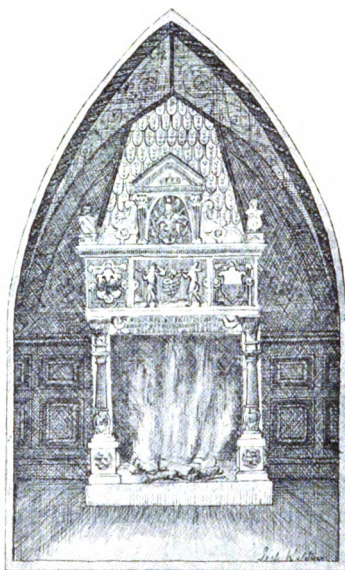
mennig man lude singet,
wenn man em de brut bringet;
wusste he, wat man em brochte,
dat he wol wenen moch.

Audere Räumlichkeiten sind getauft nach den ehemals dort lagern- den, mit bestimmten Bezeichnungen versehenen gewaltigen Stückfässern, wie die „Linde“ bezw. „Lilie“ und vor allem die „Rose“.

Kein Gemach erweckt in der Gegenwart beim gebildeten Publikum wohl größeres Interesse, als gerade das letztgenannte.

Was Wunder! Ist es ja verknüpft mit unserem Emanuel Geibel, Sänger der Liebe, Herold des Reiches. Unter seinem Vorsitz hielten hier die „Ritter der Rose“ ihre Symposien, um als „lustige Musikanten“ zu singen und zu sagen, worauf launige Wandmalereien anspielen. Erfuhr zwar der Lübecker Ratskeller keine solche volkstümliche Verherrlichung in der Literatur, wie der Bremer durch Wilhelm Hauffs weltbekannte „Phantasien“, so hat doch das Gedicht „Eine Septembernacht“ in Geibels „Juniusliedern“ einen poetischen Nimbus um diesen lauschigen Winkel verbreitet:

Zu Lübeck im Ratskeller saßen spät
Wir Freunde noch beim Wein und tranken,
Wo tief gebräunt die Eichentafel steht
Aus unsres letzten Kriegsschiffs Planken



Kamin im Brautgemach.

Da schlug es Mitternacht. Sie brachen auf,
Wir drückten herzlich uns die Hände;
Mich aber trieb es noch den Gang hinauf,
Die Fässer durch, entlang die schatt'gen Wände.
Ich konnt' an Schlaf nicht denken. Sonst und heut
Zerfloß in meinen Sinnen lose;
So trat ich ein, gedankenvoll zerstreut,
Ins hallende Gemölb der „Rose“.

Dort erlebte er nun eine Vision: er gewahrte zwei seltene Becher,
Fürgen Wullenweber und Marx Meier, und hörte des Ersten Worte:

Was Menschen bauten, wird des Windes Spiel.
Nur Gottes Ratschluß bleibt beständig;
Die Hanse sank, das alte Reich zerfiel,
Doch Deutschland steigt empor lebendig

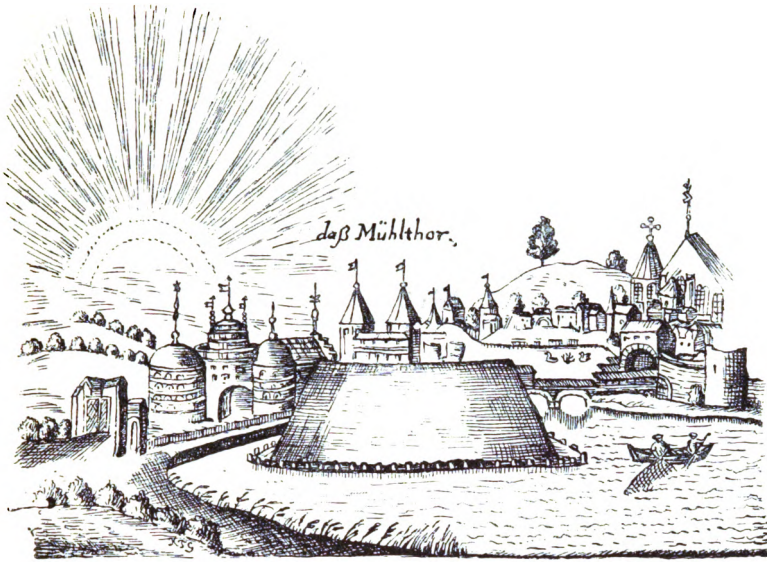
Frisch auf, mein Volk, du großes Vaterland,
Treueinig, wie ich's nimmer durfte schauen!
Vollführe du, was mir im Herzen stand,
Zu Masten laß des Forstes Tannen hauen!
Der Weg des Meeres sei dein! —

Wahrlich, dieser Prophetenruf hat sich inzwischen erfüllt: wieder
erstanden ist das Deutsche Reich, und sein Kaiser sorgt für die groß-
artige Entwicklung der Flotte und Marine.

Wenn wir, nach dem Rundgange, uns jetzt gemütlich beim Glase
Wein niederlassen und hell die Gläser klingen, dann gedenken wir mit
freudigem Stolze auch der ruhmreichen alten Hanse, wie ihres ehe-
maligen Hauptes; unsere Gäste aber, in die Heimat zurückgekehrt, er-
zählen gern von den erinnerungsvollen Eindrücken, die sie gewonnen
haben und mitgenommen von ihrem Besuche im Rathhaus und Rats-
keller zu Lübeck.

Lübeck's Kaiserthor.

Zur Wiedereröffnung des altlübeckischen Kaiserthores
am 16. Juni 1900.



Das alte Mühlenthor mit Kaiserthurm und Umgebung.

Helleuchtend steigt die Sonne empor über dem Mühlenthor, wie dies ein alter Kupferstich „Waare abbildung der Weitberühmten See- und Handels Statt LÜBECK“ veranschaulicht. Oberhalb des Mühlenteiches, im Hintergrunde links, erblicken wir einen Turm, der bereits im fünfzehnten Jahrhundert Kaiserturm hieß, von dem gegenwärtig nur noch die starken Steine des Erdgeschosses stehen und der mittelalterliche Durchgang, genannt „Kaiserthor“.

Hier soll Kaiser Karl IV. nach längerem festlichen Aufenthalt Lübeck verlassen haben, anno 1375, worauf die Pforte, so meldet die Sage, zugemauert ward. Jetzt, im Jahre 1900, setzt Kaiser Wilhelm II. seinen Fuß durch das nämliche, wieder hergestellte und geöffnete Gewölbe, um von dort zu Schiff die neue Wasserstraße zwischen Trave und Elbe einzuweihen und feierlich zu befahren.

Ursprung der Illustrationen: 1. Abbildung des Mühlenthors mit Kaiserthurm nach einem alten Kupferstich (Lübecker Stadtbibliothek); 2. Kaiser Karl IV. nach der von E. Tesdorpf bewirkten Spezialaufnahme eines alten Oelgemäldes (Lübecker Museum); 3. Kaiser Wilhelm II. auf der Hohenzollern-Kommandobrücke, nach H. Prell; 4. Ehemalige Ansicht des Kaiserthors mit Navigationschule, nach Originalphotographie von Direktor Dr. Fr. Schulze; 5. 6. Jetztige Ansichten vom Kaiserthor zc., Nordwest- und Südostseite, nach der Natur — sämtlich vom Verfasser dieses Buches gezeichnet.

Also erstrahlt abermals vom Mühlenhor her, vom Kaiserthor aus, die Sonne über dem einstigen Haupte der Hanse, als Verkünderin einer glücklichen Zukunft.

Schon Karl IV. hatte, geschichtlicher Überlieferung zufolge, den Plan, durch einen Kanal den Handel aus Böhmen nach dem Norden über Lübeck zu leiten. Unzweifelhaft hat er, wie Prof. Mantels in seinem Aufsatz über Kaiser Karls Hoflager hieselbst betont, den weitreichenden Einfluß und die finanzielle Leistungsfähigkeit der damals bedeutendsten norddeutschen Reichsstadt in seine politische Berechnung mit aufgenommen, um so mehr, als er durch den Besitz der Mark darauf gewiesen war, den merkantilen Verkehr zwischen Elbe und Oder zu fördern. So mögen denn die Handelsbeziehungen der Mark und ihrer Städte, speziell von Tangermünde, — allwo Kaiser Karl zeitweise residierte und jüngst Kaiser Wilhelm ihm, nach dem bereits in der Siegesallee des Berliner Tiergartens errichteten Marmor-Standbild, ein gleiches aus Bronze hat setzen lassen, — zum Hansabunde, die Hebung der Schifffahrt auf der Elbe und deren Nebenströmen in Lübeck zur Sprache gekommen sein, wenn auch der eigentliche Reisezweck ein dynastischer gewesen ist.

Über eine volle Woche währte das Verweilen des mächtigen Monarchen, dessen ruhmreiches Andenken besonders durch den Erlaß der „goldenen Bulle“ ewig unvergessen bleibt, in seiner treuen Reichsstadt, vom 20. bis 30. Oktober 1375. Vor ihm, schon 1181, hatte Friedrich Rotbart lobesam in Lübeck Einzug gehalten. Karl IV. war ihr gar wohlgeneigt, wie die verliehenen Privilegien und Hoheitsrechte beweisen, u. a. die kurz zuvor nach Überwindung des Dänenkönigs Waldemar bewilligte Justiz in Sachen des Landfriedens.

Daher gestaltete sich sein Besuch zu einer glänzenden Kundgebung. Die Chronisten wissen darüber nicht genug Wunders zu erzählen.

An einem Sonnabend ritt der Kaiser mit seiner erlauchten Gemahlin Elisabeth von Bommern, seinem Schwiegersohn Markgraf Otto von Brandenburg und großem fürstlichen Gefolge prunkvoll ein, von den Bürgermeistern und Ratsherrn in feierlichem Zuge eingeholt, durch die Burg- und Breitestraße nach dem Dom am Mühlendamm, zum Gottesdienste, darauf durch die Königstraße nach der Herberge, zwei, Ecke der König- und Johannisstraße, gegenüberliegenden Patrizierhäusern, deren Erker durch eine bedeckte Galerie mit einander verbunden worden waren (jetzt „Zum Deutschen Kaiser“ und Löwen=Apothek). Da ruheten nimmer Trommeln und Pfeifen, Turniere und Lustbarkeiten aller Art. So licht wie der Tag war die Nacht, Laternen erleuchteten hell das seltene Schauspiel.

In einer Ratsitzung begrüßte der Herrscher die Väter der Stadt als „Herren“ und bekräftigte, auf des ältesten Bürgermeisters bescheidene Ablehnung, seinen Ausspruch nachdrücklich: „Gy sint heren. De olden registra der keyserre wysen uth, dat Lubeke is eyne van den uppersten steden des rikes, unde dat juwes ratmanns sint van deme sworn rade des keyseris unde mogen in unde uth gan to allen tiden, wur des rikes rad vorsammelt is, also don de anderen sworn des rikes rades. Dar umme sint gi bildichliken heren ghenomet van des sundergen gnadenrikes privilegies wegen, dar juwe stad dat rike mede beghiftet heft. Desse vorroreden vif stede sint Rome, Venedie, Florencie, Pise unde Lubeke.“

An urkundlichen Zeugnissen über jene Freudentage fehlt es nicht; auch existieren noch kaiserliche Briefe, unterzeichnet „Gegeben in unserer festlichen Reichsstadt Lübeck.“

Der Einzug selbst war im Rathause abgemalt; das Bild, sicherlich eine farbenprächtige, kostümlich interessante Schilderung, wird 1678 zuletzt erwähnt, der Verlust ist sehr zu beklagen. Dagegen ist glücklicherweise noch vorhanden ein auf Leinwand gemaltes Ölporträt, wohl kaum Original, sondern gute alte Kopie nach



Kaiser Karl IV.

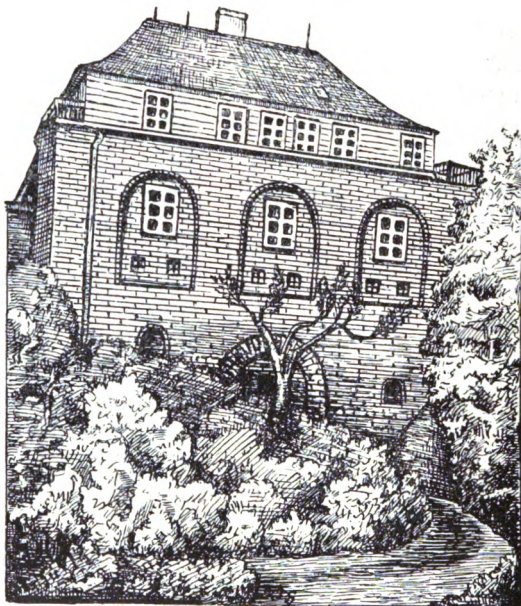
dem großen kaiserlichen Siegel, welches den Kaiser in einem Thronessel, zwischen Bleisfenstern, sitzend darstellt, mit langem Haar, Schnurr- und Vollbart, mit goldener, edelsteinbesetzter Krone, Reichsschwert und -Apfel; das Gewand überaus kostbar gemustert und gewirkt, des pelzverbrämten Mantels Saum mit Diamanten und Perlen geziert, darunter eine doppelte Kette, gekreuzte Bänder von der Brust bis zum Gürtel.

Zu den begeisterten Berichten der Augenzeugen über die Empfangsfeier und das Hoflager gesellt sich später die folgende beachtenswerte Überlieferung des Chronisten Reckemann: „Do de keyser tein dage hadde to Lubeck gewesen, toch he van dar to deme Molendoer uth, welk doer de rad dem keyser ton eren let tomuren.“

Historisch erhärten läßt sich diese Tradition nicht. Mantels bemerkt dazu: „Der von der Lokalsage als zugemauertes Thor bezeichnete Ort liegt jetzt als Kasematte in der früheren Wallbastion, der sogenannten Kaiserbastion. Bevor die Wallanlagen im Süden der Stadt

entstanden, muß hier, auch nachdem der alte Mühlendamm aufgehört hatte, Verkehrsweg zu sein, zum Schutz des Stadteinganges ein Thorzwinger gelegen haben, der Kaiserturm. Vielleicht hat der Name die Entstehung der Sage veranlaßt. Wie lebendig aber diese blieb, geht daraus hervor, daß ein Chronist des ausgehenden siebenzehnten Jahrhunderts der Mitteilung von Neckemanns Worten zur Beglaubigung beifügt, man könne am jetzigen inneren Mühlenthor noch das kaiserliche Handzeichen sehen.“

Jahrhunderte vergingen. Die Befestigungen der Stadt veränderten



Das frühere Haus der Navigationschule über dem
Kaiserthor, Nordwestseite.

sich mehr und mehr, wie Bürgermeister Brehmers Beiträge zu einer Baugeschichte Lübecks uns belehren. Anno 1494 erstand „de nige torn achter dem molendamme“, im Volksmunde Kaiserturm, ein hoher, in seinem Äußern schmuckloser viereckiger Bau, über dem Gewölbe, durch welches weiland Karl IV. hinausgezogen sein soll.

Hier fand nach der Franzosenzeit, nach Feldmarschall Blüchers Kapitulation, eine Heimstätte die Seemannschule.

Ihr erster Leiter seit 1808, der Astronom und Nautiker Johann Hinrich Sahn, war es, der auf den Kaiserturm als ein diesem Zweck entsprechendes Gebäude hinwies. Sachverständige besichtigten 1819 das

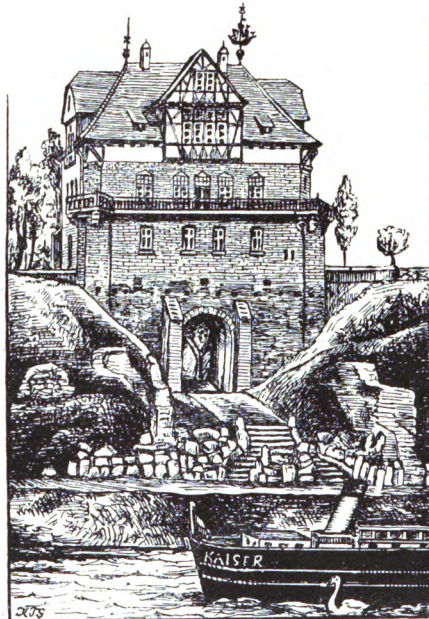


Das jetzige Haus der Navigations-
schule über dem Kaiser-
thor, Nordwestseite.

über die Entwicklung der Navigations-
schule ergaben, daß
der Senat den Ausbau be-
schloß, am 28. August 1826
die Einweihung geschah und
dreißig Jahre später, anläß-
lich der geplanten weiteren Er-
richtung einer Sternwarte, das
alte Bauwerk wesentlich umge-
staltet wurde. Anfangs sollte
nur ein Pfeiler auf die Ge-
wölbe des Kaiserturms gesetzt
werden und das Dach über-
ragen, aber die Erschütterungen
waren zu bedeutend. Das
machte langwierige Untersuch-
ungen der alten Befestigungs-
manern, Bohrungen nach Kase-

altersgraue, ziemlich vermahr-
loste Gemäuer und erklärten:
„Durch die hohe Lage, welche
fast nach allen Seiten freien
Gesichtskreis gewährt, ist dies
Gebäude zur Lehranstalt für
die Schiffahrtskunde, wobey
der Unterricht öftere Beobach-
tungen im Freyen anordnet,
ganz vorzüglich geeignet. Es
wird hier, wie in Hamburg,
und noch mehr wie dort,
wegen der besonderen Lage
zur Zierde der Stadt ge-
reichen und überdies einen
passenden Ort zu astronomi-
schen Beobachtungen bieten.“

Des jetzigen Direktors Dr.
Franz Schulze Forschungen



Kaiserthor und Navigations-
schule, Südwestseite, am Elbe-
Trave-Kanal.

matten unter den Wällen, ja Erwägungen wegen etwaigen Rappens sämtlicher den Ausblick hindernder Ulmen nötig. Man entschied sich zu guter Letzt für einen höheren Turm, um freien Horizont mit möglicher Schonung des grünen Baumschmuckes zu gewinnen.

Im Jahre 1899 endlich vollzog sich der gründliche Um- und Neubau des Kaiserturmes in seiner gegenwärtigen Gestalt, sowie eine pietätvolle Wiederherstellung des ursprünglichen Kaiserthores.

Durch die Arbeiten und Baggerungen für den von Lübeck und Preußen gemeinschaftlich in Angriff genommenen und durchgeführten Elbe-Trave-Kanal, damit verbundene Öffnung des ehemaligen Thorweges und Abtragung eines Teils vom Walle wurde das fast zwei Meter starke Gemäuer mit den unterirdischen Kellern von der seit Jahrhunderten, zumal auf der Südostseite nach dem Stadtgraben, angeschütteten Erdbede befreit und so ein Denkmal massiver, mittelalterlicher Baukunst, ein Stück Stadtgeschichte aus Lübecks glänzendster Vergangenheit bloßgelegt, der Generation in Gegenwart und Zukunft aufs neue sichtbar vor Augen geführt.

Die Seemannsschule, hoch thronend auf der Krone des einstigen Festungswalles vorm Mühlenthore, wird auch fortan durch Ausbildung tüchtiger Kapitäne und Steuerleute der Deutschen Flagge bis in die fernsten Zonen Respekt verschaffen helfen, der Deutschen Marine dienen und zum Ruhme einer gebietenden Deutschen Flotte das ihre thun; ist doch die Inschrift über ihrem Portal „*navigare necesse est*“ jener lateinische Spruch der Seefahrt in Bremen, den dort unseres Kaisers Mund jüngst wieder aller Welt kund und zu wissen that, vom Fels zum Meer, zur Machtentfaltung des Deutschen Reiches und Vaterlandes überall.

Und gerade unser Kaiser Wilhelm II. tritt heute, den 16. Juni 1900, auch an einem Sonnabend, durch das seit Kaiser Karls IV. Hoflager in Lübeck sagemumpommene, nun wieder geöffnete Thor, durch jenes altertümliche Gewölbe, aus dessen Ruinen neues Leben blüht, dessen Decke in Gotik mit frischen Farben sinn- und beziehungsvolle Embleme (eine Schöpfung der Gebrüder Bohn) zeigt: oben auf dem Mittelfelde die Reichsinsignien, Kaiserkrone, Scepter, Schwert und Reichsapfel, umrahmt von einem mit rotem Bandwerk durchschlungenen grünen Eichenkranz. Die Jahreszahlen 1375 und 1900 erinnern an den Durchzug beider Kaiser: Karls IV. und Wilhelms II., die unter dem Kranz ausgehenden goldenen Strahlen fallen auf die links und rechts befindlichen vaterstädtischen Wappen: weiß-rotes Schild und Doppeladler, der Sonne gleich, unter deren Strahlen alles Wachstum gedeihet. Wichtige Eichenblattfriese, von kräftigen Zwickelverzierungen getragen, schließen die Decke

Ms. DuChesne
has been before
an eminent judge;

Amos
John
John
John
John
John
John
John

Amos
John
John
John
John
John
John
John

Grady



bezieht sich auf die, nicht als obgleich
in der Hand halten, sondern weil es
gemeinlich ist.

gegen die Wände ab, welche als Dekoration einen roten, gequadrerten Sockel erhalten haben.

Gewiß wird unseres Kaisers Falkenauge die goldenen Lettern auf blauem Grunde, längs den Seitenwänden, gewahr, gewiß wird er die niederländische Inschrift aus altlübekischer Geschichte mit Wohlgefallen lesen, die da lautet: „Se hadden trume to deme keiserrike, Dar by se gherne wolden bliwen.“

Unter solchen oder ähnlichen erhebenden Eindrücken durchschreitet der mächtige Herrscher das hallende Gewölbe. Und nun liegt vor ihm der jungfräuliche Kanal, Sonnenschein ruht auf der glitzernden Flut, gegenüber lacht ein landschaftlich entzückendes Gelände mit hohen Kastanienbäumen, woraus stattlich und stolz hervorragt das Gebäude der segensreich wirkenden Hanseatischen Invaliditäts- und Altersversicherungs-Anstalt, auf einem Giebel die Wappen von Lübeck, Bremen und Hamburg, beschirmt vom Kaiseraar!



Kaiser Wilhelm II.

Sinfährt Wilhelm II. in dem harrenden Schiffe über die silbernen Wellen des Wassers, welches zwei Ströme, zwei Meere aufs neue mit einander vereinigt, zwei Hansestädte, die zu den Perlen des Reiches gehören und jetzt erst vollauf in der Lage sind, mit zu mehrern die Ehre, Größe und Macht unseres Deutschen Vaterlandes.

Das walte Gott.

— — — Weitere Werke von Karl Theodor Gaederg. — — —

Verlag von Georg Wigand in Leipzig.

Bei Goethe zu Gaste.

Neues von Goethe,

aus seinem Freundes- und Gesellschaffskreis.

Ein „Schwänchen“ zu des Dichtersfürsten 150jährigem Geburtstag.

Mit zahlreichen Abbildungen und Facsimiles im Text und auf Tafeln. Broch. 6 Mk., geb. 7 Mk.

Dieses den Großherzoglichen Herrschaften von Baden zugeeignete Buch ist als eines der besten „von hervorragender Bedeutung und sehr wertvoll“ bezeichnet worden, die zu dem Goethefest erschienen. Die „National-Zeitung“ sagt in einer längeren Besprechung: „Bei Goethe zu Gaste“ bietet sich dies trefflich ausgestattete, verbienstkoolle und fleißige Werk, das eine Fülle neuen Materials bietet. Prof. Gaederg ist ein glücklicher Finder — mit spürünftigem Eifer, wie mit einer Wünschekrute begabt, schürft er neue Briefe und Bilder, Gedichte und Tagebuchblätter aus dem Boden herauf, um sie mit Sachkenntnis zu bearbeiten. Doch versteht er es, seine hübschen Funde in einer Form darzubieten, die nicht allein für den ernststen literaturgeschichtlichen Forscher bestimmt ist, sondern die auch dem weiteren Kreise der Literaturfreunde eine anregende, in Goethes Art und Kunst, in sein Leben und Dichten angenehm einführende Lektüre gewährt.

Emanuel Geibel,

Sänger der Liebe, Herold des Reiches.

Ein deutsches Dichterleben.

Mit Abbildungen und Facsimiles. Broch. 6 Mk., geb. 7 Mk.

Dieses mit Allerhöchster Genehmigung dem Andenken **Wilhelm des Großen**, Kaisers und Königs, gemidmete Nationalwerk haben Se. Majestät Kaiser **Wilhelm II.** als einen „wertvollen Beitrag zur Hundertjahrfeier“ bezeichnet und Ihre Majestät Kaiserin **Auguste Viktoria** als eine „hochpatriotische That“. Auch der vereingte Fürst **Bismarck** schenkte dem Buch sein besonderes Interesse.

Dreihundert Bildnisse und Lebensabrisse

berühmter deutscher Männer.

Fünfte Auflage. Gebunden 10 Mk.

Ein Volksbuch im besten Sinne und zugleich ein Ehrenbuch, an welchem jeder gebildete Deutsche sich freuen muß, begonnen von **Ludwig Beckstein**, gezeichnet von **Hugo Burchner**, neu bearbeitet und fortgeführt von **Karl Theodor Gaederg**. Dasselbe hat sich als Anschauungsmittel für den Geschichtsunterricht trefflich bewährt. In den kurzen Lebensskizzen ringen Präzision des Ausdrucks und Schärfe der Charakteristik miteinander um die Palme. (Pädagogischer Jahresbericht.)

Goethe und Maler Kolbe.

Ein deutsches Künstlerleben.

Mit fünf Bildnissen.

Zweite, sehr vermehrte Auflage. Broch. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Prof. **Friedr. Barnde** urteilte im literarischen Centralblatt: „Gaederg hat in der ihm eigenen ansprechenden Weise das Verhältnis des Künstlers zu Goethe darzulegen verstanden, so daß man das Schriftchen mit Interesse liest“. Dasselbe ist im Text wesentlich erweitert, auch um mehrere Goethe-Briefe bereichert, und bietet neben den besten Goethe-Bildnissen des Malers auch zwei von Gaederg aufgefundenen Porträts, die Kolbe selbst in Jugend und Alter darstellen.

Aus dem Verlage von **C. Ed. Müller** in Bremen:

Goethes Winchen.

Auf Grund ungedruckter Briefe geschildert.

Mit dem bisher unbekanntem, von **Johanna Frommann** gemalten Porträt der **Wilhelmine Herzlieb** und Facsimile.

Zweite, vermehrte Auflage. Broch. 3 Mk., geb. 4 Mk. 20 Pfg.

Prof. **Moriz Carrière** urteilte in der Münchener Allgemeinen Zeitung: „Einer unerquicklichen Streiterei über Winchen Herzlieb ist durch dies Büchlein von Gaederg wohl ein Ende gemacht, das den jenationell aufgebauten mutmaßenden Darstellungen ebenso fleigreich entgegengetreten ist, als es durch im Nachlaß einer Jugendsfreundin **Wilhelmines** aufgefundenen Briefe dergleichen bestätigt hat, was von der Frommannschen Familie mitgeteilt war. Vortrefflich hat Gaederg zum Schluß dargethan, in wie weit Goethe ihr Bildnis zu seiner Diktion der Wahrverwandtschaften verwertet hat.“

Reuteriana :

Fritz Reuter-Reliquien. Inhalt: Widmung an Louise Reuter. Die Papiere des Studenten Reuter. Neue Mitteilungen aus Reuters Leben. Briefe. Gelegenheitsgedichte Ueber die Urgestalt von „Mit mine Stromtid“. Eine Luftballonsfahrt durch Mecklenburg; aus dem Nachlaß. Broch. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Fritz Reuter-Studien. Inhalt: Widmung an Fritz Peters zc. Reuter als Burschenschaftler. Reuter und Annemarie Schult. Reuter und die Gebrüder Boll. Reuter auf Thalberg. Reuters Hausbuch. Bernhard Afinger, Ernst Moritz Arndt und Fritz Reuter. Broch. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Fritz Reuter-Galerie. Mit Bildern von Beckmann. Prachtband 20 Mk.

Reuter-Postkarten. Mit Charakteristik und Sprüchen. Leporello-Album. 1 Mk.

Fürst Bismarck und Fritz Reuter. Eine Gedächtnisrede. Broch. 1 Mk.

Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. Drei Bände. Mit Reuters schenschafter und Festungsgefangener, einem Farbendruck „Entselter Trägig“, sowie zahlreichen Skizzen, Bildnissen, Ansichten und Familienes meist nach Originalen von Ludwig Vießich, Theodor Schloeyte und Fritz Reuter. (Im ganzen 237 Bilder auf 142 Tafeln, einschließlic fünf Doppeltafeln, und ein Foliobogen mit Familienes.) Broch. je 3 Mk., geb. 4 Mk. — Die Bücher enthalten u. a. viele Dichtungen aus Fritz Reuters Nachlaß, hochinteressant vor allem der bisher unveröffentlichte Teil seines Schwänenfangens: „Die lütte Gawe“ für Dittschland“ aus den Kriegsjahren 1870/71. — Die Briefe an seine Braut geben Zeugnis für seine innige Liebe, sowie von der Zartheit des Empfindens des Dichters; die Briefe an seine Freunde sind ebenso inhaltsreich und oft von goldenem Humor erfüllt. — Kostbar ist auch der Schatz an Erinnerungen der Familie des Kommandanten von Bulow (Festung Dömitz), des Küsters Suhr, der Drumwappel Kining und Mining. Sehr sympathisch berühren die originellen Mitteilungen über den Amtshauptmann Weber und die anderen Hauptfiguren der „Frangosentib“ (Antel Herje, Wamsfell Westphal, Fritz Sahlmann zc.), auch die charakteristischen Berichte über Reuters Eltern, deren Hochzeit in Stavenhagen u. s. w. — „Dies Werk ist ein Muster deutschen Forscherfleißes und Findexglücks, bahnbrechend und grundlegend für die genaue Kenntnis Fritz Reuters, seines Lebens, seiner Schöpfungen, seiner Zeit, daher unentbehrlich für jeden Besitzer von Reuters sämtlichen Werken und die schönste illustrierte Ergänzung dazu.“

■ Für die in Vorbereitung befindliche kulturgeschichtliche Publikation „Fritz Reuters Festungszeit in Dichtung und Wahrheit“ bittet Herr Rat Curt Walther zu Eisenach, Generalbevollmächtigter der Erben Reuters, ungedruckte Briefe, Gedichte, Zeichnungen, Erinnerungen von Reuter und seinem Freundeskreis, den Leidensgefährten, Kommandanten u. s. w. auf den einzelnen Festungen, Herrn Prof. Dr. Gaedertz (Berlin SW. Belleallianceptplatz 14 I) anzuvertrauen.

Mannigfaltiges :

Zur Kenntnis der altenglischen Bühne nebst anderen Beiträgen zur Shakespeare-Literatur. Mit Abbildungen. Broch. 2 Mk. 40 Pf.

Archivalische Nachrichten über die Theaterzustände von Hildesheim, Lüneburg und Lüneburg im 16. und 17. Jahrhundert. Broch. 4 Mk.

Briefwechsel von Jakob Grimm und Hoffmann-Fallersleben mit Hendrik van Wijn. Broch. 1 Mk. 80 Pf.

Friedrich der Große und General Chasot. Broch. 2 Mk.

Abwehr betr. Friedrich der Große und Chasot. Broch. 50 Pf.

Gabriel Rollenbagen. Sein Leben und seine Werke. Broch. 2 Mk. 80 Pf.

Gebrüder Stern und Niffens Depositionsspiel. Mit Abbildungen. Broch. 2 Mk. 50 Pf.

Eine Komödie. Plattdeutsches Singpiel. Mit Musikbeilagen. 2. Aufl. Broch. 1 Mk. 50 Pf.

Das niederdeutsche Schauspiel. Bd. 1: Das niederdeutsche Drama bis zur Franzosenzeit. II. Die Plattdeutsche Komödie im 19. Jahrhundert. 2. Aufl. Broch. 8 Mk.

Zufklapp! Leeder un Länjchen. Mit Bild und Namenszug des Verfassers. 3. Aufl. Geb. 3 Mk.

Uebersetzungen :

Die Soratier, Tragödie von Corneille. Broch. 20 Pf.

Edler, Tragödie von Racine. Broch. 20 Pf.

Britannicus, Tragödie von Racine. Broch. 20 Pf.

Washington Irving's Skizzenbuch. Mit Biographie und Anmerkungen. Geb. 1 Mk. 20 Pf.

Ausgaben :

Sarten Reina. Plattdeutscher Roman von Heinrich Burmester. Mit Einleitung. 2 Bände. Broch. 6 Mk., geb. 8 Mk.

Ruffig un turvig. Plattdeutsche Gedichte von Georg Berling. Neue Aufl. Geb. 2 Mk. 40 Pf.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 05523 3491

**DO NOT REMOVE
OR
MUTILATE CARD**

4-AR

